This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

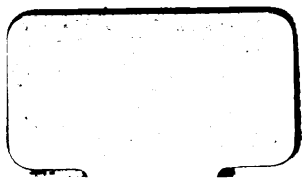
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



gez. von V. Stotz

gest. v. J. Poppel

Fingerzeige

auf

dem Gebiete der kirchlichen Kunst

von

August Reichensperger.

Nebst 31 Tafeln mit 125 Abbildungen.

47.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1854.

173. e. 43.

Fingerzeige

auf

dem Gebiete der kirchlichen Kunst

von

August Reichensperger.

Nebst 31 Tafeln mit 125 Abbildungen.

47.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1854.

173. e. 43.

.Bib. ... .Ref.

Vorwort.

Der Zweck gegenwärtiger Schrift ist vorzugsweise ein praktischer. Wenn einerseits unverkennbar die Literatur über christliche Kunst sich in lebhafter Entwicklung befindet, so ist es anderseits nicht minder unbestreitbar, daß hinsichtlich der Uebung dieser Kunst, im Ganzen genommen, noch außerordentlich viel zu wünschen übrig bleibt. Das Wort „Kunst" leitet sich aber von „Können" ab, wie denn auch keine der dageweſenen großen Kunstperioden in der Kritik und in der Gelehrsamkeit wurzelt, deren Werth und Bedeutung ich im Uebrigen weit entfernt bin, zu verkennen.

Mein Zweck erforderte eine möglichst gedrängte Darstellung, sie wird ergänzt durch die beigegebenen Abbildungen, welche unter der Leitung des Herrn V. Statz, theils nach dessen bereits zur Ausführung gekommenen Entwürfen, theils nach alten Kunstwerken angefertigt sind. Auch hier gab das praktische Bedürfniß den leitenden Gesichtspunkt her. Wie ich nur sagen wollte, was man zu thun und zu lassen hat, so sollen auch diese Abbildungen dem ausführenden Meister bei dem Mangel guter Muster zur Richtschnur dienen, man soll sie, mit Einem Worte, brauchen können. Deshalb sind sie so gehalten, daß man überall den Zirkel ansetzen und, so zu sagen, die Probe darauf machen kann. Es wäre ein Leichtes gewesen, kunstreichere und das Auge mehr bestechende Bilder zu liefern; allein dem Bedürfnisse ist damit wenig gedient; im Gegentheile würde dadurch das Handwerk, um welches es sich hier hauptsächlich handelt, wohl nur in die Irre geführt worden sein; die brillant ausgestatteten und schattir-

ten Bilder und Bildchen, womit wir immer mehr überschwemmt werden, haben schon Unheil genug angerichtet; man gebe uns lieber genaue Maaße, Durchschnitte und Profile — wenn man kann. Wer sich ein Prachtstück will anfertigen lassen, wird ohnehin gut daran thun, sich an einen bewährten Künstler zu wenden und sich von ihm einen Plan mit ausführlichen Detailzeichnungen anfertigen zu lassen. Ich habe hauptsächlich solche Gegenstände ausgewählt, welche gewissermaßen als Typen dienen können und die zugleich den gewöhnlichen Bedürfnissen des Cultus gewidmet sind. Auch in den kleineren, ärmeren Kirchen muß die Kunst wieder heimisch werden; auf sie ist sogar vorzugsweise Bedacht zu nehmen, da die Gefahr des Eindringens der Pfuscherei hier am größten ist, wie uns dies die tägliche Erfahrung nur allzusehr lehrt. Die gute Absicht, welche gegenwärtigem Versuche zum Grunde liegt, wird hoffentlich den Lücken und Mängeln desselben, welche Niemand mehr fühlen kann, als ich selbst, einigermaßen zur Entschuldigung gereichen. Das Feld ist ein unermeßliches: möchte es mir nur gelungen sein, einige Fußpfade darin wieder anzubahnen! — Es gränzt dasselbe vielfach an das theologische Gebiet; sollten ungeeignete Ueberschreitungen nach dieser Seite hin, in dem Buche vorkommen, so würde ich für Berichtigungen doppelt erkenntlich sein.

Köln, im Juli 1854.

A. R.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Neubauten	17
Restaurationen	29
Die innere Ausschmückung der Kirche	38
Das Kirchengeräthe	50
Kirchliche Musik	68
Der Küster	73
Umgebungen der Kirche	77
Der Kirchhof	86
Das Kloster	93
Museen und Vereine	106
Glossar	124
Verzeichniß der Abbildungen	136

Einleitung.

Die vielen scheinbaren Niederlagen der Wahrheit, welche uns die Geschichte, insbesondere die Geschichte der Kirche, darbietet, haben sich im Verfolge stets als eben so viele Siege des Guten über das Böse herausgestellt, ja man kann fast sagen, die Wahrheit sei nie dem Siege näher, als wenn es das Ansehen gewinnt, als ob die Lüge oder der Irrthum ihr eine Todeswunde versetzt hätten: aus den Ruinen, welche sie angehäuft, sehen wir stets die Kreuzesfahne triumphirend hervorgehen. Diese Siege sind zunächst dem Beistande Desjenigen beizumessen, welcher verheißen hat, bei seiner Kirche zu bleiben bis ans Ende der Tage. Allein Gott bedient sich dabei meist der gewöhnlichen Werkzeuge; er hebt die menschliche Freiheit nicht auf; er unterstützt sie vielmehr durch seine Gnade zum Widerstand gegen den Feind, den äußeren und den inneren. Da dieser Feind indeß niemals rastet, so bleibt die Kirche hienieden immer eine streitende; ihr Urbild, tritt, so weit dessen Verwirklichung durch menschliches Mitwirken bedingt ist, nirgendwo vollständig in die äußere Erscheinung; Leidenschaften und Gebrechen mancher Art verdunkeln es bald mehr, bald weniger.*) So ist denn auch, bei den Wechselbeziehungen zwischen den Organen der Kirche und der Welt, welche Erstere zu heilen und zu heiligen den Beruf hat, allezeit die Gefahr vorhanden, daß jene Organe selbst in Mitleidenschaft gezogen und ihrer Natur entfremdet werden. In wie weit die Vermittlung der Erlösungsgnade eines sinnlichen Trägers und einer äußeren Form bedarf, treten auch die Bedingungen der Sinnlichkeit hervor und machen sich geltend. In Anbetracht dieses Verhältnisses hat die Kirche von jeher sorgsam über die Art und Weise gewacht, in welcher ihre Heilmittel gespendet, ihre Mysterien gefeiert werden; allerwärts zeichnete sie Maaß und Regel vor. Sie wußte dabei aber stets jenes Extrem zu meiden, welches z. B. im schismatischen Rußland zu mumienhafter Verknöcherung geführt hat, indem sie dem Wechsel der Zeiten, den örtlichen Verhältnissen und der individuellen Frei-

*) „Omnis perfectio in hac vita quandam imperfectionem sibi habet annexam. II. Th. a Kempis de Im. Chr. I. 3.

heit so viel Spielraum ließ, als nur immer die Integrität des Glaubens und das innere Wesen der christlichen Gottesverehrung gestatteten („in necessariis unitas, in dubiis libertas"). Es durfte die Kirche erwarten, daß unter dem Einflusse ihrer Lehren die Freiheit mehr und mehr in den Dienst der Wahrheit treten und sich nach den obersten Principien orientiren werde. In diesem Sinne hat sie denn auch den kunstbildenden Trieb im Menschen unter ihre Obhut genommen. Wie keine Religion ohne Cultus, so kein Cultus ohne eine gewisse Wechselbeziehung zur Kunst, ja der Cultus ist gewissermaßen schon ein Kunstwerk, insofern er den zum Grunde liegenden Ideen Gestalt und Ausdruck verleiht.

Die Geschichte jener Kunst ist darum von tiefer Bedeutung; sie markirt — so zu sagen — die Pulsschläge des kirchlichen Lebens. Schon ein flüchtiger Blick auf ihren Verlauf genügt, um sich hiervon zu überzeugen. Durch einen immer weitere Kreise ziehenden Proceß ist die heidnische Antike im Geiste des Christenthums umgebildet, das diesem Geiste nicht Entsprechende ausgeschieden worden. Insbesondere waren es die Mönche, welche die Gegensätze der alten und der neuen Weltanschauung auflösten, um sie der höheren Einheit unterzuordnen. Aus den Klöstern wanderte darauf die Kunst in die Burgen und Städte. Wenn gleich sie solchergestalt mehr Laiengut ward und aus dem Gesammtgeiste des Volkes ihre Nahrung sog, dessen hervorstrebende Kraft sie hinwiederum zur Tugend befruchtete — immer trugen alle ihre Hervorbringungen den Stempel ihres Ursprungs an sich, wie denn auch die Bauhütten bis zu ihrem Untergange durch ihre Organisation und ihre Gebräuche, überhaupt durch ihr gesammtes Leben, am meisten aber durch ihre Werke, den Zusammenhang mit der Kirche bekundeten. Wie sich aus den Domschulen die Universitäten entwickelten, so erwuchsen aus den klösterlichen Bauhütten die Riesenkathedralen, welche unsere Städte überragen. Alle Künste klangen hier in Einem Accorde zusammen, wogegen draußen der Widerhall in den verschiedenartigsten Intervallen und Brechungen sich vernehmen ließ. Ueberall gestaltete sich das durchherrschende Allgemeine zu gesunden, lebenvollen Individualitäten; es war eine Art Universalsprache von unendlicher Bildungsfähigkeit, die sich je nach den Völkern und Zeiten, zu den verschiedenartigsten Dialekten gestaltete.

Es ist lehrreich und wichtig, namentlich zum Zwecke der Diagnose und Behandlung unserer heutigen Krankheitszustände, zu sehen, wie das Alles anders geworden ist. — Schon um das vierzehnte Jahrhundert klingen Mißtöne in jene Harmonie; zunächst werden sie in Italien vernehmlich. Die einzelnen Stufen des Verfalles bezeichnen die gefeiertsten Namen, gefeiert, wenigstens über Gebühr gefeiert, weil ihresgleichen, Kinder desselben Geistes, bisheran meist die Geschichte schrieben. Nehmen wir Beispielsweise der hervorragendsten Einen, den

Lobsinger Laura's, den in Aller Mund lebenden Petrarka. Statt in die Fußtapfen Dante's einzutreten, durchbrach er die christlichen Kreise, um falschen Idealen nachzujagen; statt auf das lebendige Christenthum bauete er auf das untergegangene Quiritenthum seine Systeme, (ein Ton, den vorher schon Arnold von Brescia angeschlagen hatte) die er mit dem zusammengelesenen Flitter antiker Herrlichkeit ausstattete und mit Ciceronianischem Schwulste der Welt anpries. Es bedarf nur einer Bezugnahme auf seinen „Brief an die Römer", um dieses Vielen vielleicht hart erscheinende Urtheil über den Laureaten zu rechtfertigen. Hier sehen wir die modernrationalistische Politik keimen, welche den organischen Zusammenhang der Dinge, überhaupt das religiöse und das geschichtliche Moment vornehm ignorirend, mittels einer oberflächlichen Empirie und einer gespreizten, geistreich klingenden Phraseologie die Welt und die Begebenheiten meistern zu können vermeint. Es drängt mich indeß hinzuzufügen, daß diese Verirrungen mit der flachen Gott- und Rechtlosigkeit der späteren Weltverbesserer darum doch noch keineswegs auf Einer Linie stehen; der innere Kern jenes Mannes, wie seiner Zeit war noch ein christlicher; es war eine Zeit des Kampfes entgegenstrebender Principien, die man irrthümlich für vereinbar mit einander hielt: als Petrarka am Morgen des 19. Juli 1374 von den Seinigen todt gefunden ward, ruhete sein Haupt auf den Bekenntnissen des h. Augustinus.

Wie man im Verfolge immer gieriger aus dem Taumelkelche des Heidenthums trank, so lockerten sich mehr und mehr die Bande der Ordnung auf allen Gebieten. Insbesondere ward Florenz, welches für das Athen Italiens zu gelten trachtete, der Mittelpunkt jenes Processes, worin die dünkelvolle Buchstabenweisheit der aus Constantinopel vertriebenen Professoren, Rhetoren und Sophisten hauptsächlich als Ferment mitwirkte. Schon einmal unter dem Pontifikate Gregors III. bis zu dem von Leo III. hatte Italien von Neu-Rom aus einen Anstoß erhalten, damals jedoch im entgegengesetzten Sinne. Damals waren es nämlich künstlerische, der Wuth der Bilderstürmer entronnene Mönche, welche mit ihrem Wissen und Können demüthig in den Dienst der italienischen Klöster und Kirchen traten und die Traditionen des Orients mit denen des Occidents zu verschmelzen trachteten.

Aus den Palästen der Mediceer drang die Neuerungssucht selbst bis zum Sitze des Statthalters Christi, um sodann von hier aus die Wanderung durch die katholische Welt anzutreten. In der damaligen Fülle von Macht und Herrlichkeit ahnete man nicht, daß die Säcularisation der Kunst und der Wissenschaft zur Säcularisation der Kirche den Weg zu bahnen, ihre tiefsten Principien und ihren Organismus zu gefährden vermöchte. Umstrickt von den trügerischen Reizen der Antike, verlor man den Zielpunkt aller wahren Kunst immer

mehr aus den Augen; man vergaß, daß den Formen Ideen entsprechen; man vergaß, daß durch Christus alle Dinge im Himmel und auf Erden erneuert worden („instaurare omnia in Christo, quae in coelis atque in terra sunt.“ Ep. ad Ephes. I. 10), daß das Erlösungswerk auch die Kunst frei gemacht und ihr die Bahn gewiesen, auf welcher der geschaffene Geist die Wiederherstellung seiner ursprünglichen Beziehungen zum Schöpfer, dem ewigen Borne des Schönen, wie des Wahren und Guten anzustreben habe. Der unendliche Gesichtskreis, welchen das Christenthum, kraft seiner Universalität und seiner unerschöpflichen Lebensfülle, der Kunst eröffnet hatte, schwand immer mehr zusammen; ihre Quellen im Innersten des Menschen versiegten mit seiner Liebe, seinem Glauben, ja selbst seiner Einbildungskraft; die Form überwältigte die Materie, das Fleisch den Geist. Während in den ersten christlichen Jahrhunderten, gleichsam um vorerst zu sühnen, was sie bis dahin im Dienste des Sinnenthums verbrochen, die Kunst sich fast gänzlich von der Materie losgesagt hatte, ward jetzt das Verhältniß wieder geradezu umgekehrt: was der Erde angehörte, wurde am reichsten ausgestattet, am stärksten betont; die äußere Schönheit sollte nicht ferner ein Reflex der inneren sein; die rhythmische Gliederung, welche beide vermittelte und in das rechte Verhältniß zu einander stellte, ward unterbrochen, der geschmackvolleren Anordnung, der runderen gelenkeren Erscheinung der Figuren jede höhere Rücksicht geopfert. Ueberhaupt sank die Kunst weniger wegen „Mangels“ gewisser Elemente der Schönheit, sondern durch die Verwirrung, welche in denselben und ihrem Verhältnisse zu einander eintrat.

Gleichen Schrittes mit diesem Umschwunge in der Kunst ging die Schwächung des christlichen wie des staatlichen Bewußtseins. Die heiligsten Ueberlieferungen wurden bei Seite gesetzt, die naturgemäße Entwicklung gehemmt; die Zweifelsucht zog in die Geister, die Genußsucht in die Herzen ein, die Gegengewichte gegen das Laster und den Unglauben wurden immer schwächer. Natürlich traten diese Consequenzen eines falschen Princips nicht mit Einem Schlage und nicht allerwärts in gleicher Stärke hervor; theilweise werden wir erst nach Generationen die zu dieser Zeit gelegten Keime sich entwicklen sehen. Inmitten der fortschreitenden Verderbniß athmete man noch die christliche Atmosphäre und zehrte am alten Erbgute. So glühte denn auch, nachdem längst schon die Sonne der christlichen Kunst unter den Horizont herabgesunken war, ihr Licht diesseits noch im Reflexe fort; ja der Untergangsschein konnte leicht für eine neue Morgenröthe genommen werden, und nicht Wenige thaten so in gutem Glauben. Wie vordem in Griechenland, so war auch hier die erste Periode des Verfalles glänzend; auch dort wurde die Schönheit durch die Sittenlosigkeit verdorben.

Durch den Einfluß Roms und den blendenden Schimmer, welchen ihm

namentlich Papſt Leo X. gewährte, ſo wie durch die vielfachen Beziehungen Frankreichs zu Italien, insbeſondere unter Ludwigs XII. und Franz I. Regierung, ward die neue Richtung zunächſt nach jenem Lande verpflanzt, wo man ſie als „Renaiſſance", als die Wiedergeburt des wahrhaft klaſſiſchen Schönheits-Ideales begrüßte. Statt mitten im Leben des Volkes oder an geweihter Stätte ſchlug ſie ihr Zelt in den Fürſtenhöfen auf; ihre um Titel und Orden buhlenden*) Adepten ſahen geringſchätzig auf die ſchlichten Meiſter im Schurzfell herab, die noch in ihren „Hütten" zu den Füßen der gothiſchen Dome „Zirkels Kunſt und Gerechtigkeit" in althergebrachter Weiſe übten und an dem „rechten Steinmetzengrunde" feſthielten, bis auch dieſe Meiſter endlich dem Wahne verfielen, Altes und Neues, Einheimiſches und Fremdes, Falſches und Wahres in Einem Guß verſchmelzen und zu einem neuen Götterbilde verarbeiten zu können, oder an der Aufgabe, die Zunftgenoſſenſchaft in Eintracht, Zucht und Ehrbarkeit zu erhalten, verzweifelnd, ſich zurückzogen und verſchollen.

Je weiter die Bewegung auf deutſchem Gebiete ſich ausbreitete, deſto entſchiedener nahm ſie einen kritiſchen, rationaliſtiſchen Charakter an. Sie blähete ſich in philologiſcher Gelehrſamkeit und führte die „Humanität" als Aushängeſchild; die Krankheit warf ſich hier ſofort auf die inneren, edleren Organe, welche in Italien noch verhältnißmäßig geſund geblieben waren. Selbſt das altkatholiſche Köln, worin die chriſtliche Kunſt jeder Gattung, man kann wohl ſagen, das Höchſte geleiſtet, in deſſen Mauern ein heiliger Bernard die religiöſe Begeiſterung entflammt, ein h. Bruno zuerſt das Licht erblickt hatte, wo ein Thomas von Aquin, jener Geiſtesrieſe des Mittelalters, zu den Füßen des Albertus Magnus geſeſſen, wo faſt jeder Stein Zeugniß gab von der Größe der Vergangenheit — ſelbſt hier konnte die „geläuterte Philoſophie" der Humaniſten ſich aufthun und breit machen; ſie durfte es wagen, Alles mit ihrem Aetzwaſſer zu begießen, was in die neue Weiſe nicht einſtimmen wollte. Freilich ließen die Verfechter des Poſitiven es auch vielfach gar ſehr an ſich fehlen; theils waren ſie ſich deſſen lebendiger Kraft nicht vollauf bewußt, theils verſtanden ſie dieſe Kraft nicht zu

*) Am franzöſiſchen Hofe wurden hervorragende Künſtler förmlich mit dem Titel eines Kammerdieners des Königs (varlet de chambre) „begnadigt", was denn in naturgemäßer Fortentwicklung bis zu dem Königlichen Edikte d. d. Berlin, 27. December 1765 (S. Kornſche Edicten-Sammlung Bd. XIX. S. 262) führte, worin es u. A. wörtlich heißt: „Damit auch aller Zweifel was unter Leuten von geringem Stande und Herkommen eigentlich zu verſtehen, gehoben werden möge, ſo erklären wir hiermit, daß darunter die Töchter und Wittwen der Bauern, Pächter, aller und jeder Krämer, Künſtler, Wein-, Bier-, Kaffeeſchenker, Gaſtwirthe, Bierbrauer, Comödianten und überhaupt aller derjenigen, welche mit dieſen genannten Perſonen gleich conditionirt ſind, nicht weniger Dienſtmägde begriffen ſein ſollen u. ſ. w.

nutzen und huldigten dem Schlendrian; weil man zu fest auf die materielle Macht vertraute, blieb man unbewehrt, während die Negation keinerlei Waffen verschmähete und alle mit Geschick zu handhaben wußte.

Die nächste Folge der falschen Principien war, daß die schöpferische Kraft versiegte. Die Neuerer beschränkten sich denn auch meist darauf, das Ueberkommene anzufeinden und zu untergraben; wo sie es einmal versuchten, sich productiv zu erweisen, zeigten sich alsbald die jämmerlichsten Blößen. Greifen wir beispielsweise, um das Vorstehende, das Manchem leicht zu sehr ins Grelle gemalt erscheinen könnte, im Concreten zu erhärten, einen von den Heroen jener Zeit heraus, der füglich als ein Repräsentant derselben gelten kann — Herrmann von dem Busche, oder, wie er sich selbst „classischer" nannte, Buschius.*) Derselbe wird von Sotzmann**) als einer der berühmtesten Vorkämpfer jener „großen geistigen Wiedergeburt" bewundert; er war Mitverfasser der berufenen litterae obscurorum virorum, ein Freund und Gesinnungsgenosse Ulrichs von Hutten, des Hauptes der damaligen Illuminaten. Als dieser „Buschius" seinen Köcher gegen die „geschmacklosen, barbarischen" Mönche geleert hatte und es ihn anwandelte, die neue Aera durch eine eigene Schöpfung zu bezeichnen, trat er u. A. mit einem lateinischen, aus 323 Herametern bestehenden Gedichte „zum Lobe der Stadt Köln" hervor, welches so abgeschmackt und leer ist, daß selbst sein Panegyriker Sotzmann es nicht einmal der Uebersetzung ins Deutsche werth erachtet, indem dasselbe, wie es in der angeführten Schrift (S. 69) heißt, „bei einem Aufwande von rhetorischen Floskeln und mythologischem Apparat für die Kenntniß des damaligen Zustandes von Köln nur geringe (soll heißen: nicht die geringste) Ausbeute liefert." In der That bietet das schwülstige Machwerk weiter nichts dar, als ein buntes Gemenge aus heidnischen Classikern. Cadmus, Midas, Metellus, Brutus, Bellona, die Camoenen, Mars, Pyrrhus u. s. w. müssen die Unkosten für das Lobgedicht auf das „heilige Köln" bestreiten, während der Name Christus nur ein einziges Mal, ganz im Vorbeigehen genannt wird.

Solcher Art waren die Männer, denen nachzurühmen man keinen Anstand nimmt, daß sie „der Denkkraft verjährte Fesseln abgeschüttelt; der Wahrheit neue Bahnen gebrochen, die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit verfochten" hätten. Mit so ziemlich gleicher Unfruchtbarkeit wie jene Humanisten auf dem Felde der Literatur waren die antikisirenden

*) Es ist bezeichnend für das damalige Gelehrtenthum, daß man sich seines ehrlichen Namens schämte, weil er zu deutsch klang.

**) S. dessen Schrift über des Antonius von Worms Abbildung der Stadt Köln (Köln 1819) S. 64 u. fgg.

Baumeiſter, Bildhauer und Maler auf dem der Kunſt geſchlagen, nur daß hier wenigſtens die traditionelle Technik noch eine Zeit lang vorhielt und die innere Leerheit bergen half. An Ueberhebung gegenüber den Altvordern, von deren Broſamen man zehrte, ließ man es jedenfalls auf keiner Seite fehlen.

Wie dieſe Strömung Alles zugleich dem ſittlichen und dem politiſchen Verfalle entgegenführte, dafür gibt uns die Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte in Frankreich einen beſonders ſchlagenden Beleg, welcher überdies ſo recht zu veranſchaulichen geeignet iſt, in wie enger Beziehung ſcheinbar ganz verſchiedenartige Geiſtesthätigkeiten zu einander ſtehen.

Unter Ludwig XIV. ſehen wir die „Renaiſſance" ihr Zenith erreichen; ſein „l'état c'est moi" iſt die Repriſtination des heidniſchen Imperatorenthums, der römiſchen Staatsomnipotenz, an der leider zwei Cardinäle, Richelieu und Mazarin, als oberſte Werkmeiſter mitgearbeitet haben. Machiavell, der Vater der politiſchen „Renaiſſance", gab die Richtſchnur an die Hand. Literatur und Wiſſenſchaft wurden, wie alle Macht und alles Anſehen, in Verſailles concentrirt; ſelbſt mit der Religion ward es durch Einrichtung einer gallikaniſchen Nationalkirche verſucht — Alles ſollte in den Händen von Generalpächtern zuſammenlaufen, die ihrerſeits am Winke des Einen Herren hingen. Als Decoration zu dieſem Theaterſtück bauſchten ſich inmitten der wallenden Allongeperücken griechelnde Drapperien und altrömiſche Phraſen auf; das Hofſchranzenthum ſpielte Schäferſtückchen in Marly und Trianon, während Mordbrennerbanden auf Befehl des „großen Königs" die blühendſten Länder mit Feuer und Schwert verheerten, um deſſen Reich „mit einer Wüſtenei zu umſchirmen." Das ward denn und wird ſtellenweiſe noch „das goldene Zeitalter" Frankreichs genannt! Jedes Princips wie jeder Grundlage baar taumelte die „emancipirte" Kunſt im Delirium des Roccoco umher, die Gaffer mit ihren Capriolen ergötzend. Wer kennt nicht den buntſcheckigen Wirrwarr dieſes Styles mit ſeinen Auswüchſen, Verkröpfungen, Schnecken und Genien? wer nicht ſeine pomphaft aufgeſtapelten Triumphbogen und Altäre mit ihren durcheinander geſticulirenden Statuen und ihren gewundenen Pfropfenzieher-Säulen?! — non ragionam 'di lor, ma guard' e passa!

In Deutſchland hatte ſich mittlerweile der gräuelvolle Bruderkrieg entzündet, in welchem die in „claſſiſcher Univerſalität" von Nord und Süd herbeigezogenen Ausländer die Hauptrollen übernahmen. Nachdem die Kriegsfurie mehr denn ein Menſchenalter hindurch gewüthet und unſer ſonſt ſo blühendes Vaterland in eine große Brandſtätte umgewandelt hatte, nachdem die Heiligthümer geplündert und verwüſtet und die Anpflanzungen der alten Kirche allerwärts zertreten waren, da konnte nun der neue Genius ſeine Schwingen frei entfalten und daran gehen, ſeine lockenden Verheißun-

gen zu erfüllen — an Spielraum fehlte es ihm wahrlich nicht. Und in der That wurden auch unverweilt alle Anstalten zur Regeneration der „durch die Priesterherrschaft verdummten" Geister getroffen, indem man französische Tanzmeister, Philosophen, Bonnen und Köche, französische Despoten- und Maitressen-Künste verschrieb, französische Laute nachlallte, wobei denn nebenher die letzten Rechte und Freiheiten confiscirt und Söldnerheere mit dem Marke des Landes unterhalten, gelegentlich auch wohl einmal an irgend einen auswärtigen Potentaten verhandelt wurden.

Was die Kunst insbesondere anbelangt, so fand sie im Puder und in der Schminke bald den entsprechendsten Ausdruck. Die Sculptur, welche vordem die den Glauben und die Geschichte des Volkes zurückspiegelnden Kathedralen und Rathhäuser mit Standbildern gleichsam bevölkert hatte, beschied sich durchgängig, die Marmorkamine mit Porcellanfigürchen und Nippsachen auszustatten oder, wenn es hoch kam, Schnörkelpaläste mit Muschelwerk, Töpfen und Guirlanden zu garniren; die Architektur stülpte den der Verwüstung entronnenen Thürmen „welsche Hauben" auf und modelte die „altfränkischen Kirchen" bestmöglichst nach dem Muster der Versailler Palastcapelle zurecht, während die Malerei sich in Nuditäten gütlich that, frostige Allegorien imaginirte und den Olymp mit allen seinen Göttern und Göttinnen auf die Leinwand herabzog.

Den Saturnalien des Absolutismus und der Ueppigkeit folgten die Saturnalien der Rache und des Blutdurstes auf dem Fuße. Um dem christlichen „Aberglauben" zu entgehen, warf man sich der widerlichsten Fratze des Heidenthums in die Arme. Die „Göttin der Vernunft" erwies sich indeß nicht als sonderlich geeignet, Ideen zu inspiriren, am wenigsten künstlerische. Als endlich das Fieber der Abgespanntheit wich, nahm ein starrer Mechanismus die chaotischen Elemente gefangen; der gewaltige Bändiger und Erbe der Revolution war ein wesentlich mathematisches Genie. Das Höchste, wozu unter ihm die Kunstübung sich zu erschwingen vermochte, bestand in einer geistlosen Nachahmung einiger Aeußerlichkeiten des alten Römerthums; im Allgemeinen setzten die aufgeklärten Geister das Zerstörungswerk der Sansculotten, nur in etwas methodischerer Weise, fort. Wenn die Commune von Paris zur Zeit der Schreckensherrschaft die Schleifung aller Thürme der Stadt beantragt hatte, weil dieselben gegen den Grundsatz der Gleichheit verstießen, wenn selbst ein Straßburger Münster nur seiner Massenhaftigkeit und der ihm aufgesetzten Freiheitsmütze seine Errettung verdankte, so steht darum der nachfolgenden Zeit, doch kaum ein Recht zu, Anklage deswegen zu erheben: durch Verstümmelungen und Verunstaltungen aller Art hat sie dieses Recht verwirkt; das polizeiliche Princip der Gradlinigkeit ist der monumentalen Schönheit der Städte unend-

lich viel verderblicher geworden, als die Brutalität des aufgewühlten Pöbels.

Ein analoges Princip ward von Staatswegen gegen die Kirche überhaupt zur Anwendung gebracht. Die Regierungen glaubten gegen dieselbe, nachdem die Sturmfluthen der Revolution abgelaufen waren, eine Art Strandrecht üben zu können. Was ihr noch an Hab und Gut geblieben war, zog der Fiscus unter dem so zeitgemäß klingenden Titel der Säculariſation an ſich; diejenigen kirchlichen Bauten indeß, welche nicht füglich auf den Abbruch oder ſonſt verkauft werden konnten, überließ man großmüthig den meiſt ebenfalls ausgeplünderten Gemeinden, natürlich zugleich mit der Unterhaltungslaſt, wie man denn überhaupt den Communalbudgets nach Möglichkeit die Bedürfniſſe des Cultus und der Cleriſei aufbürdete. Im Uebrigen aber kann man den Regierungen durchaus nicht den Vorwurf machen, daß ſie die Prieſterherrſchaft ignorirt hätten; im Gegentheil wurde dieſelbe beſtthunlich in das Beamtenheer, als eine Art von Train, einregimentirt und für Alles, in manchen Staaten bis auf die Uniformsknöpfe herab, durch Cabinetsbefehle und Miniſterialreſcripte Vorkehr getroffen. Man mochte wohl hoffen, die immer noch zu koſtſpielige und läſtige Einrichtung allmählig ganz abthun zu können; einſtweilen mußte ſie indeß noch, um des „gemeinen Mannes" und um einmal beſtehender, noch allzu tief wurzelnder Gewohnheiten und Vorurtheile willen mit einiger Schonung behandelt werden; als Polizeianſtalt konnte ſie überdies auch vorkommenden Falles recht gute Dienſte leiſten — —. Man war grade im beſten Ordnen und Experimentiren, als ein Stoß plötzlich den ganzen Apparat über den Haufen warf. Nachdem einmal die Dämme des Polizeiſtaates gebrochen waren und die von Gott geſetzten Oberhirten der Kirche deren unverjährbares Recht vindicirt hatten, ließen ſich die auf die Geſetze der Logik gegründeten Forderungen nicht mehr kurzweg von der Hand weiſen — auch die bei nicht Wenigen mittlerweile eingetretene richtigere Erkenntniß von der Bedeutung der Religion für die höchſten Güter der Menſchheit, namentlich auch für die politiſche Freiheit, mag nicht außer Anſatz bleiben — und ſo iſt denn der Kirche faſt in allen Ländern germaniſchen und romaniſchen Stammes ſo viel Boden, Luft und Licht geworden, um alle in ihr beruhenden Keime zur Entwickelung bringen zu können. Wo dies aber der Fall iſt, müſſen die Glieder derſelben ihre Thätigkeit verdoppeln, damit die Freiheit ſich befeſtigt und möglichſt reiche Früchte trägt. Die Lücken, welche dadurch entſtanden ſind, daß die Syſteme zu Schanden wurden, ſind auszufüllen; für die geſchwundenen Illuſionen hat die Wahrheit einzutreten. Die Staatsgewalten haben während der letzten Jahrhunderte mit ihren Experimenten um deswillen ſo wenig Glück gemacht, weil ihnen die leitenden, zuſammenhaltenden Ideen fehlten. Dieſe Ideen aber

hat die Kirche bewahrt; nur von ihr kann eine wahrhaftige Reſtauration ausgehen, nur unter ihrer intellectuellen Leitung der Schwerpunkt wieder gewonnen und das Problem, die Einheit des Ganzen und zugleich die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen in einem lebenvollen Organismus als gleichberechtigte Factoren zu vereinigen, der Löſung entgegengeführt werden.

Wie auf dem politiſchen Gebiete die Staatsomnipotenz, ſo iſt auf dem geiſtigen der Vernunftabſolutismus, überhaupt die falſche Philoſophie, die Frucht der in Rede ſtehenden Wiedergeburt geweſen. Was ſeinem Weſen nach eine ungeſchiedene Einheit iſt, ward durch letztere in immer ſchroffer ſich geſtaltende Gegenſätze auseinander getrieben. Von dem ſubjectiven Standpunkte aus, auf welchen die Wiſſenſchaft ſich begab, verlor ſie das Wirkliche, Objective immer mehr aus dem Auge. Statt unausgeſetzt auf die That hinzuwirken, auf die höheren Zwecke der Kirche, des Staates, des Lebens überhaupt, verſtieg ſie ſich in die eiſigen Regionen der Abſtraction. Die materiellen, dem Egoismus dienenden Intereſſen traten demzufolge ſtets entſchiedener in den Vordergrund; in demſelben Maaße, in welchem die Hingebung an das Ewige, Göttliche ſich verlor, löſte ſich der Zuſammenhang mit der Vergangenheit, ſchwand die Grundlage der Jahrhunderte dem lebenden Geſchlechte gleichſam unter den Füßen weg. Wie jenes raſtlos umherſegelnde Geſpenſterſchiff, „der fliegende Holländer" genannt, hatte man keinen Hafen mehr vor ſich.

Da die „Intelligenz" und die Wiſſenſchaft einmal das Schiboleth, das Univerſalheilmittel für alle Schäden waren, ſo dachte man auch, durch gelehrte Forſchungen der bankerotten, im Veitstanze des Roccoco ganz von Sinnen gekommenen Kunſt wieder aufhelfen zu können. Die Periode der Renaiſſance hatte das Mittelalter doch noch nicht als ſchlechthin abgethan behandelt; ſie wollte nur ein junges Reis auf den alten Stamm pfropfen. Anders jetzt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts: nichts hatte da noch Geltung, was irgend chriſtliche oder nationale Reminiscenzen aufzuwecken geeignet geweſen ſein würde. Die Aeſthetiker kamen unzweifelhaft am entſchiedenſten zum „Durchbruch"; ſie ſchrieben das baare, nackte Heidenthum auf ihre Fahne. Griechenland und Latium wurden durchforſcht; man maß, zeichnete, kritiſirte, combinirte, ſammelte allerwärts antike Scherben, quälte ſich mit den in den Claſſikern mühſam zuſammengeleſenen Kunſtausdrücken ab und ſtrengte alle Kraft an, um etruskiſch, doriſch, joniſch und korinthiſch zu bauen und zu meißeln. Aber auch der claſſiſche Zopf wollte nicht Wurzel ſchlagen und noch weniger kräftige Schößlinge treiben; auf die Länge vermochten die gewählte Phraſeologie und der gelehrte Dunſt die Ideen- und Formenarmuth doch nicht zu verdecken; was dabei herauskam, war ſo wenig heidniſch, als chriſtlich, ſo wenig griechiſch,

als deutſch oder franzöſiſch. Der Selbſtdünkel ſtudirte ſich immer blinder und blinder. Ueberdies ruinirte die antike Richtung mit ihrem Gefolge von Surrogaten auch das Handwerk, überhaupt alle Technik, welchen das Roccoco noch einen weiten Spielraum, ja vielfache Aufmunterung hatte zu Theil werden laſſen, durch und durch, zumal da zugleich das „Staatsbürgerthum" und die „freie Concurrenz" die Zunftgenoſſenſchaften geſprengt, die Traditionen derſelben zerriſſen und ihre Standesehre untergraben hatten. Die neuen Bildungen entſprachen übrigens auch ſo wenig dem praktiſchen Bedürfniſſe als den chriſtlichen Anſchauungen.*) Es iſt eben nur Unkraut, den Schutthaufen entſproſſen, unter welchen die alten Bauhütten begraben liegen.

Als ein Moment von beſonderer Wichtigkeit iſt noch hervorzuheben, wie in Folge des Unterganges der nationalen Architektur zugleich das naturgemäße Verhältniß der verſchiedenen Künſte zu einander verkehrt wurde. Statt in den baulichen Werken, auf deren Grund ſie erwachſen ſind, ſich zu concentriren und aneinander zu kräftigen, emancipirte ſich eine jede und verſuchte ihr Glück auf eigene Hand. Verhältnißmäßig am beſten fuhr dabei noch die Malerei, da hier am leichteſten und mit dem geringſten Aufwande von Mitteln auf die Sinne ſpeculirt werden kann. Dieſelbe warf ſich vorzugsweiſe auf die Naturnachahmung, welche für den weniger gebildeten Geſchmack immer etwas Beſtechendes hat und überhaupt einer dem Idealen, Bedeutungsvollen abgewendeten Zeitrichtung entſpricht. Allmählig kam es denn auch ſo weit, daß von den bildenden Künſten nur noch die Malerei von ſich reden machte. Nachdem dieſe Kunſt einmal mobiliſirt war, ging das Bemühen dahin, einen möglichſt großen Markt dafür zu erhalten und es entſtanden die ſ. g. Kunſtvereine und die Kunſtausſtellungen, welche heute noch, vom Theater abgeſehen, faſt das geſammte äſthetiſche Intereſſe des gebildeten wie des ungebildeten Publicums für ſich in Anſpruch nehmen. Die allmählige Entwicklung des letztgenannten Inſtitutes iſt beſonders bezeichnend für den darin lebenden Geiſt und mag zugleich als ein kleiner Beleg für das zuvor Geſagte dienen. Es iſt eigenthümlich, wie die Zeittendenzen ſich unwillkürlich in ſolchen Dingen zu erkennen geben; es ſtehen dieſelben — ſo zu ſagen — wie Ebbe und Fluth unter einem feſten, höheren Geſetze.

Die erſte Kunſtausſtellung fällt in die Zeit, in welcher die großen Principien eben verlaſſen worden waren und die Künſtler bereits angefangen hatten, ſtatt für die tieferen Bedürfniſſe des Volkes, für die Cabinette, überhaupt für die Grillen des Luxus zu arbeiten. Es war im Jahre 1665, als in Frankreich unter dem Protectorate Ludwigs XIV. die Akademie für Malerei, Sculptur und Kupferſtecherei (die Malerei nahm den erſten

*) Näher ausgeführt und ſpeciell belegt in meiner Schrift: Die chriſtlich-germaniſche Baukunſt und ihr Verhältniß zur Gegenwart. 2te Aufl. (Trier bei Lintz 1852).

Platz ein, die Architektur ward bereits, als Kunst, ignorirt) ihre Entstehung fand. Von dieser Akademie nun ward 1673 jene erste Kunstausstellung veranstaltet, auf welcher 140 Werke von 50 Künstlern figurirten, deren Namen zum guten Theile noch jetzt einen Klang haben. Auf den weiteren Ausstellungen, die gleichfalls noch unter Ludwig XIV. statt hatten, fanden sich im Ganzen 520 Bilder ein und so fort immer mehr. Zu Napoleons Zeit im J. 1812 stieg die Ziffer auf 1327, unter der Restauration (1827) auf 1820, unter Louis Philipps Regierung (1833) auf 2925 und endlich im ersten Jahre der zweiten Republik bis zu 5180 Artikel! In dem Maaße, in welchem die Zahl der Werke zunahm, nahm die der Celebritäten unter den Contribuenten ab und wurden die Klagen der wirklichen Kenner über das Umsichgreifen des Verfalles der Kunst und der Verflachung der Künstler lauter. So verhält es sich aber nicht blos in Frankreich, sondern allerwärts. Ich habe hunderte von Ausstellungen in den verschiedensten Ländern gesehen; auf allen befand sich selbst das Mittelgut noch in der Minorität; Ausgezeichnetes (zumeist Landschaften) kam nur höchst sporadisch vor; der große Haufen war überall ein wirres Durcheinander von stumpfen, abgequälten Producten, deren ganzer geistiger Gehalt aus einigen Modell- und Gypsstudien resultirte. An diesem Durcheinander bildet denn das kunstliebende Publicum seinen Geschmack und sein Urtheil, unter Anleitung der Kunstblätter und Feuilletons, welche nicht müde werden, von den Triumphen der Aussteller und den „sich immer erfreulicher gestaltenden Resultaten der neuesten Kunstbestrebungen" zu berichten. Von einem richtigen Takte geleitet sind die Vereine, denen zunächst der Vertrieb obliegt, darauf gekommen, mit diesen Ausstellungen Lotterien zu verbinden; es ist gewiß ganz angemessen, daß der Zufall, welcher die Werke zusammenwürfelt, demnächst auch den auserlesenen ihre Bestimmung anweist, während die übrigen so lange von Ausstellung zu Ausstellung wandern, bis endlich auch ihrer einmal das Glücksrad sich erbarmt.

Als Kinder desselben Geistes, des akademischen nemlich, sind noch die Gallerien und Museen zu erwähnen. Diese Anstalten, namentlich die letzteren, sind gleichsam der todte Niederschlag schöpferischer Zeiten, oder, wenn man lieber so will, Beinhäuser zur Ansammlung der Gliedmaßen von zerstörten Kunstorganismen. Theilweise hilft man sogar den Organismus zerstören, um die Collection mit einem Bruchstücke desselben zu bereichern; jedenfalls ermuntert man indirect hierzu. Wie manches Altar- und Heiligenbild wäre noch an der Stelle, für welche der fromme Stifter es bestimmt und der Künstler es gefertigt hat, wie manches Kirchengeräthe würde noch seinem erhabenem Zwecke dienen, wenn jene Verlockung für die Gewinnsucht nicht bestände! Was aber die fraglichen In-

stitute noch weit schwerer trifft, ist die positive Profanation des Verehrungswürdigen und Heiligen, der man in allen, fast ohne Ausnahme, begegnet. Ich glaube, diesen allerdings harten Vorwurf durch einige Beispiele begründen zu müssen, und will dieselben Gallerien ersten Ranges entnehmen. So sieht man u. A. in der national gallery zu London zwei wunderliebliche Bilder von F. Francia, das Eine die h. Jungfrau, das Jesuskind, den h. Johannes und noch sonstige Heilige darstellend; das Andere, diesem gegenüber, den todten Erlöser im Schooße seiner Mutter mit zwei Engeln zur Seite: ein Hauch aus einer höheren Welt weht uns aus diesen Erscheinungen an. Und nun das Weitere. Unmittelbar über dem letzten Bilde hat eines von Caracci, eine nackte Susanna im Bade, von den lüsternen Alten umstellt, Platz genommen, daneben ein Pan von wahrhaft cynischer Nudität, den nichts weniger als ideal gehaltenen Apollo im Flötenspiele unterrichtend, darauf wieder, in engelsreiner Unschuld, eine heilige Catharina von Raphael; weiter dann Christus, die Schriftgelehrten zurechtweisend, von Leonardo da Vinci; darüber ein von einem Adler durch die Luft getragener, widerlich koketter Ganymed, dessen nähere Beschreibung sich nicht ziemen würde; darauf wieder ein tiefernstes Bild von van Eyck, sodann von Reynolds drei höchst ungraziöse Grazien à la 1793 frisirt und so fort von Wand zu Wand! Mit welchem Ausdrucke wäre wohl solches Verfahren gebührend zu qualificiren, das heißt: zu brandmarken, wenn nicht in der Regel mehr Verstand als böser Wille ihm zum Grunde läge. — Fast eine jede Gallerie stellt, wie gesagt, ihr Contingent zu der erbaulichen Revue über moderne Verkommenheit, wenn man eine solche im Großen abhalten will, selbst die, verhältnißmäßig rein gehaltene Dresdener nicht ausgenommen, wo z. B. in der nächsten Nachbarschaft eines heiligen Hieronymus mit dem Kreuze und mehrerer Ecce Homo von Guido Reni, welche den erschütterndsten Schmerz des, für das gefallene Menschengeschlecht Schmach und Tod leidenden Erlösers ausdrücken, eine nackte Venus sich befindet, welche dem Liebesgotte einen Pfeil reicht! In Florenz, von wo freilich auch das Unwesen seinen Ausgang genommen, bildet sogar eine Venus, das bekannte Standbild, welches seinen Beinamen von jener Familie führt, die solcher Classicität zuerst im Großen die Bahn in die christliche Kunstwelt gebrochen hat, den Centralpunkt der s. g. Tribüne in der Gallerie des Palastes degl'Uffizj, dem Sammelorte der Perlen dieser Gallerie. An den Wänden ringsumher huldigen der paphischen Gottheit die edelsten Erzeugnisse christlicher Kunstbegeisterung: eine h. Familie mit der h. Catharina von Paul Veronese, die s. g. Madonna auf dem Piedestale, der h. Franciskus und Johannes der Evangelist von Andrea del Sarto, mehrere der schätzbarsten Werke Raphael's, worunter der

junge h. Johannes in der Wüste, zwei h. Familien, dann von Correggio die h. Jungfrau, ihr göttliches Kind anbetend u. s. w., zwischendurch erscheinen dann auch noch einige verbuhlte Venusbilder von Tizian — als ob es an dem gemeißelten in der Mitte und dem Faune daneben nicht genug des Hohnes auf die hehre Umgebung wäre! Und es werden diese Säle nicht blos von der blasirten haute volée durchlognettirt, woran am Ende nicht sonderlich viel zu verderben ist und auf deren abgestumpfte Geschmacksnerven die „pikanten" Contraste zunächst berechnet sein mögen — auch der noch unverdorbene, gesunde Theil des Volkes, ja die weibliche Unschuld wird von den Reisehandbüchern dorthin vorzugsweise gewiesen, um die Gipfelpunkte aller Kunst anzustaunen. Das gehört zu den Früchten des vielbelobten Axiomes: l'art pour l'art! — Der tätowirte Südseeinsulaner hat ganz gewiß mehr Verständniß für das Hohe und Heilige, als so ein Kunstfeinschmecker des 19ten Jahrhunderts. Welches die Tendenz eines Kunstwerkes ist, ob es versittlichend, erfrischend, erhebend wirke, oder ob es dem Laster Vorschub leiste, ob es irgend welcher Idee diene, ob es eine locale, eine geschichtliche oder sonst eine Bedeutung habe oder nicht, das Alles wird keiner Beachtung werth gefunden; nur das materielle, sensualistische Moment fällt in die Wagschale: mit gewichtigen Kennermienen erörtert man die Correctheit der Zeichnung, Pinselführung und Anatomie, spricht von Lokalfarben, Lasuren, Tönen, Tinten, Impasto u. dgl. m.; ob Blut, Leben, Seele, Geist, Genie vorhanden sind, kommt gar nicht oder doch nur ganz nebenher in Betracht. Ich weiß recht wohl, daß die Kunst nicht dazu da ist, um Moral und Katechismus zu dociren; noch weniger aber ist sie ganz gewiß für das Gegentheil da, und irgend Etwas muß am Ende doch auch die Kunst dienen: soll dieses Etwas vielleicht der Mammon, die Genußsucht, die Gott- und Glaubenslosigkeit sein? In diesem Falle befindet sie sich allerdings ganz auf dem rechten Wege; es ist derselbe, welchen die Philosophie wandelt, deren Höhepunkt in dem Satze liegt, daß Heidenthum und Christenthum wesentlich auf Einer Linie stehen, von gewissen Aeußerlichkeiten abgesehen, identisch sind. Man sollte fürwahr glauben, die Zeit könnte nicht mehr allzuferne sein, wo wenigstens der Kunst, diesem verlorenen Kinde, die Sehnsucht nach dem Vaterhause kommt — Träber hat es wenigstens schon vollauf gegessen, in welcher Gesellschaft, weiß man.

Nicht blos in Privatsammlungen, sondern auch in öffentlichen, aus Staatsfonds unterhaltenen Museen begegnet man allen Gattungen von dem Cultus entfremdeten Kunstgegenständen, Reliquiarien, Kreuzen, Kelchen, Monstranzen, Tragaltären, überhaupt dem verschiedenartigsten Kirchenmobilare. Welche auch immer die Veranlassung zu dieser Entfremdung gewesen sein mag, eine wilde Revolution oder eine zahme Säcularisation, eine Ver-

untreuung, eine Verſchleuderung oder ein Nothverkauf — unter allen Umſtänden würde es einem chriſtlichen Gemeinweſen wohl anſtehen, ſolche Gegenſtände ihrer Beſtimmung zurückzugeben, in welcher ſie auch, ſelbſt abgeſehen von jeder höheren Rückſicht, gewiß erſprießlicher auf die Geſchmacksbildung einwirken würden, als inmitten der hunderterlei Curioſitäten, die ſich hier zu drängen pflegen. Allein was kümmern den modernen Staat und ſeine Organe die geſchichtlichen und religiöſen Bezüge, bildet Er doch den Mittelpunkt für alle Intereſſen des Dieſſeits und des Jenſeits, ſo weit ein ſolches noch zu ſtatuiren ſein mag!

Und ſo ergiebt ſich denn auch für das Kunſtgebiet das Facit, daß ohne eine gründliche Reſtauration aus dem Chaos nicht herauszukommen, oder doch demſelben auf die Dauer nicht zu entgehen iſt. An die Spitze dieſer Reſtauration muß aber, wie geſagt, die Kirche treten, denn um gründlich und dauernd zu ſein, muß ſie bei den Principien und den Ideen beginnen; es fehlt zunächſt an jenem Salze, wovon die h. Schrift Meldung thut und welches allein die Fäulniß, ſelbſt von der Wiſſenſchaft, abzuwehren im Stande iſt. Mögen auch zu den ſiebenunddreißig Planeten und den ſechzig und einigen Elementen noch ſo viele hinzu entdeckt werden, mag es der Kritik gelingen, die Gedankenwelt, und der Chemie, die Welt der Stoffe in ihre letzten Atome zu zerlegen — der Verfall wird darum doch nicht ausbleiben, eher ſogar wird er dadurch beſchleunigt werden, wenn der Analyſe ſich nicht eine noch mächtigere Syntheſe gegenüberſtellt. Nur die höchſte moraliſche Potenz vermag dem immer gewaltſamer werdenden Heranbringen der verneinenden Geiſter Stand zu halten. Wie ſehr es auch zu wünſchen iſt, daß die Kirche und der Staat in dieſer Geiſterſchlacht nebeneinander kämpfen, jeder Theil mit den ihm eigenen Waffen, ſo wird Erſtere doch wohl daran thun, vor der Hand nur auf ſich zu zählen, ſich möglichſt auf ſich ſelbſt zu ſtellen. Es kann nämlich noch eine geraume Zeit währen, bevor der „chriſtliche Staat" aus einer — vielfach mißbrauchten — Phraſe zu einer Wahrheit wird. Bis dahin möge die Kirche dem Staate die Concurrenz in allem Guten und Schönen machen. Es wird ſich dann bald zeigen, auf welcher Seite der eigentliche Beruf liegt und wer am weiteſten kommt: ob z. B. die vom Staate beſoldeten, büreaukratiſch gegliederten Wohlthätigkeitscommiſſionen, oder die frommen Congregationen, die vom Staate nichts fordern, als ungeſtört ſich dem Gemeinwohle opfern zu dürfen; ob die Schulbrüder oder die Schulmeiſter, ob die Jeſuiten oder die Univerſitäts-Profeſſoren, ob die in der Schule des Thomas von Aquin gebildeten philoſophiſchen Theologen oder die untheologiſchen Philoſophen, welche zu den Füßen eines Kant oder Hegel geſeſſen? Möchte nur erſt einmal Luft und Sonne unter den Streitenden, oder beziehungsweiſe Wetteifernden gleich getheilt ſein!

So wird denn auch der „Welt" lediglich anheimzugeben sein, wie lange sie noch im Reiche des Schönen die bisherige Bahn einzuhalten für räthlich erachtet; wir werden abzuwarten haben, wohin sie mit ihren Akademien, Museen, Gallerien, Kunstausstellungen und Verloosungen, mit ihren Prämien und Reisestipendien am Ende gelangt — die Kirche aber thut gewiß ihrer Seits am besten daran, unbekümmert um all solches Treiben und Handthieren ruhig die vor Jahrhunderten abgerissenen Fäden wieder aufzunehmen und daran anzuknüpfen, mittelalterliche Kunstschulen und Bauhütten neu zu gründen, das so tief gesunkene Handwerk wieder aufzurichten und demselben wahrhaft würdige Aufgaben zu stellen und eben solche Muster vorzuhalten, auch das Kleinste nicht gering zu achten, sondern Allem und Jedem das Gepräge ihres Adels aufzudrücken. Besonders aber lasse sie sich es angelegen sein, durch Hebung und vorzügliche Pflege der Architektur das naturgemäße Verhältniß unter den verschiedenen Künsten wieder herzustellen. Wie bei jenen indischen Bäumen, deren Wipfel in die Erde gesenkt, wieder als neue Stämme hervorwachsen, so wird es auch hier abermals zu sprießen und zu grünen beginnen und der so frevelhaft gelichtete Wald von christlichen Monumenten bald wieder in reichster Fülle prangen. Die ächt kirchliche Kunst altert so wenig wie die Kirche selbst und ihr Lebenselement, der Glaube: stehen doch die Ideen, welche jene Kunst in tausend und aber tausend Brechungen zurückstrahlt, erhaben da über allen Wechseln der Zeit und des Raumes! Die auf den Irrwegen gemachten Erfahrungen aber sind nicht umsonst gemacht; wir wissen jetzt, wo die Wolfsgruben und die Fußangeln liegen. Erheben erst einmal die gothischen Kirchen und Kapellen sich wieder, so werden die Klöster, die Hospitäler, die Schulen, die Zunfthäuser schon nachfolgen, endlich vielleicht sogar die Rath- und Wohnhäuser sich dazu bequemen; das Uebrige mag dann, so lange es will und kann, einen eigenen Fluß im Strome bilden und durch seine Färbung zu erkennen geben, welchen Ursprunges es ist.

Leicht ist die Aufgabe allerdings nicht und Diejenigen, welche sich ihr handelnd oder rathend unterziehen, thun gut, sich in dieser Hinsicht keinen Illusionen hinzugeben. Sie müssen auf gar viele äußere Vortheile verzichten; sie müssen darauf gefaßt sein, daß man sie entweder giftig anbläst oder hoffärtig ignorirt; gegen die herrschenden Strömungen und Winde wird vielfach geradezu nicht anzukommen sein; selbst unter den sonst kirchlich Gesinnten werden mehr als einmal die Vorurtheile sich stärker erweisen, als die Gründe, bittere Enttäuschungen aller Art nicht ausbleiben. Allein je härter der Kampf, desto schöner der Sieg: groß ist die Macht der Wahrheit, und sie wird siegen!

Neubauten.

Der dringendste Rath, welchen ich in Bezug auf Neubauten zu geben habe, ist, dieselben so lange als nur immer möglich zu verschieben. Binnen wenig Jahren wird man sicherlich für weniger Geld bessere Arbeit bekommen. Wir befinden uns nachgerade in einem Uebergangsstadium; die Erkenntniß, daß es anders werden muß, bricht sich durch alle officiellen und unofficiellen Hindernisse immer mehr Bahn, allerwärts treten tüchtige Männer unter die Fahne der christlich-nationalen Kunst; man forscht, vergleicht, bildet nach. Allein wir sind erst auf dem rechten Wege, noch nicht am Ziele; die bloße Erkenntniß genügt hier nicht; es müssen noch gar viele praktische Erfahrungen gemacht werden, die oft theuer genug zu stehen kommen. Die leitenden Köpfe vermögen nichts ohne die ausführenden Hände. Zufolge der Boden- und Principlosigkeit des Afterclassicismus und der akademischen Katheder-bildung, sowie durch die Conkurrenz mit den Fabriken ist nun aber das Handwerk so tief herabgekommen, daß die Hände nur ganz allmählig wieder herangebildet werden können. Die Steinmetzenhütten, welche sich, bald hier, bald dort, zu den Füßen der alten Dome ansiedeln und die übrigen beim Fortbaue oder der Restauration derselben mitarbeitenden Gewerke bilden eben so viele Pflanzschulen, die ihre Wurzeln und Zweige immer weiter hinausstrecken — Theorie und Praxis gehen hier Hand in Hand und wirken zusammen an der Wiederbelebung jenes Kunsthandwerks, aus welchem die großen Monumente der Vorzeit hervorgewachsen sind. Also besser noch eine Zeitlang der äußerste Nothbehelf, als eine Uebereilung, deren traurige Folgen viele Generationen, und zwar in dem Maße, wie das rechte Verständniß zunimmt, immer tiefer empfinden werden! In den meisten Fällen ist es wenigstens möglich, mit verhältnißmäßig geringen Opfern das Alte neben dem Neuen

fortbestehen zu lassen; zu einem solchen Zwecke scheue man unter Umständen sogar ein bedeutenderes Opfer nicht. Mit wahrhaft unverantwortlichem Leichtsinn hat man bis jetzt mit alten Kirchengebäuden aufzuräumen gepflegt, die ihre schwächliche, krüppelhafte Nachfolgerschaft noch recht lange hätten überleben können. Um einen Platz zu gewinnen oder um das Dachwerk nicht weiter unterhalten zu müssen, sind nicht selten uralte Bauten von hoher archäologischer Bedeutung weggefegt worden; mit der Zerstörung jedes derartigen Denkmales reißt man gleichsam ein Blatt aus der Kunstgeschichte des Landes. Aber auch selbst aus praktischen Gründen hat man solches Verfahren nicht selten bitter zu bereuen gehabt; was heute überflüssig scheint, ist oft nach kurzem Zeitverlaufe wieder geeignet, einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen.

Ist ein Neubau unabweisbar, so gilt es vor Allem, einen guten Plan zu bekommen. Wie sehr sich dieser Rath auch von selbst zu verstehen scheint, so hat doch die bisherige Erfahrung gelehrt, daß er gar oft fehlt oder doch zu spät kommt. Mit nichts hat man es in der That, der Regel nach, leichter genommen als mit den Plänen. Man begnügt sich mit der Weisheit des nächstwohnenden Communal-, vielleicht gar Wege- oder Wasser-Baumeisters, falls nicht die vorgesetzte Behörde etwas in ihren Bureaux Ausgearbeitetes octroyirt. Ob dem betreffenden Architekten auch nur eine Ahnung von den Erfordernissen und Traditionen des katholischen Cultus einwohnt, ja ob er dem Gottesdienste, für welchen er einen Tempel errichten soll, in seinem Leben auch nur einmal beigewohnt hat, ob er ein Verehrer der heidnisch-akademischen und ein Verächter der christlichen Kunst sei, ob er jemals etwas ausgeführt, was eine Gewähr für ihn zu bieten geeignet wäre, wes Geistes Kind er überhaupt ist, (und in der Kunst, wenn irgendwo, macht nur der Geist lebendig) — um Alles das pflegt sich Niemand zu kümmern, falls der Mann nur eben mit Licht- und Schattenstrichen und etwas Roth und Gelb ein Bildchen aufs Papier zu bringen weiß, welchem die höhere Genehmigung zu Theil wird. So sind denn alle die größeren und kleineren Ungestalten zur Welt gekommen, welche wie Kleckse auf unseren Landschaften liegen und aus deren Erscheinung gewiß Niemand es errathen kann, daß sie dem schönsten und erhabensten Cultus zu dienen die Bestimmung haben. Die Freimaurer lassen sich ihre Logen nur von einem „Bruder" bauen und einrichten: sollen wir Katholiken gesinnungsloser sein? — Die übliche Entschuldigung, daß die beschränkten Mittel es nicht gestatteten, sich höher zu versteigen, ist nicht stichhaltig. Die Schönheit an sich macht nicht theuer; ein schlichtes Bauernhaus von Holz kann schöner sein — und ist es wahrlich nicht selten — als ein Palast, der Millionen verschlungen hat. Abgesehen davon ist aber

auch selbst eine kostspielige Schönheit, da wo es sich um höhere, namentlich um religiöse Zwecke handelt, mit der weisesten Oekonomie sehr wohl vereinbar. Das Schöne öffnet nicht blos die Herzen, sondern auch die Börsen und das Geheimniß der unerschöpflichen Hülfsquellen des Mittelalters zu seinen zahllosen Bauten beruht vorzugsweise in ihrer Schönheit. Es ist in der Regel weit schwerer, das Wenige zusammenzubringen, was ein ordinärer Bedürfnißbau erfordert, als den höheren Betrag für etwas in seiner Art Vollendetes. Wenn irgendwo so sollte man hier den Wahlspruch: „Recht oder gar nicht" beherzigen. Natürlich dürfen alle derartigen Unternehmungen nicht in den gewöhnlichen Büdget-Mechanismus hineingezwängt werden, der nicht für Hellers Werth passiren läßt, wenn nicht gleich die folgende Colonne die Deckung nachweist. Ein Gottesbau erfordert Gottvertrauen und wer auf Gott wahrhaft vertraut, der hat, wie das Sprichwort sagt, nie umsonst gebaut.

Stellt sich bei reiflicher Erwägung das Bauen als ein unabweisbares Bedürfniß heraus und handelt es sich um ein Werk von einer gewissen Bedeutung, so ziehe man, in Ermangelung eines ganz erprobten Architekten, lieber Mehrere der besseren zu Rath und lasse sich von jedem einen Plan anfertigen; unsere Vorfahren haben es auch so gehalten, wie die alten Baurechnungen ausweisen, und sie sind gut dabei gefahren. Schon das bloße Nebeneinandersehen verschiedener Entwürfe wird meist, selbst den weniger Kundigen, das Bessere treffen machen; in noch höherem Maße aber wird dies der Fall sein, wenn man die Concurrenten zu einer wechselseitigen Kritik ihrer Pläne veranlaßt. Ueberhaupt lasse man die Kritik möglichst frühe eintreten, damit sie nachher nicht zu spät kommt; wer gegen ein solches Vorgehen sich sträubt, der hat damit schon selbst seine Arbeit gerichtet. Im Zweifel wähle man denjenigen Baumeister, welcher das Alte am besten versteht und am meisten ehrt und lasse sich durch dictatorische Sentenzen, selbst von Baubeamten mit volltönender Titulatur nicht irre machen. Solchen Herren ist nicht selten das Aufkommen des ächten Kirchenstyls ein Dorn im Auge, weil derselbe grade nicht ihre starke Seite ist, vielleicht auch weil er allzusehr an Dasjenige mahnt, was ihnen mit der heutigen „Aufklärung" nun einmal nicht verträglich erscheint.

Ein Baumeister von der rechten Art wird vor Allem das etwa noch vorhandene Alte so viel thunlich mit dem Neubau zu verbinden suchen. Nicht blos die Thürme, sondern auch wohl das Schiff, das Chor können zuweilen ganz füglich erhalten werden und dem Neubaue dienen; hier kann ein bisheriges Hauptschiff als Seitenschiff fungiren, dort eine Kapelle, eine Sacristei u. s. w. aufrecht bleiben. Unsere modernen Baukünstler, zu deren Ideal die Gradlinigkeit und Gleichförmigkeit wesentlich gehören, lächeln

freilich über ſolches Streben; allein man muß ſie eben ruhig lächeln und ſpötteln laſſen. Außer dem zuvor in Betreff dieſes Punktes bereits im Allgemeinen Bemerkten fallen auch noch Rückſichten der Pietät für die Orte ins Gewicht, wo viele Geſchlechter, von der Taufe bis ins Grab, ſich für die zweite, bleibende Heimath vorbereiteten, in welchen ſich deren Traditionen gleichſam verkörpern. Solche allmählig mit der Bevölkerung gewachſene Anlagen ſind in ihrer ganzen Erſcheinung mindeſtens weit maleriſcher, als die allerdings leichter hinzuſtellenden Bauwerke aus Einem Guſſe, ſelbſt wenn letztere zu den gelungenen gehören. Und nicht blos wird faſt mit jedem Abbruche eines kirchlichen Bauwerkes das Land um einen Typus ärmer, es gehen nebenher auch meiſt noch werthvolle, um nicht zu ſagen, unerſetzliche Einzelheiten, wie Ueberreſte von Wand- und Glasmalerei, Sculpturen, Eiſenwerk, Fließe u. dgl. m. mit zu Grunde. Dieſe Dinge ſind aber, bei aller Unſcheinbarkeit, um deswillen von Bedeutung, beſonders für den einſichtsvollen Praktiker, weil die ſtylgerechte Ausſtattung einer Kirche faſt mehr Schwierigkeiten darbietet, als die Geſammtanlage, wofür die Muſter ſich leichter finden und nachbilden laſſen.

Damit die Pläne verſtändlich ſind und die erforderliche Garantie in ſich tragen, ſind mindeſtens folgende Zeichnungen vom Baumeiſter zu verlangen:

1) ein Grundriß des Gebäudes mit der inneren Dispoſition.

2) Aufriſſe der verſchiedenen Fronten.

3) Längendurchſchnitte der Nord- und Südſeite, und zwar in einer Größe, daß jedes einzelne Glied ganz erkennbar hervortritt. Eine 160 Fuß lange Kirche würde beiſpielsweiſe zu dieſem Ende eine Zeichnung von etwa zwei Fuß Länge erfordern. Alle Details ſind außerdem in $^1/_{12}$ der natürlichen Größe beizufügen.

4) Ein detaillirter Koſtenanſchlag nach den Ortspreiſen.

Sieht man ſtrenge darauf, daß dieſen Anforderungen pünktlich entſprochen wird, ſo iſt der Quackſalberei ihr Treiben ſchon weſentlich erſchwert und dahingegen der Tüchtigkeit ein bedeutender Vorſchub geleiſtet.

Aber in welchem Style ſoll die Kirche errichtet werden? Gegen den, vor wenig Jahren noch von den Akademien präconiſirten und patroniſirten „antiken" Styl nach doriſcher, joniſcher oder korinthiſcher Säulenordnung braucht man zur Zeit — Gott Lob! — eben ſo wenig zu warnen, wie gegen den eigentlichen Perückenſtyl, und zwar gegen letzteren ſchon um deswillen nicht, weil unſre Architekten wie unſere Handwerker ſehr wohl fühlen, daß ſie ihm, in ſeiner Aechtheit wenigſtens, nicht gewachſen ſind. Dieſer Styl hat doch, ſo barock er auch iſt, Charakter und das Machwerk iſt vortrefflich; in beiden Be-

ziehungen aber klopft man heutzutage vergeblich an gar manche Thüre an, hinter welcher renommirte Leute vom Fache hausen. Das Schinkel'sche Hellenenthum ist mit dem reichbegabten Meister begraben worden, der ihm allein noch eine Art von Scheinleben zu verleihen vermocht hat. Demnächst hat man, um nur nicht dem „finsterſten Mittelalter" in den Rachen zu laufen, die altchriſtlichen Baſiliken als Muſtertypen aufgeſtellt, während Andere, das Unpraktiſche hiervon fühlend, die uns etwas näherſtehende ſ. g. romaniſche Baukunſt zur Nachahmung empfehlen. Es erinnern dieſe guten Räthe in etwas an die Beſtrebungen zur Wiederherſtellung eines „gereinigten Urchriſtenthums", für welches ſich nicht Wenige nur um deswillen ſo lebhaft intereſſiren, um mit Anſtand gegen den Katholizismus losziehen zu können. — Wen durchbebt nicht ein heiliger Schauer, wenn er jene Stätten betritt, in welchen die Wiege des Chriſtenthums ſtand, oder auch jene Mutterkirchen, die vielleicht bis zu den Zeiten der Chriſtenverfolgungen zurückreichen, in deren Bereiche ſo viele Opfer, Gebete und Seufzer himmelwärts geſtiegen ſind! Wen erfaßt nicht eine ehrfurchtsvolle Bewunderung, wenn er dieſe Structuren ſieht, an welchen zuerſt die kunſtbildende Kraft des Chriſtenthums ſich verſucht hat und in die häufig noch Prachttrümmer der niedergeworfenen heidniſchen Welt gewoben ſind: Capitäl- und Säulenſchafte aus ſeltenem Geſtein, oder koſtbare Moſaiken an Wänden und Fußböden mit ihren feierlichen, überirdiſchen Geſtalten! Vor ſolchen Baſiliken hat man ſich allerdings tief zu beugen. Darum aber wahrlich nicht auch vor Demjenigen, was uns die akademiſchen Vorlege-Blätter unter der tönenden Firma annehmbar zu machen bemüht ſind. Da zeigt ſich keine Spur, auch nicht einmal ein matter Widerſchein von jener myſtiſchen Erhabenheit, von jener religiöſen und hiſtoriſchen Weihe; ein dürres Schema wird uns geboten, eine nüchterne Abſtraction, ein Skelett ohne Fleiſch und Blut, höchſtens durch Oelfarbe und etwas Goldſchaum gehoben. Eine ſolche moderne „Baſilika" ſtellt ſich in der Regel eben nur als ein viereckigter Kaſten, mit einer kleinen, halbrunden Chorniſche und einer aus zuſammengefügten, mehr oder weniger verputzten Latten conſtruirten Holzdecke dar. Laſſen wir alſo die officielle Architektur mit ihren Baſiliken das gereinigte Urchriſtenthum beglücken, unſererſeits aber uns beſtens dafür bedanken.

Was den romaniſchen Bauſtyl betrifft, ſo iſt es damit ſchon etwas Anderes. Das Schifflein der Kirche war zur Arche angewachſen; das chriſtliche Europa bedeckte ſich mit Tempeln, in welchen die conſtructiven Elemente der Baſiliken unter der treibenden Kraft der chriſtlichen Ideen in einer Art fortgebildet ſind, daß ſie, ſo zu ſagen, einen ganz neuen Charakter zeigen. Nur im Grundriſſe, wenigſtens bis auf das Tranſept, finden ſich noch die weſentlichen Dispoſitionen der Baſilika. Im Uebrigen ſehen wir

die Säulen durch Pfeiler, die flachen Decken durch Wölbungen verdrängt; Strebepfeiler verstärken die Mauern, um dem Schube der Gewölbe zu begegnen; die Fenster vergrößern, die Massen gruppiren, die Außenwände schmücken sich.

Allein wie bewundernswerth die Hervorbringungen dieser Periode durch Größe, Anordnung und Structur auch sind, immer gewahrt man darin noch eine gewisse Unbestimmtheit des Ausdrucks, vorchristliche Reminiscenzen, unbewältigte oder doch nicht gehörig gegeneinander abgewogene Massen; die verschiedenen Theile führen gewissermaßen noch ein gesondertes Leben; der Geist ringt da noch mit der Materie um die Herrschaft, kurz, Alles deutet unverkennbar auf ein Entwicklungsstadium, nicht auf volle Reife. Wenn dies allein schon hinreichen möchte, um den romanischen Baustyl uns nicht als Mustertypus zu empfehlen, so tritt noch der bis jetzt viel zu wenig in Anschlag gebrachte Umstand hinzu, daß die Kirchen dieses Styles wesentlich eine kunstgemäße Bemalung ihrer so ausgedehnten Wandflächen erfordern. Durch dieses Requisit schwindet schon gleich von vorneherein der dem romanischen Style so vielfach nachgerühmte Vorzug der Wohlfeilheit; dann aber würde es auch gewiß, bei der allerwärts vorherrschenden naturalistischen Bildung und Richtung, nichts Leichtes sein, Maler zu finden, welche der Aufgabe überhaupt gewachsen wären. Am beliebtesten, weil am schwankendsten und unbestimmtesten, wird wohl der sogen. Uebergangsstyl werden; jedenfalls ist bis jetzt noch kein Uebergang zum Besseren davon zu erkennen gewesen und mag diese Spielart hier auf sich beruhen bleiben. Was die Architekten betrifft, so hat es fast etwas Komisches, dieselben darüber streiten zu sehen, ob man romanisch oder gothisch bauen solle, da sie auf ihren Akademien so wenig das Eine als das Andere gelernt haben. Aber freilich, grade um deswillen steht die überwiegende Mehrzahl auf der Seite des romanischen Styls: die Willkür hat hier einen größeren Spielraum, während jeder Verstoß gegen die Logik und Grammatik des gothischen Styls sofort in die Augen springt; Alles passirt am Ende für romanisch, was Rundbogen hat und weder altgriechisch noch gothisch ist. Es erscheint daher doppelt räthlich, diese Eselsbrücke abzubrechen und die Herren Architekten zu nöthigen, einen anderen Weg einzuschlagen, wenn sie überhaupt katholische Kirchen bauen wollen — den Weg nämlich, in welchen unsere Vorfahren vor etwa sieben Jahrhunderten einlenkten und der drei bis vier Jahrhunderte später so schmählich verlassen ward. In dem um jene Zeit aufblühenden Spitzbogenstyle spricht die kirchliche Kunst dem Principe nach ihr letztes Wort, was indeß eine Fortbildung ins Unendliche nicht ausschließt, eben so wenig wie der Generalbaß den musikalischen Fortschritt hindert, oder wie die endgültige Feststellung des Weltsystems in sei-

nem Grundgesetze die Astronomen überflüssig und weitere Entdeckungen unmöglich macht. Das dreizehnte Jahrhundert konnte in Bezug auf die Architektur das εὕρηκα in die Welt hineinrufen, und es hat dies denn auch wirklich gethan. Die in den früheren Zeiten hierhin und dorthin gebrochenen Strahlen sammeln sich in Einem Brennpunkte; ein eben so festes als entwickelungsfähiges Bildungsgesetz ist gefunden; jeder Einzelheit ist Ort und Maaß gewiesen und Alles fügt sich harmonisch zu einem schönen Ganzen. Bei aller Gleichartigkeit des Typus zeigen die Individuen die größte Mannichfaltigkeit; Majestät ist mit Anmuth, kühnster Aufschwung mit besonnenem Maßhalten gepaart; dazu jenes wunderbare Zusammenwirken der Formen, Farben, Lichter und Schatten; in allen Contouren und Linien der feinste Formensinn; überall ein tiefes, geistiges Leben hervorquellend, welches Verstand, Phantasie und Begeisterung in wunderbarer Wechseldurchdringung abspiegelt. Das Colossale der egyptischen, das Glänzend-Zierliche der griechischen, und das Gewaltige, Kraftvolle der römischen Baukunst hat man in einen Schmelztiegel zusammengeworfen und ein neues Element ist daraus hervorgegangen, von welchem die Mischungstheile nicht mehr zu erkennen oder herzustellen sind. — Wie sehr auch das Streben nach dem Grandiosen in dieser Periode vorgewaltet zu haben scheint, so ist doch das Wesen des gothischen Styls keineswegs durch solche Großartigkeit bedingt; im Gegentheil ist es ein specifischer Vorzug desselben, daß, wie bereits oben angedeutet, seine Principien im Kleinsten nicht minder als im Größten ihre ganze Eigenthümlichkeit bis zur höchsten Formenfülle entfalten können. Die gothischen Grabmäler, Sacramentshäuschen, Altäre und Chorstühle sind eben so vollendet und bewundernswerth in ihrer Art, wie die Dome, welche sich über ihnen wölben. Jeder Aufgabe in jedwedem Materiale gewachsen, bietet dieser Styl auch noch den Vortheil relativ größerer Wohlfeilheit dar, zumal wenn er einmal allgemein zu praktischer Geltung gekommen sein wird und sich allerwärts um die guten Muster und um die guten Meister Schulen für die bei einem solchen Baue concurrirenden Gewerke gebildet haben werden. Die Richtigkeit und Harmonie der Verhältnisse, welche hier das Hauptelement der Schönheit bilden, kosten nichts; die schlechte Gothik ist freilich immer theuer, jedenfalls immer zu theuer. Von entscheidendem Gewichte in dieser Hinsicht ist, daß der gothische Styl, seinem Wesen nach, verhältnißmäßig am wenigsten Masse zur Einschließung und Ueberdeckung einer gegebenen Räumlichkeit erfordert. Auf das rechte Verständniß kommt es natürlich vor Allem an; das aber ist es gerade, was meistens fehlt, wie es auch allerdings nichts weniger als leicht zu erlangen ist. So wird denn das mehr oder weniger Zufällige mit dem Wesenhaften verwechselt; man ignorirt die Bedingungen der Construction und des Materials, das

Verhältniß des Grundriſſes zum Aufriſſe und der einzelnen Theile unter ſich; man beſchränkt ſich überhaupt darauf, einen allgemeinen Effect zu erſtreben, wie er dem großen Haufen zu genügen pflegt. Es müſſen demzufolge die verſchiedenartigſten Elemente, wie ſie gerade die Sammelmappe liefert, ſich miteinander zu vertragen ſuchen; zu kleinen Bauanlagen werden die Formen, Verhältniſſe, Ornamente von rieſigen Kathedralen, mittelſt bloßer Reducirung des Maßſtabes, benutzt und ſo z. B. Zwergdome in die Welt geſetzt, ſtatt ſchlichter Kapellen; bald wird chablonirt, wo die Arbeit der freien Hand erfordert iſt; bald wird dem Holze, bald dem Steine gegen ſeine Natur Gewalt angethan; hier macht man Glaſerſchilder aus bunten Scheiben, ſtatt gemalter Fenſter, wenn man ſich nicht gar durch Beſchmieren des Glaſes mit Oelfarbe hilft; dort ſtülpt man ſteinfarbig angeſtrichene, ſpitzbogige Gewölbe aus Brettern auf pfeifenſtielartig dünn geſtreckte Pfeiler; anderwärts endlich wird auf Stein berechnetes Gliederwerk aus Eiſen gegoſſen und zu Stein gepinſelt [u. ſ. w. u. ſ. w. Die Caricatur des Schönen iſt natürlich weit widerwärtiger, als das von Haus aus Häßliche und Platte.

Kühnere akademiſche Baumeiſter bilden wohl gar die Gothik in der Art fort, daß ſie, ſtatt ſpitzbogiger, flachbogige Fenſter machen, deren Pfoſtenwerk dann weiter, im Geiſte der Neuzeit, von Stuckmaſſe, die Krönungen aus reinem Gyps herzuſtellen, zu verankern und endlich, zum Zwecke der Schönheit und Solidität, mit Wachsſeife zu überziehen ſind. Ich habe einen derartigen, von einem königlichen Bauinſpector herrührenden Plan mit eigenen Augen geſehen. Im Koſtenanſchlag ſpielt u. A. der „waſſerfeſte Kitt" eine Hauptrolle; desgleichen fanden ſich darin nicht unanſehnliche Poſten für Wachs ſowie für Steinkohlen, um die gedachte „Wachsſeife" zu kochen u. ſ. w. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß dieſe neueſte Enkauſtik die Runde um die Welt machen wird. Die katholiſchen Kirchen aber möge man mit der Errungenſchaft verſchonen!

Allein die Gothik ſelbſt hat wieder manchfache Spielarten aufzuweiſen, welche ſoll uns zunächſt als Muſter dienen? — Ich antworte unbedenklich: der edle, ernſte, kerngeſunde Styl des dreizehnten Jahrhunderts, ohne indeß darum den Hervorbringungen der nächſtfolgenden Jahrhunderte die Muſtergültigkeit abſprechen zu wollen; in mancher, z. B. in decorativer Beziehung gebührt letzteren nicht ſelten ſogar entſchieden der Vorrang. Ich lege vorzüglich Gewicht auf die Einfachheit und Klarheit der Frühgothik. Ihr Hauptreiz liegt in den Grundformen und der Harmonie der Verhältniſſe; es fordert dieſelbe daher zwar einen tüchtigen Meiſter mit feinem Auge, aber keine ſonderlich ausgebildeten Techniker, die zur Zeit noch ſehr ſelten und theuer ſind. Auch alles Neben-

werk, wie Fenster, Altäre, Stühle können einfacher gehalten und daher ohne allzu großen Kostenaufwand beschafft werden.

Manchem mag es allerdings erwünschter sein, wenn er seine Geistesarmuth unter allerhand, aufs Ungefähr hin copirtes gothisches Blumen- und Schnörkelwerk aus der Zeit des Verfalles verbergen kann; allein das ändert nichts an der Sache. Kaum etwas Anderes stellt sich überdies der Wiederaufnahme der in Rede stehenden Stylgattung so hindernd in den Weg, als das so verbreitete Vorurtheil, daß die Schönheit derselben in dem Ornamente beruhe, welches allerdings, namentlich bei den Bauwerken des 15. Jahrhunderts, oft in verschwenderischer Fülle deren Bildungen überwuchert. Ist man erst wieder einmal des Einfachen vollkommen Meister, so mag man dreist zum Künstlicherem übergehen und nur vor dem Verkünstelten auf der Hut sein; ja man mag sogar dem Style des Mittelalters ein neues Bette graben, wenn man nur erst, wie gesagt, durch die That bewiesen hat, daß man seine Formenwelt beherrscht. Damit hat es aber so leicht keine Noth. Bis jetzt war es erfahrungsmäßig immer nur ein Trostwort für die Unfähigkeit, daß jene „finstere Zeit" überwunden sei, daß die unserige höhere Bedürfnisse habe und daher nach anderen Mitteln zu ihrer Befriedigung sich umthun müsse, oder wie die hohlen Phrasen sonst lauten. Am allermeisten nehme man sich aber vor den Erfindern neuer Baustyle in Acht, wenn sie ihre Wunderwerke in Eisen oder sonst einem „zeitgemäßeren" Materiale als der Stein ist, aufzurichten gedenken.

Man wird vielleicht einwenden, daß Vieles, was dem gothischen Style eigenthümlich ist, doch als Aeußerung des individuell mittelalterlichen Geschmackes zu betrachten sei, der, wie jeder Zeitgeschmack, auf Bestand keinen Anspruch habe, und zu unseren Verhältnissen nicht mehr passe. Etwas Wahres mag dieser Einwendung zum Grunde liegen; allein das Wesen der Sache berührt sie nicht, zumal in Betreff gottesdienstlicher Gebäude, die ihrer Natur und Bestimmung nach dem Wechsel der Mode eben Trotz bieten sollen. Man zerlege eine gothische Kirche bis in ihre feinsten Einzelheiten und man wird in der Structur überall auf geometrische Figuren, in der Ornamentik auf freie Nachbildungen einheimischer Pflanzen stoßen, in oberster Reihe endlich der im Lichte der Verklärung strahlenden Menschengestalt begegnen. Ich wüßte nun aber nicht, daß der Drei- und Vierpaß, die Rosette und die Pyramide, daß die Blätter des Eichbaums und der Winde sich überlebt hätten, oder daß die Heiligen Gottes der Kirche entfremdet wären, daß sie jetzt weniger Anspruch auf unsere Verehrung hätten, als jemals früher. Jede rein zufällige oder ungehörige Beimischung wird übrigens schon von selbst durch den natürlichen Lebensproceß der Kunst, wenn ein solcher sich nur erst einmal wieder einstellt, ausgeschie-

den werden. In dem praktiſchen England, auf welches hinzuweiſen ſich noch mehr Gelegenheit finden wird, hat denn auch der frühgothiſche („early english“) Styl, mit ſeinem klaren, kraftvollen Organismus, ſeinen lanzetförmigen Fenſtern und ſeinen hohen, bis zur Helmſpitze hinauf aus Stein hergerichteten Thürmen bereits wieder das volle Bürgerrecht erlangt und die Probe trefflich beſtanden. Nur die engliſchen Holzbedachungen des Inneren, die jenſeits des Kanales von jeher gebräuchlich geblieben ſind, wolle man nicht gleichzeitig zum Muſter nehmen; die Steinwölbungen ſind in mehr als Einer Beziehung ein entſchiedener, wirklicher, unbedingt feſtzuhaltender Fortſchritt. Hier mögen die Engländer, wie in Allem, was harmoniſche Durchbildung betrifft, auf den Continent lernen kommen. — Es gilt alſo, um das vorſtehend Entwickelte kurz zuſammenzufaſſen, die Geſetze und Traditionen der großen mittelalterlichen Kunſt wieder zu unſerem Bewußtſein zu bringen und zu verkörpern, indem man das dreizehnte Jahrhundert als Ausgangspunkt nimmt. In techniſcher Hinſicht ſtudiere man zu dieſem Ende die Muſter, welche aus gedachter Periode ſich noch zu uns herüber gerettet haben, und zwar nicht blos nach maleriſchen Darſtellungen, ſondern in ihrer wirklichen Erſcheinung. Vor Allem ſuche man von ihrem Weſen ſich Rechenſchaft zu geben, das zunächſt auf Maaß, Zahl und Proportion beruht, und nicht auf gewiſſen Aeußerlichkeiten, wie ſehr dieſelben auch bei flüchtigem Beſchauen das Auge beſtechen mögen und wie nahe auch die Verſuchung liegt, durch ſie den großen Haufen zu blenden. Gewiß iſt dieſe Kunſt, um deren Wiederbelebung es ſich handelt, ſchwer, ſchwerer vielleicht als irgend eine andere, zumal da, außer den natürlichen, noch ſo gar viele künſtliche Hinderniſſe ſich ihr entgegenſtemmen; allein daß die abermalige Löſung der Aufgabe nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, beweiſt bereits die Erfahrung. Wir haben wenigſtens den Vortheil voraus, die Abwege zu kennen, auf welchen man vormals in die Irre gegangen iſt, und zwar geſchah dies keineswegs, wie die Sophiſtik uns glauben machen will, in Folge einer Art von Naturwendigkeit, welcher die Entwickelungsphaſen der Menſchheit blind gehorchen, ſondern durch das Ueberwiegen der verderbten Natur über das beſſere Wiſſen und Wollen.

Nichts iſt ungeeigneter, als für Kirchenbauten ſogenannte Normalpläne zur genauen Befolgung aufzuſtellen; gewiſſe Punkte giebt es indeß, welche bei der Errichtung einer eigentlichen Kirche, zum Unterſchied von einem bloßen Betſaale, ſtets ins Auge zu faſſen ſind und woran ſich Regeln knüpfen, die nur der unabweisbaren Nothwendigkeit weichen ſollten. Die beſte Grundform zu einer Pfarrkirche (welche Gattung uns hier zunächſt beſchäftigt) iſt das längliche Viereck mit vorſpringendem nach Oſten gerichteten (orientirtem) Chore, welches beſondere Fenſter erleuchten. Sie zerfällt in

drei, ſichtlich von einander getrennte Abtheilungen, die Vorhalle, das Schiff und das Chor; bei vollſtändiger entwickelten Kirchen erſtreckt ſich dieſe Dreitheilung auch über die Breite- und die Höhe-Richtung. Daß die Schiffe ſtets zu überwölben ſind, iſt ſchon oben gelegentlich bemerkt worden. Hinſichtlich der Geräumigkeit thue man eher zuviel als zu wenig und treffe jedenfalls Vorkehr, daß Erweiterungen ſpäter nicht unmöglich ſind. Die franzöſiſche und belgiſche Unſitte, bewegliche Stühle während des Gottesdienſtes den Miethern oder Zahlern hinzuſtellen, und demnächſt in einem Winkel aufzuſtapeln, laſſe man nicht über die Gränzen kommen, ſondern richte ſtets feſte Kniebänke her, welche 3 bis 3½ Fuß von einander entfernt zu halten ſind. Der Haupteingang des Gebäudes gehört in die Weſtfronte und iſt es zweckmäßig, die Thüre ſo einzurichten, daß ihre Flügel ſich nach außen öffnen; bei größeren Kirchen ſind außerdem Nebenthüren anzulegen, jedoch, zur Verhütung der Zugluft, nicht einander grade gegenüber.

Um Zuſammengehöriges nicht auseinander zu reißen und Wiederholungen möglichſt zu vermeiden, ſollen hier nur die allgemeinſten Grundzüge des Baues, als Ganzes betrachtet, angedeutet werden und das Einzelne dem nächſtfolgenden Capitel, ſo wie dem über die innere Anordnung und Ausſtattung der Kirche handelnden vorbehalten bleiben.

Eine reiche Quelle von Verlegenheiten für unſere claſſiſch gebildeten Architekten ſind die Kirchthürme, da das Heidenthum dazu keine Vorbilder liefert. Man läßt ſie daher am liebſten ganz weg; das ganze Streben unſerer Zeit zielt ja ohnehin nicht in die Höhe, ſondern in die Weite und Breite; geht dies aber nicht an, ſo ſtellt man ſie — unter Bezugnahme auf die italieniſchen „Baſiliken" — iſolirt neben die Kirche hin und bildet ſie, in dem man ſo und ſo viel würfelförmige Stockwerke aufeinanderſetzt, oder man führt eben vier, von Schallöchern durchbrochene, ſenkrechte Mauern bis zu einer gewiſſen Höhe über das Kirchendach hinauf. Die beliebte „Einfachheit" mag dieſer Methode nachzurühmen ſein; auf Solidität und Schönheit aber muß man dabei ein- für allemal verzichten. — Nach den Grundſätzen des chriſtlichen Bauſtyles ſollen die Thürme ein organiſch entwickeltes Pfeilerſyſtem ſein, deſſen pyramidale Tendenz ſich ſchon in den unteren Geſchoſſen zu erkennen gibt. Auch hier muß, wie an der Kirche überhaupt, das Princip der Gliederung, Auflöſung und Durchbrechung der Maſſen bei conſtructiver Einheitlichkeit, ſo weit ſolches überhaupt die Mittel geſtatten, ſich geltend machen. Wo letztere nicht ſehr bedeutend ſind, errichte man nur Einen Thurm und fehlt es auch dazu an Geld, einen Dachreiter, und zwar iſt es immer beſſer, mit dem Wenigen ſich zu begnügen, es aber in ſeiner Art vorzüglich zu machen, als einen großen Anlauf zu nehmen und inmitten der Bahn hinter den Athem zu

kommen. Wie mancher Kirchenbau hat nicht schon an seinen zwei Thürmen Bankerott gemacht!*) — Ein kräftig entwickelter, hochragender Thurm bringt ohnehin einen unverhältnißmäßig bedeutenderen Eindruck hervor, indem er dem ganzen Baue auf das Entschiedenste die pyramidale Tendenz, den Charakter des Aufstrebens und Culminirens verleiht, welchen der in einem Thurmpaare liegende Parallelismus der Art abschwächt, daß nothwendig wieder mit einem Centralthurme über dem Durchschnittsfelde des Kreuzes zu Hülfe gekommen werden muß, wie solches denn auch bei den großen englischen Kirchen fast ausnahmslos der Fall ist. Am zweckmäßigsten, besonders wenn man die Unterhaltungskosten in Betracht zieht, ist es, den Helm ganz aus Stein aufzuführen; aber freilich, eine solche Construction ist nicht ganz leicht, weshalb es denn auch der großen Mehrzahl unserer Baumeister an Gegengründen nicht mangeln wird, wenn die Zumuthung an sie ergehen sollte. Sodann möchte ich auch noch ein gutes Wort für den alt hergebrachten Hahn auf dem Thurmkreuze, den treuen Wächter und zugleich Erwecker aus dem Schlafe der Sünde einlegen, der jedenfalls etwas mehr bedeutet als die vergoldeten Kugeln oder die Pickelhauben-Spitzen oder was sonst die Neuzeit an ihre Stelle zu setzen pflegt. Dahingegen rathe ich dringend von den Thurmuhren ab, deren Zifferblätter außen sichtbar werden. Letztere sind höchst störend für die Architektur, ja geradezu häßlich. Da jetzt fast jeder Handwerksbursche eine Taschenuhr besitzt, so haben die Kirchenuhren aufgehört, ein Bedürfniß zu sein. Früher als ein solches noch bestand, errichtete man im Innern der Kirche jene Pracht-Uhren, die theilweise noch jetzt die allgemeine Bewunderung in Anspruch nehmen.

Eine weitere Ungelegenheit bei Neubauten pflegen die Sacristeien zu bereiten, da der ästhetische Katechismus unserer Gebildeten alle Anbauten proscribirt und nichts für schön gelten läßt, als was auf der einen Seite genau so aussieht, wie auf der anderen. Demzufolge hat sich denn wohl die Praxis gebildet, die Sacristeien hinter dem Altare oder am Schlusse eines Seitenschiffes anzubringen. Es möchte indeß räthlich sein, auch in dieser Hinsicht es beim Alten zu belassen und die Sacristei als besonderen Bau an die Nordseite des Chores anzulehnen. Solche und ähnliche Anbauten geben meines Erachtens, indem sie die starre Symmetrie brechen, dem Ganzen einen malerischen Reiz und es werden dadurch überdies die aufstrebenden Linien um so entschiedener markirt.

Zum Schlusse dieses Capitels noch ein vorläufiges Wort der Warnung vor der Unsitte der Bekleidungen, Verblendungen und sogen. Putzarbeiten. All solches

*) Leider verlangt das Concurrenz-Ausschreiben für die in Wien zu erbauende Votivkirche auch, außer einem befremdlichen Einbaue in das Chor, zwei Thürme. Man wird diesen Luxus sicherlich später zu bereuen haben.

Maskiren ist fehlerhaft, nachtheilig, unwürdig und öffnet der Pfuscherei Thür und Thor. Es sind mir Entwürfe von Dorfkirchen zu Gesicht gekommen, deren Außenwände mittelst in den zolldicken Mörtel eingeschnittener Fugen einen Quaderbau affectirten, während sie im Uebrigen wahre Bilder des Jammers waren! Solche Stümper-Exercitien verbitte man sich wenigstens, wo es sich um kirchliche Zwecke handelt, mit welchen die Lüge am wenigsten verträglich ist.

Restaurationen.

Während der Blüthezeit der christlichen Baukunst verfuhr man nicht selten mit den Werken der Vorgänger in hohem Grade rücksichtslos. Jeder neue Styl trachtete sofort nach Alleinherrschaft; ohne Schonung zerstörten und veränderten die Meister des gothischen Styles die Werke des romanischen. In diesem Punkte haben wir die Alten nicht nachzuahmen, und zwar um so weniger, als wir uns auf die Rechtfertigungs- oder doch Entschuldigungsgründe, welche ihnen zur Seite standen, nicht berufen können. Vor Allem waren sie in Wahrheit schöpferische Geister, der höheren Entwickelungsstufe ihrer Kunstweise sich durch und durch — und zwar mit vollem Rechte — bewußt; sie übten eine lebende Kunst, die unter ihrer Hand frei nach den Eingebungen ihres Genius sich gestaltete, ohne darum doch jemals der Gesetzlosigkeit anheimzufallen. Die Menschen, die Dinge, die Verhältnisse — kurz Alles traf in jener Zeit zusammen und half sich gegenseitig, um die Schöpfungen zu ermöglichen, die selbst da, wo sie bereits den Verfall an der Stirne tragen, noch durch ihre Originalität und formale Vollendung dem Auge wohlthun. Dank der austrocknenden Wirkung der auf das heidnische Alterthum gepfropften modernen „Wissenschaftlichkeit", ist alle schöpferische Kraft, alle Energie der formgebenden Intelligenz nach und nach geschwunden; mehr oder weniger geschickte Nachahmungen und gelehrte Pensa ohne alle Lebenswärme, heute in griechelnder, morgen in römelnder Art, ein anderesmal dem Eklekticismus huldigend, das ist Alles was, im Allgemeinen gesprochen, unsere Zeit noch zu Tage zu fördern im Stande ist. Nach den immer zahlreicher und deutlicher hervortretenden Symptomen wendet es sich zwar allerdings wieder entschieden zum Besseren; allein bis zur vollständigen Wiedergenesung ist noch eine gute Strecke Weges hin; wir haben noch manchen Rückschritt zu machen, ehe ans Vorwärtsschreiten zu denken ist; bis es dazu kommt, müssen wir

noch sehr fleißig zu den alten Meistern in die Schule gehen, ihre Zirkelschläge und ihre Handgriffe uns wieder aneignen, vor Allem aber den Geist, welcher sie belebte und hob und der ihre Werke adelte, *den Geist der Kirchlichkeit und der Religiosität*. Nachdem selbst Goethe den Ausspruch gethan, daß „die Menschen in Poesie *und Kunst* nur so lange productiv bleiben, als sie religiös sind", wird man hoffentlich über die letzte der obigen Bedingungen akademischer Seits nicht allzu mitleidig die Achsel zucken. Wie die Sachen zur Zeit noch stehen, ist es, wenn man auch das historische und archäologische Moment und die Rücksichten der Pietät gar nicht in Anschlag bringen wollte, eine heilige Pflicht für uns, den Capitalstock, welchen die Alten uns hinterlassen und mit dem bereits so unverantwortlich gewirthschaftet worden ist, nach besten Kräften zu erhalten und vor jeder Beeinträchtigung zu wahren. Demgemäß gilt auch hier als oberste Regel, *so wenig wie möglich und so unwahrnehmbar wie möglich* zu restauriren. Die böswilligen Zerstörungen haben auf dem Kunstgebiete kaum größeren Schaden angerichtet, als die gutgemeinten Restaurationen, letztere aber sind weit bedrohlicher, weil man weniger vor ihnen auf der Hut ist. Ward doch vielfach die „Restauration" gothischer Bauten, zufolge Anordnung des betreffenden Stadtbaumeisters, in der Art betrieben, daß man dieselben periodisch durchmusterte und dann alles Vorspringende, wie Gesimse, Bosen, Fialen, Zierſäulchen u. s. w. was nicht mehr ganz fest war, *herunter schlug*, womit denn zugleich den Anforderungen der Polizei und denen des gutes Geschmackes ein Genüge geschah, indem der Bau, zufolge öfterer Anwendung dieser Heilmethode, allmählig die beliebte akademische Einfachheit und Glätte erhielt, welche dem Schönheitssinne der „Gebildeten" allein Befriedigung zu gewähren vermögen. Handelte es sich nicht um praktische Bedürfnisse, so würde ich unbedenklich rathen, die alten Monumente lieber grabezu ihrem Schicksale zu überlassen, als eine jener Curen damit vorzunehmen, welche sie mit ihrer geschichtlichen Würde, ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu bezahlen haben, die nicht selten zum Untergange in ihrer Art einziger Muster und zu förmlichen Verfälschungen der Kunstgeschichte hinführen. Vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet nimmt ein Bauwerk als hinsinkende Ruine, die ihren Charakter in keiner Art verläugnet, das Interesse unvergleichlich mehr in Anspruch, als wenn dasselbe durch allerhand Vorrichtungen und fremdartige Zuthaten künstlich am Leben erhalten worden ist. Da indessen, wie schon bemerkt, solche Kunstbauten meist zugleich Bedürfnißbauten sind, so thue man denn, was das Bedürfniß erfordert, *aber auch nicht um ein Haarbreit mehr*. Eine jede Restauration sei, mit Einem Worte, so conservativ wie möglich. Dem Bedürfnisse ist nun in der Regel dadurch

ſchon entſprochen, daß man die ſogen. großen Reparaturen in gehöriger Weiſe vornimmt, das Dach- und Zimmerwerk, die Gewölbe, Pfeiler und Wände ordentlich in Stand hält oder ſetzt, an beſonders bedrohten Stellen etwa Anker oder umlaufende Bänder anbringt u. ſ. w. Wenn auch bei ſolchen Arbeiten der Zweck der Conſolidirung vor Allem im Auge behalten werden muß, ſo ſind doch nebenher noch gar manche andere Rückſichten zu nehmen. Daß alle Formen auf das gewiſſenhafteſte, ſo wie ſie waren, erhalten oder beziehungsweiſe wieder hergeſtellt werden müſſen, iſt ſelbſtverſtändlich; darum ſoll man daſſelbe Material, ſoweit es ſich bewährt hat, oder ein in Farbe und Korn möglichſt ähnliches, verwenden, insbeſondere aber hüte man ſich, für die oberen Theile ſchwereres Material, als das urſprüngliche des ganzen Baues zu gebrauchen. Aber auch ſelbſt hinſichtlich der Anordnung und der Größe der einzelnen Steine halte man ſich am Alten: der ganze Charakter einer Mauer und mehr noch eines Bogens wird durch die Art der Schichtung ſowie durch den größeren oder geringeren Umfang der einzelnen Werkſtücke weſentlich beſtimmt. Dem Anſcheine nach unbedeutende Verſäumniſſe ziehen nicht ſelten die ſchlimmſten Folgen nach ſich, wie z. B. wenn man es unterläßt, die Fugen der Zierglieder aus Hauſtein mit Blei zu vergießen oder wenn man Eiſen zur Verbindung der Werkſtücke unter ſich verwendet oder keinen Spielraum zwiſchen dem Hauſtein und dem daran gränzenden Mauerwerk aus Bruch- oder Backſtein läßt, ſo daß letzteres beim Setzen auf den Hauſtein drückt und ihn leicht ſprengt u. dgl. m.

Namentlich ſind alle Surrogate ferne zu halten, in Bezug auf welche unſere Zeit ſo erfinderiſch iſt, und wozu man bei Reſtaurationen noch weit geneigter zu ſein pflegt, als bei Neubauten, weil ſich ſo bequem damit flicken und pappen läßt. Jede Formgebung iſt durch das Material, ſeine Cohäſion, Schwere, Zerſetzungsverhältniſſe u. ſ. w. bedingt. Ganz beſonders aber halte man das äſthetiſch wie techniſch gleich verwerfliche Gußeiſen ferne; da es von allen Seiten herandroht, kann nicht oft und eindringlich genug davor gewarnt werden. Ueberlaſſe man die Herbeiführung des eiſernen Kunſtzeitalters nur ruhig unſern Akademien; dieſelben werden damit ſchon allein zu Stande kommen. Selbſt gewiſſe techniſche Vervollkommnungen, wie in den Hängewerken u. dgl. dürfen nur mit Vorſicht benutzt werden. Es iſt nicht genug, daß die Feſtigkeit oder Zweckmäßigkeit irgend eines baulichen Apparats wiſſenſchaftlich demonſtrirt werden kann; es darf dieſe Ueberzeugung nicht erſt durch Berechnung und Reflexion vermittelt werden müſſen. Die Rückſicht auf das ſtatiſche Gefühl und auf den unmittelbaren Eindruck, welchen die äußere Erſcheinung hervorbringt, iſt bei Kunſt- und Prachtbauten die maßgebende.

Die größte Gefahr bei Reſtaurationen liegt alſo darin, daß man zu

radikal verfährt und zuviel thut. Selbst wo der alte Bau in seinem ganzen Umfange weichen muß, kann solches noch immer in conservativem Sinne bewerkstelligt werden, indem man z. B. die alten Formen genau wiederherstellt, das Material, selbst die Bedeckung der Dächer nicht ausgenommen, einzelnes Sculpturwerk u. dgl. m. benutzt. Zu diesem Ende ist es meist räthlich, den Umbau nur partienweise in Angriff zu nehmen. Weiter ist ein Augenmerk darauf zu richten, daß die bei einem alten Bauwerk fast stets vorhandenen Spuren seines allmähligen Anwachsens, gleichsam seine Jahresringe nicht verwischt, daß die verschiedenen Style, sowie jene Unregelmäßigkeiten und Zufälligkeiten, welche auch dem sonst minder bedeutenden Gebäude einen eigenthümlich-individuellen Reiz verleihen, erhalten bleiben. Man hüte sich überhaupt vor aller Gleich- und Flachmacherei, selbst wo man sich zutraut, den Bau zu seinem Vortheile in stylistischer Beziehung uniformiren zu können. Es giebt heut zu Tage noch nicht gar Viele, die im Stande wären, die alten Bildungen aus allen Gesichtspunkten zu würdigen und die relativen Vorzüge derselben gegeneinander abzuwägen. Aeußersten Falles suche man wenigstens das Andenken des Alten durch Zeichnungen zu erhalten, welche dann in das Pfarrarchiv niederzulegen wären, aber wohlgemerkt: nur äußersten Falles, wenn das Erhalten schlechterdings unzulässig ist. Alle diese Regeln lassen natürlich gewisse Ausnahmen zu, gegen deren Vorhandensein indeß stets die Vermuthung streitet. Ein gesundes Urtheil und ein sicherer fester Takt thun vor Allem noth, um in Fragen der in Rede stehenden Art das Recht zu treffen. Jede capriciöse Voreingenommenheit für eine bestimmte Stylperiode muß hier unter allen Umständen ferne bleiben. Eine einfache Form von unzweifelhafter Ursprünglichkeit verdient mehr Berücksichtigung, als eine weit vollendetere spätere Zuthat, und letztere sollte hinwiederum auch einer noch so brillanten Neuerung nicht Platz machen: man spare seine Erfindungsgabe für andere passendere Gelegenheiten auf. Es gibt wenig alte Kirchen, welche nicht einen ganz bestimmt ausgesprochenen Charakter an sich tragen; diesen erhalte man ihnen auf das sorgsamste. Die Fehlgriffe unserer Baukünstler haben in dieser Hinsicht vielleicht schon größeres Unheil angerichtet, als die Elemente und die Zeit zusammen genommen.

Schon bei Neubauten ist es sehr bedenklich, die Arbeiten an den Mindestfordernden zu verganten; bei Restaurationen aber ist es geradezu verderblich. Der Unternehmer im Ganzen absorbirt allen Gewinn, womit denn bei dem Arbeiter die Lust am Werke und der Trieb zum Vollkommenen schwindet, Alles natürlich auf Kosten der Sache. In den alten Hüttenordnungen war es deshalb eine unerschütterliche Satzung, daß nur auf Tagelohn gearbeitet werden durfte. Es ist in hohem Grade

räthlich, auf dieſen Grundſatz, bei allen Kunſtbauten wenigſtens, zurückzukommen, wie es denn überhaupt wohl an der Zeit wäre, jene Ordnungen aus dem Staube wieder hervorzuziehen, worin die Aufklärung, welche Alles beſſer zu wiſſen wähnte, ſie ſo lange hat modern laſſen.

Mit der Aufſtellung der Gerüſte beginnt in der Regel bereits das Unheil, indem man dieſelben beiſpielsweiſe nicht in gehöriger Ferne vom Baue anbringt, oder an Ornamente, überhaupt an ſchwächere Theile (Gewölbe, Geländer, Simſe u. dgl.) lehnt oder indem man die Rüſtlöcher mitten in den Schichten anbringt, oder endlich dem Apparate zum Heraufziehen des Materials eine ſolche Stellung gibt, daß alles Herabfallende irgendwo eine Zerſtörung anrichtet u. ſ. w. Wie manches gemalte Fenſter, wie viel Laub und Blumenwerk iſt nicht ein Opfer der Vorbereitung zur Herſtellung geworden!

Je mehr die Reſtauration ſich ins Kleine verbreitet, deſto ſchwerer wird es, ſie gehörig im Zügel zu halten. Es koſtet da verhältnißmäig ſo wenig Geld und Mühe, daß die Verlockung gar groß iſt, vor Allem dem eigenen Geſchmacke die Ehre zu geben; und man iſt um ſo weniger geneigt, dieſer Verlockung Widerſtand zu leiſten, als die getreue Herſtellung anſcheinend unbedeutender Dinge meiſt auf allerhand Hinderniſſe, beſonders techniſche, ſtößt. Hier aber findet das „Principiis obsta“ ſeine volle Anwendung: hat man einmal irgendwie den breiten und bequemen Weg der Pfuſcherei eingeſchlagen, ſo iſt kaum noch wieder in das rechte Geleiſe zurückzukommen. Fehlt ein Glied oder ein Detail, wie z. B. das Sproſſenwerk eines Fenſters, eine Kreuzblume, eine Fiale, ſo hüte man ſich ja ſo lange wie nur immer möglich davor, bei irgend einem Kupferwerke, oder gar der eigenen Phantaſie ſich Raths zu erholen; man ſehe ſich vor Allem auf das ſorgfältigſte nach den noch vorhandenen Anhaltepunkten um, und in deren gänzlicher Ermangelung nach ähnlichen Bauwerken in der Umgebung und aus derſelben Stylperiode. Bei dem Abbruche von Mauern hat man ſorgſam auf Alles das Auge zu richten, was etwa von einem früheren Baue herrühren, oder doch Licht auf die Geſchichte des gegenwärtigen werfen könnte. Ueberhaupt ſollte weder ein Abbruch noch eine Reſtauration ſtattfinden, ohne daß zuvor das vorhandene Unbewegliche gezeichnet, das Bewegliche genau inventariſirt, während der Arbeiten aber alle Fragmente notirt und unter ſichern Verſchluß genommen werden. Faſt jeder behauene Stein, jedes Stück aus Metall, Holz oder gebranntem Glaſe, was aus einer alten Kirche ſtammt, hat einen gewiſſen Kunſtwerth und iſt überdies meiſt ganz gut zu gebrauchen. Es iſt bereits oben geſagt, und ſoll hier nur darauf hingewieſen werden, daß jedes Material ſeine beſondere Formgebung verlangt, und daß daher, unter Beibehaltung derſelben Form, nie ein Mate-

rial dem andern ſubſtituirt werden darf, daß aber das Gußeiſen zu keiner paßt, ſonach aus dem Kunſtgebiete ſchlechthin zu verbannen und dem ordinärſten Induſtrialismus zu überantworten iſt. — Daſſelbe gilt, wo möglich in noch höherem Grade, von allen künſtlich fabricirten Steinen und zwar ſelbſt abgeſehen von jeder Rückſicht auf Dauerhaftigkeit.*) Aber auch die Art der Bearbeitung iſt von Wichtigkeit, indem die Ausführbarkeit eines Entwurfs, oder doch die Koſtſpieligkeit der Ausführung großentheils durch die Auswahl von Formen bedingt iſt, welche dem Arbeiter in der Hand und im Werkzeug liegen. So lange die Kunſt mit dem Handwerk verbunden war, ergab ſich dieſe Rückſicht von ſelbſt; jetzt aber, wo erſtere nur in der Höhe der „Wiſſenſchaft" und der ſogen. Idee thronen will, iſt es natürlich unter ihrer Würde, ſich darum zu bekümmern, was den einzelnen Handwerkern und den Stoffen, welche ſie verarbeiten, angemuthet werden kann. Sie läßt ihre Schöpfungen um ein Billiges gießen, kneten oder blaſen. Das große Publicum — damit ſetzt man ſich leicht über einen allenfallſigen Scrupel hinweg — merkt ja doch den Unterſchied nicht, ſein Auge iſt ja bereits mittelſt all der modernen Bildung ſo blöde geworden, daß es die Arbeit des Dampfes und der Maſchine nicht mehr von der Arbeit der Menſchenhand zu unterſcheiden vermag. — Man meide alſo aufs ſorgfältigſte den Gyps, die Steinpappe, den Cement, den Asphalt oder wie die Pechpflaſter ſonſt heißen, und überlaſſe dieſelben den Akademikern zu ihren Schöpfungen.

Ein beſonderes Augenmerk iſt auf den gehörigen Abfluß des Waſſers, ſowohl von den oberen Theilen, als namentlich auch am Fuße des Baues zu richten. An beiden Orten iſt der Regen der gefährlichſte Feind, weil er leiſe ſchleichend unterwühlt und der Schaden, beſonders an den Fundamenten, ſchwer wahrzunehmen und noch ſchwerer wieder gutzumachen iſt. Von großer Wichtigkeit iſt in dieſer Hinſicht die Anlage der Dächer. Die hohen ſpitzwinkligen eignen ſich am beſten für unſer Klima und entſprechen zugleich am meiſten dem gothiſchen Style. Bei umfaſſenden Reſtaurationen derſelben macht man es ſich häufig dadurch bequem, daß man die faul gewordenen Enden der Sparren abſchneidet, und dann das Dach um ſo viel ſenkt, ſo daß der Firſtwinkel immer ſtumpfer wird und die Kirche ihren Charakter vollſtändig einbüßt. Ein ſolches Verfah-

*) Die in öffentlichen Blätttern vielfach gerühmte „künſtliche Steingießerei" von Egells und J. Fiſcher in Berlin kündigt an, daß ſie Geſimſe mit und ohne Architektur, künſtliche Felſen und was alles dergleichen fabricire. Unter andern iſt aus dieſer Anſtalt ein Taufſtein im gothiſchen Style von einer grünlichen Marmormaſſe hervorgegangen, deſſen Spottwohlfeilheit beſonders gerühmt wird. Hoffen wir, daß die Kirchen wenigſtens zu ſolchem Bettelluxus nicht herabſteigen werden.

ren ist natürlich schlechterdings nicht zu dulden. Man hat sich auch nicht selten die Freiheit genommen, bei Restaurationen gothischer Kirchen die Wasserspeier zu unterdrücken oder doch nur als Figuranten mit verstopften Rachen fortbestehen und statt ihrer Röhren von Eisen oder Blei eintreten zu lassen. Es ist das eine verkehrte Neuerung, und zwar nicht blos vom ästhetischen, sondern auch vom praktisch-technischen Gesichtspunkte aus. Jene Speier sollen Larven, aber keine Masken sein; sie sollen nichts scheinen was sie nicht wirklich sind, mit Einem Worte, nicht ästhetisch lügen oder heucheln; jedes andere Laster mögen sie symbolisch darstellen. Sodann entsprechen solche Vertikalröhren der ganzen, in sich zusammenhängenden alten Einrichtung für den Wasserablauf nicht und sind außerdem der Oxydation, dem Froste, überhaupt dem Verderben weit mehr unterworfen und weit schwerer in Stand zu halten, als jene Vorrichtungen der Alten. Die bereits gemachten Erfahrungen stehen dem Gesagten nur allzu bekräftigend zur Seite und sollten wahrlich nicht unbenutzt bleiben.

Auch auf die Sicherung gegen Feuersgefahr ist Bedacht zu nehmen. Es geschieht dies sowohl durch eine zweckmäßige Wahl des Materials, als, und zwar vorzugsweise, dadurch, daß man die Kirche möglichst isolirt.

Der Bauführer hat aufs strengste die einzelnen Handwerker zu beaufsichtigen, damit dieselben nicht in ihren gewohnten Schlendrian verfallen und den Kirchenbau behandeln, wie die fabrikmäßig zu Stande kommenden Dutzendhäuser, mit welchen unsere Speculanten die Städte verunstalten. Wie viele Kirchendächer von Blei sowohl, als von Ziegeln und selbst von Schiefern waren nicht mosaikartig mit Figuren verziert, während die Firsten und Kanten in lilien- und kleeblattförmige Kämme und Bosen ausliefen! Unter der Hand der Restauratoren verschwand und verschwindet das Alles in der Regel spurlos, ja man weiß oft selbst nicht einmal, wo das Material geblieben ist. Traf doch sogar das hohe Chor des Kölner Domes jenes Schicksal! Der Mosaikschmuck des Daches, der vergoldete Lilienkamm und das wundervolle Thürmchen mußten der nüchternsten Eintönigkeit Platz machen. — Nicht minder sorgsam ist den Schlossern auf die Finger zu sehen, welche dem Ueberhandnehmen der Guß- und Fabrikwaaren gegenüber, ebenso wie die anderen Handwerker, meist ihr Heil in der Pfuscherei suchen zu müssen glauben. Besonders in Betreff der Thürbeschläge und des Eisengerippes in den Fenstern halte man sich, unter Vermeidung alles Scheinwesens und Blechartigen, genau am Systeme der Alten, was die Stärke, die Art der Verbindung und Befestigung, überhaupt die ganze Form betrifft. Ihrer Praxis liegt allemal ein rationelles Motiv, eine durch und durch erprobte Erfahrung und eine vollkommene Kenntniß der

Eigenſchaften des betreffenden Materials zum Grunde. Unſere Bau- und Gewerbeſchulen ſtehen bekanntlich viel zu hoch, als daß ſie von derartigem Notiz zu nehmen ſich herbeilaſſen könnten; man muß daher mit jedem Handwerker von vorne anfangen. Alle abhanden gekommenen Zierſculpturen müſſen, ſoweit möglich, auf das Genaueſte dem früher Dageweſenen nachgebildet werden; blos angefreſſenes oder ſchadhaftes Bildwerk ſoll man nicht wieder neu machen, ſofern nicht conſtructive Rückſichten ſolches erfordern. Die Fugen und Schichtungen ſind mit Rückſicht auf den Waſſerſchlag einerſeits und das Decorations-Syſtem andererſeits anzulegen; ſelbſt etwa vorhandene Unregelmäßigkeiten der Schichtung ſind beizubehalten, damit nicht ein Zwieſpalt zwiſchen dem Neuen und dem Alten hervortritt. Iſt es unumgänglich nothwendig, einen Theil ganz neu aufzuführen, ſo nehme man ſein Vorbild, ſoviel thunlich, am Baue ſelbſt, oder doch jedenfalls an einem Baue gleichen Styls und Materials. Faſt immer ſind noch einzelne Fragmente des Alten vorhanden; dieſe ſoll man ſtets irgendwo als Muſterproben anbringen und ſich ja nicht daran ſtoßen, daß darunter die Gleichmäßigkeit ein wenig leidet, die ohnehin in der Regel gleichbedeutend mit Nüchternheit iſt. Bei durchlaufenden Zierrathen, wie z. B. Feſtons, Kragſtein- und Frießverzierungen aus der guten Zeit, wird man finden, daß dieſelben ſtets eine gewiſſe Mannichfaltigkeit in der Behandlung zeigen, wodurch die Kälte und Monotonie, ohne Beeinträchtigung des Totaleindruckes, ferne gehalten und der Ausdruck der Freithätigkeit zuwege gebracht wird. Zur Herſtellung ſolcher Arbeiten müſſen ſowohl der Architekt als die Steinmetzen ſich mit dem Geiſte des Werkes recht innig vertraut machen, was freilich Intelligenz und Geſchicklichkeit in mehr als gewöhnlichem Maaße erfordert; das, was man Stylgefühl zu nennen pflegt, muß da vor Allem eintreten.

Die Grundfarben des Architekten ſind Licht und Schatten; durch ſie erhält ſein Werk allererſt gleichſam ſeinen Pulsſchlag, das eigentliche Leben. Damit im engſten Zuſammenhange ſteht das Verhältniß zwiſchen den Oeffnungen, insbeſondere den Fenſtern und Thüren, und den Maſſen; nicht ſelten macht ſogar dieſes Verhältniß ganz allein den äſthetiſchen Reiz eines Gebäudes aus. Deshalb iſt denn alles nachträgliche Blenden ſolcher Oeffnungen höchſt mißlich. Bei Thürmen erlaubt man ſich dieſe Operation zumeiſt, um das Innere gegen Sturm und Regen zu ſchützen. Allein ſolche Arznei iſt ſchlimmer als das Uebel, welchem in anderer zweckmäßigerer Art, durch Vorrichtungen im Inneren, wie Waſſerabzüge, von außen unſichtbare Bretterwände u. dgl. begegnet werden kann. Es iſt ein wahrer Jammer um einen ſolchen geblendeten Thurm, der ohne ſeine Schallöffnungen und ſonſtige Durchbrechungen oft nichts iſt, als ein plumper Stein-

coloß. Bei Reſtaurationen nehme man daher darauf Bedacht, daß ſolche Mißgriffe wieder gut gemacht werden.

Die Unterhaltung und Herſtellung der Kirchenfenſter iſt ein Punkt von beſonderer Wichtigkeit. Haben dieſelben Kunſtwerth, ſo ſind ſie, wenigſtens die unteren, nach außen durch ein Drathgitter zu ſchützen, welches jedoch nicht an die Gewandungen oder Fenſterpfoſten, ſondern an die Fenſtereiſen befeſtigt werden ſollte. Sind gemalte Fenſter neu zu verbleien, ſo gebe man dem Blei die alte, nach beiden Seiten etwas abgerundete Form und Stärke. Um die dem Glaſe ſo gefährliche Oxydation der eiſernen Querſtangen zu verhüten, ſind dieſelben auf ihren Oberflächen zu ölen. Fehlen einzelne farbige Scheiben, welche nicht gleich erſetzt werden können, ſo flicke man die Stelle mit gewöhnlichem Fenſterglaſe aus, damit der Mangel ſich ſofort als ſolcher zu erkennen gibt; eine ungefähre, blos auf Täuſchung abzielende Wiederherſtellung, (etwa durch Ueberſchmieren mit Oelfarbe!) ſollte nie ſtattfinden. Das Reinigen der Farbenfenſter geſchieht am Zweckmäßigſten in der Art, daß man dieſelben in reinem Waſſer mit einem Schwamm abwäſcht; weder Leinwand, noch Bürſten, am allerwenigſten Werkzeuge von Metall ſind dabei zu gebrauchen. Das leider ſo vielfach, und ſelbſt am Kölner Dome, zur Anwendung gekommene Abkratzen der Fenſter iſt der ſicherſte Weg zu ihrem Ruin. Das fatale Neumachenwollen iſt die Wurzel dieſer Mißgriffe, wie ſo vieler anderer; ein altes Fenſter hat ganz und gar keine Veranlaſſung ſein Alter zu verläugnen. Muß ein ſolches Fenſter herab- und auseinander genommen werden, ſo iſt zuvor ein genaues Facſimile deſſelben, eine Art Abklatſch, anzufertigen, woraus die Verbleiung, die Farben, die Riſſe, kurz Alles, bis auf die kleinſten Zufälligkeiten herab, zu erſehen iſt. Eine bloße Skizze, etwa noch in Verbindung mit einem ſchriftlichen Vermerke, genügt in keiner Weiſe. Wenn es nur immer thunlich iſt und die Arbeit etwas ins Große geht, ſoll man das Wegtransportiren ſolcher alter Gläſer vermeiden und die Herſtellung am Orte ſelbſt vornehmen laſſen. Erſteres führt vielfache Gefahren mit ſich und erſchwert überdies die Controle. Wie manches Kunſtwerk ſolcher und anderer Art, welches zum Zwecke der Herſtellung auswanderte, iſt nicht ſchon unterwegs geblieben! Es iſt auch keineswegs mit ſo gar vielen Umſtänden verbunden, den zum Glasbrennen erforderlichen Apparat herzurichten.

Manches von dem vorſtehend Geſagten mag auf den erſten Blick kleinlich erſcheinen; allein die Erfahrung hat nur zu ſehr gezeigt, wohin es führt, wenn man in ſolchen Dingen das Kleine unbeachtet läßt. Die ſchlechten Reſtaurationen ſind wo möglich noch mehr an der Tagesordnung, als die ſchlechten Neubauten. Faſt überall ſteht der gute Wille in ſchreien-

dem Mißverhältniß zum Wiſſen und Können. Eine Reſtauration erfordert meiſt in der Perſon Desjenigen, welcher ſie leiten ſoll, außer Takt, Umſicht und einem geſunden Urtheile, eine nicht eben gewöhnliche antiquariſche Bildung, Geſchicklichkeiten, Kenntniſſe und Erfahrungen von mancherlei Art. Am ſeltenſten finden ſich dieſe Requiſite bei den patentiſirten Fachmämmern vereint. Es fehlt da in den meiſten Fällen die ſo nothwendige Selbſtverläugnung, die Ehrfurcht vor dem Zwecke und die Hingebung an die Aufgabe. Auf alles Dies iſt aber um ſo größeres Gewicht zu legen, als ſo Vieles lediglich dem perſönlichen Ermeſſen anheimgeſtellt bleiben muß. Wer kein Herz für ſo ein altes Bauwerk hat, deſſen Hand ſollte auch nicht daran rühren dürfen! — Mit allgemeinen Sätzen iſt, wie geſagt, wenig geholfen, beſonders da, wo früher mehrere und umfaſſende Aenderungen ſtattgefunden haben. Die Regel z. B., daß man den Bau in ſeinen urſprünglichen Zuſtand zurückverſetzen müſſe, iſt an ſich viel zu unbeſtimmt und gänzlich unzureichend in den vielen Fällen, wo derſelbe mehreren Stylperioden angehört. Eher ſchon könnte man eine allgemeine Regel dahin formuliren, daß nichts zugeſetzt und nichts fortgenommen werden und daß die Perſönlichkeit des reſtaurirenden Meiſters möglichſt wenig aus der Reſtauration hervorblicken ſolle. Im Uebrigen wird in jedem einzelnen Falle die Ausdehnung und der künſtleriſche Werth der verſchiedenen Beſtandtheile eines Baues ſorgfältig abzuwägen und demgemäß der Herſtellungsplan zu entwerfen ſein. Gründlich beſſer wird es auf dem in Rede ſtehenden Gebiete erſt dann werden, wenn einmal die Kenntniß der kirchlichen Kunſt förmlich einen Beſtandtheil der prieſterlichen Bildung abgiebt und zugleich die kirchliche Architektur ihren natürlichen Schwerpunkt wiedergefunden haben wird. Bis dahin wird es ſchon für einen bedeutenden Fortſchritt zu erachten ſein, wenn nur die gröbſten Verſtöße vermieden werden. — Zum Schluſſe dieſes Abſchnittes noch eine Bemerkung, welche ſich zunächſt an die Kirchenvorſtände richtet, betreffend die comparative Wichtigkeit der verſchiedenen Reſtaurationszweige. Nur allzu oft ſieht man, wie für das Entbehrlichſte, oder doch ganz Untergeordnete zunächſt Fürſorge getroffen und das Wichtige darüber verabſäumt wird. Man verſieht die Fenſter mit farbigem Glaſe ohne allen Kunſtwerth, bezahlt Bemalungen mit Oelfarbe oder Firniß, Vergoldungen, Statuen, Sculpturen (und welche!) ganz überflüſſige Geräthſchaften oft mit ſchwerem Gelde, während der Regen durch die Dächer dringt, die Waſſerableitungen den Dienſt verſagen, die Gewölbe den Einſturz drohen, überhaupt der Bau in ſtets ſteigender Progreſſion dem Untergange entgegeneilt. Wo ſolches nicht geradezu der Wille des betreffenden Wohlthäters erfordert, der, einer beſſeren Einſicht unzugänglich, gar nichts thun würde, falls man

ihm nicht die Freiheit ließe, etwas am unrechten Orte, oder doch zum Ueberfluſſe zu thun, da knüpft ſich eine ſchwere Verantwortlichkeit an ſolches Beginnen, welches um einer Caprice, einer kleinlichen Eitelkeit oder auch nur um der Bequemlichkeit willen die höchſten Intereſſen gefährdet, indem es ſie unberückſichtigt läßt. Ueberhaupt müſſen Eifer und Freigebigkeit von der einen mit Geſchmack und Ehrfurcht von der anderen Seite ſich begegnen und einander die Hände reichen, wenn eine Reſtauration zum guten Ende geführt und nicht vielmehr eine Calamität für die Kirche, um welche es ſich handelt, daraus erwachſen ſoll.

Die innere Ausſchmückung der Kirche.

Wenn es heißt, irgendwo ſei eine alte Kirche „verſchönert" worden, ſo kann man kühn zehn gegen eins darauf wetten, daß die Verſchönerung im Weſentlichen darin beſteht, daß der Tüncher die Wände mit weißer oder gelblicher Kalkmilch, den Reſt aber, einſchließlich alles Holz- und Eiſenwerkes, mit Oelfarbe, etwa zu Marmor, angeſtrichen hat, daß alles irgend Altmodiſche ausgewieſen iſt, daß der Boden mittelſt großer viereckigter Hauſteine, die Fenſter mittelſt weißer Gläſer renovirt, die Bilder gefirnißt und alle Ungleichheiten durch eine möglichſt ſymmetriſche Aufſtellung des Möbelwerks beſeitigt wurden. Wo die Mittel reichlicher floſſen, hat man vielleicht noch irgend einem akademiſchen Künſtler ein Gemälde abgekauft oder aus der Eiſengießerei einiges Geräthe kommen laſſen, um den Platz auszufüllen, welchen die in die Rumpelkammer verwieſenen alten Crucifixe, Standbilder, kurz diejenigen Gegenſtände, welche man des Putzens und Anſtreichens nicht werth hielt, vordem einnahmen. Die Communalbaumeiſter und die denſelben vorgeſetzten Baurâthe erklären die Anordnung für „einfach-edel", dem Geiſte der Zeit und den modernen Fortſchritten der Kunſtbildung durchaus entſprechend, worauf denn der Kirchenvorſtand die, übrigens zumeiſt keineswegs ſo einfach-edel ſtyliſirten Rechnungen mit der größten Befriedigung auf ſeine Kaſſe anweiſt.

Auch hier tritt jene Principloſigkeit, jenes Angehen gegen die Wahrheit und die Geſchichte hervor, welche die heutige Kunſt überhaupt, namentlich aber die Baukunſt ſo entſchieden charakteriſiren. Kaum weiß man noch, was man *will*, geſchweige denn, was man *ſoll*.

Die Beſchlüſſe des Trienter Concils*) ſo wie das franzöſiſche Fabrikdekret vom 30. December 1809**) ſchreiben ausdrücklich regelmäßige Beſuche der Kirchengebäude unter Zuziehung von Sachverſtändigen vor, um den Zuſtand derſelben zu conſtatiren und für die Ausbeſſerung alles Schadhaften unverweilt Sorge zu tragen. Es wäre zu wünſchen, daß die hier vorgeſchriebenen Reviſionen, die entweder ganz außer Gebrauch gekommen oder doch in eine bloße Formalität ausgeartet ſind, auf das Ernſteſte eingeſchärft und die darüber aufzunehmenden Protokolle durch die vorgeſetzte Behörde ſcharf ins Auge gefaßt würden. Nur ſo iſt es zu bewirken, daß richtige Grundſätze und ein einheitliches Verfahren allmählig Eingang gewinnen, daß dem Verderben und den Uebelſtänden ſchon im Keime begegnet wird, und es nicht zu gewaltſamen Curen von der zuvorgedachten Art kommt, welche im Grunde ſchlimmer ſind, als das Uebel, dem ſie begegnen ſollen. Durch das lange Treibenlaſſen ſieht man ſich plötzlich in die Nothwendigkeit verſetzt, über Hals und Kopf in Bauſch und Bogen zu reſtauriren und das Unglück iſt da.

Vor Allem möchte ich rathen, einen Punkt ins Auge zu faſſen, der nur allzu häufig überſehen wird — die in der Kirche herrſchende Atmoſphäre, zumal die Erhaltung des Gebäudes ſowohl als der Geräthſchaften ſo weſentlich dadurch bedingt iſt. An manchen Orten, hat man bereits angefangen, die Kirche zu heizen; eine luftige und trockene Kirche bedarf aber der künſtlichen Erwärmung nicht; wir können es darin aushalten, wie unſere Vorfahren ſie zu entbehren gewußt haben: ſorgen wir nur, daß wir die gleiche Herzenswärme mit in die Kirche bringen! — Man vergewiſſere ſich alſo nach Möglichkeit darüber, ob der Bau nicht feucht und dumpfig iſt, ob ein gehöriger Luftwechſel darin ſtattfindet. Für letzteren ſorgt man am Beſten durch Anbringung von ſogen. Wippfenſtern und möglichſt großen Oeffnungen in den Schlußſteinen, oder wo ſonſt ein geeigneter Platz ſich dafür findet. Meiſt hat indeß die Ungeſundheit der Kirchen darin ihre Veranlaſſung, daß außen auf den Waſſerabfluß nicht gehörig geachtet iſt, daß man allmählig Erdanhöhungen, wenn nicht gar nachbarliche Servituten ſich hat bilden laſſen, wie dies, ſo zu ſagen, noch täglich unter unſeren Augen ſich begibt. Ein gehörig ausgepflaſterter Abzugsgraben am Fuße

*) Sessio VII cap. 8 de reform.

**) Les marguilliers et spécialement le trésorier seront tenus de veiller à ce que toutes les réparations soient bien et promptement faites. Ils auront soin de visiter les bâtimens avec des gens de l'art au commencement du printemps et de l'automne. Ils pourvoiront sur-le-champ et par économie, aux rèparations locatives ou autres qui n'excéderont pas la proportion indiquée en l'article 12, et sans préjudice toutefois des dépenses réglées pour le culte u. ſ. w. Art. 41 a. a. O.

der Mauern, oberhalb der Fundamente wird häufig schon Abhülfe gewähren. Vielfach findet sich auch im Inneren alter Kirchen eine Aufhöhung des Bodens, indem man um der Bequemlichkeit willen eine nothwendig gewordene neue Bepflasterung stets auf die alte legte. Hier ist es in den meisten Fällen das Beste, das ursprüngliche Niveau und wo möglich auch die ursprüngliche Beplattung, wovon in der Regel noch bedeutende Reste vorhanden sind, sofern sie durch Dessins u. dgl. einen künstlerischen oder archäologischen Werth hat, wiederherzustellen. Derartige Arbeiten sind besonders aufmerksam zu überwachen, da sie häufig zu interessanten geschichtlichen Aufschlüssen führen, Gräber, Substructionen u. dgl. dabei zu Tage kommen, welche sorgfältig untersucht und erhalten oder doch jedenfalls genau beschrieben werden müssen, wenn etwa die Erhaltung unmöglich sein sollte. Es ist räthlich, zu solchen Arbeiten stets Sachkundige zuzuziehen, da äußerlich ganz unscheinbare Gegenstände wie z. B. Münzen, Trümmer von altem Geräthe oder Bildwerk, ja selbst nur eben behauene Steine, welche bei derartigen Veranlassungen gefunden werden, leicht die wichtigsten historischen Anknüpfungspunkte darbieten. Als der Zopf in voller Blüthe stand und ein förmlicher Wetteifer herrschte, alles „Altfränkische" abzuthun, oder doch mindestens mittelst Puder, Schminke und Schönpflästerchen möglichst zu verjüngen, machte sich ab und zu doch noch ein Rest von Pietät und Schamgefühl in der Art geltend, daß man die Trümmer des Zerstörten, besonders wenn dasselbe unmittelbar zu gottesdienstlichen Zwecken gedient hatte, in der Kirche, und zwar meist vor dem Hauptaltare, begrub. So resolut wie das Kölner Domkapitel, welches das wunderbar schöne Sacramentshäuschen direct aus dem Dome an den Rhein bringen und in dessen Tiefe versenken ließ, waren nicht alle gleichstrebenden Behörden. Das Capitel zu Chartres erwies z. B. dem Stein-Lettner seiner Kathedrale, als es denselben abbrach und durch ein eisernes Schnörkelgitter ersetzte, in der zuvorgedachten Weise die letzte Ehre. Bei der jüngst stattgehabten Restauration dieser Kirche fand der Architekt Lassus noch so viel Ueberreste des herrlichen Werkes unter dem Fußboden vor, daß man aus denselben, wie sie zur Zeit in der Krypte ausgestellt sind, auf dem Papiere wenigstens, das Ganze reconstruiren kann. Aehnliches kommt nicht selten vor; die im Volksmunde fortlebende Tradition weist mehrentheils auf die rechte Spur, die man zu verfolgen hat.

Zuweilen wird es von großem Nutzen sein, dem Pflaster eine neue, durchaus trockene Unterlage zu geben. Wenn die Feuchtigkeit bereits in den Wänden festsitzt, müssen natürlich energischere Mittel zur Anwendung kommen, sei es nun, daß man die Mauern frisch ausfugt, oder daß man dieselben stellenweise ganz erneuert, wo denn besonders auf treffliches Material, reines Wasser,

guten Sand und Kalk zu ſehen und Alles ferne zu halten iſt, was, wie z. B. Gyps, die Feuchtigkeit anzieht. Die Hauptſache bleibt immer, daß man gegen die Urſachen ſolcher Schäden frühzeitig angeht, die Quelle des Uebels verſtopft.

Die Herſtellung eines regelmäßigen Luftzuges während der wärmſten Stunden des Tages iſt in dieſer Hinſicht beſonders zu empfehlen. Niemals begnüge man ſich damit, durch vorgeſetztes Holzgetäfel oder in ähnlicher Weiſe die vorhandenen Uebelſtände unſichtbar zu machen, oder durch bloße Palliative ſie für den Augenblick zurückzudrängen.

Darum iſt aber keineswegs alles Schadhafte ſofort herzuſtellen; es kommt vielmehr dabei hauptſächlich auf die Natur des Uebels an. Man laſſe z. B. lieber an der einen oder andern Stelle den Verputz fehlen, als daß man neuen auflegt, der mit der Umgebung eine ſchreiende Diſſonanz bildet. Ueberhaupt iſt man durchweg viel zu ſehr geneigt, das Innere von Kirchen für reſtaurationsbedürftig zu halten. Der ſonſt gewiß recht löbliche Sinn für Reinlichkeit macht ſich hier meiſt ganz zur Ungebühr geltend. Es wird dabei der ſehr weſentliche Unterſchied zwiſchen einem Wohnhauſe und einem Monumente, überhaupt einem öffentlichen Bauwerke, überſehen. In beiden kann man nicht ſtrenge genug darauf halten, daß aller Schmutz, Spinnweb, Staub u. dgl. entfernt werden; bei der Kirche aber muß die Beziehung auf den Menſchen, ſeine Behaglichkeit, ſeine wechſelnden Bedürfniſſe und Launen allerwärts zurücktreten und ein hoher, auf das Bleibende gerichteter Ernſt ſich zeigen. Man ſoll die Kirche in das Haus, keineswegs aber das Haus in die Kirche tragen; die Sauberkeit der Hausfrau in den ihr untergebenen Räumen paßt ſich nicht für das Gotteshaus; der geſchichtliche Roſt iſt hier mindeſtens eben ſo ſehr am Orte, wie im Wohnhaus der glänzende Firniß.

Die vordem ſo klare Einſicht in das, was ſich ſchickt, iſt überhaupt in höchſt bedauerlichem Maße verdunkelt; dieſe Einſicht aber iſt es, welcher man es vorzugsweiſe beizumeſſen hat, daß ſelbſt die ſchlichteſten mittelalterlichen Kirchen jenes Gepräge an ſich tragen, welches den Eintretenden ſofort mit Ehrfurcht erfüllt. Die äußere Erſcheinung eines Werkes ſoll möglichſt der Idee entſprechen, der es zu dienen hat. So muß denn der chriſtliche Kirchenbau überall die Achtung vor der Vergangenheit, die Heilighaltung der Traditionen zu erkennen geben; er muß einfach, natürlich, harmoniſch ſein; er muß in kräftiger, ungeſuchter, aus dem Grundgedanken gleichſam hervorquellender Schönheit blühen. Und nichts widerſteitet allem dem mehr, als das ſo beliebte Schminken eines altergrauen Bauwerkes, dieſes Blenden durch Tapeziererkünſte, durch bunten Flitter und glitzernden Tand, als jenes glatt-, gleich- und weiß Machen endlich, welches alle Natur, Poeſie und Geſchichte verwiſcht. Bedenkt man erſt gar, was

Alles durch dieſe Methode poſitiv zu Grunde geht, wie nicht ſelten die letzten Spuren von Wandmalereien, bei denen tiefe Frömmigkeit und ächtkünſtleriſches Verſtändniß den Pinſel geführt, für immer verſchwinden, wie die charaktervollſten Sculpturen bis zur Unkenntlichkeit verſchmiert werden, wie jene, durch die Zeit aufgelegten unbeſtimmten Farbentöne, die alle Formen adeln und den perſpectiviſchen Effect ſo ſehr erhöhen, unter dem Leichentuche verſchwinden, welches der Tüncher darüber ausbreitet, ſo begreift man in der That kaum, wie es möglich iſt, daß gegen ein ſolches Verfahren noch geeifert werden muß, und noch weniger, daß bisher alles Eifern, ſeiner Wirkung nach, nicht viel mehr als ein Predigen in der Wüſte war.

Auch hier alſo gilt das: in dubio abstine! Beſonders aber enthalte man ſich der Tünche und Oelfarbe. Sobald man einmal damit beginnt, iſt das Ende ſchwer abzuſehen; gegen das blendende Weiß und den Fettglanz ſtechen die alten Holz- und Eiſenſachen ſo ſehr ab, daß man der Verſuchung nicht widerſtehen kann, auch an ihnen nach und nach die Tüncherquaſte ihre kosmetiſchen Künſte üben zu laſſen; alles irgend Schadhafte, dem man ſolchergeſtalt den Anſtrich der Neuheit nicht füglich geben kann, muß weichen oder wird kümmerlich ausgeflickt, das Urſprüngliche, Aechte iſt nirgendwo mehr zu unterſcheiden.

Am ſicherſten wird man gehen, wenn man ſich ſo viel wie möglich in die Zeit der Errichtung des Baues zurückverſetzt und ſeine damalige Erſcheinung ſich als Richtſchnur dienen läßt. Im Allgemeinen kann man mit Sicherheit annehmen, daß ein aus Hauſtein errichtetes Werk dieſen Stein in ſeiner Natur ſich zeigen ließ, falls nicht etwa eine künſtleriſche Bemalung ſtattfand. Den alten Steinmetzen wäre es wahrlich nicht eingefallen, ſo ſcharfe Kanten und hervortretende Zierrathen mit aller Sorgfalt auszumeißeln, wenn gleich darauf mittelſt eines teigartigen Ueberzuges ihre Mühe und Arbeit hätte zu Schanden gemacht werden ſollen. Geht der Hauſtein nicht überall durch, ſo bringe man das übrige Mauerwerk mit dem Tone deſſelben möglichſt in Uebereinſtimmung, was in vielen Fällen, namentlich wo Sand- oder Tuffſtein angewendet iſt, am beſten ſo geſchieht, daß man die Hauſteine zu Sand zerreibt und dieſen in den Kalk mengt, wodurch denn alle Tüncherei und alles Suchen nach einem Steintone ſich von ſelbſt beſeitigt. Sind verſchiedenfarbige Steine in regelmäßigem Wechſel, oder gar Säulchen u. dgl. von hervorſtechender Farbe vorhanden, ſo darf letztere in keiner Weiſe alterirt werden, auch auf die Gefahr hin, daß es zu dem Ganzen nicht ſo recht ſtimmt. Um dieſe „Stimmung" iſt es überhaupt eine ſehr bedenkliche Sache; in der Regel fällt ſie mit Eintönigkeit und Charakterloſigkeit zuſammen.

Selbſt bei einem Backſteinbaue, ſofern derſelbe irgend ſorgfältig ausgemauert iſt, bedarf es, wenigſtens für die Wandflächen, eines Mörtelbewurfes nicht. Man fuge nur die Steine aus und putze allenfalls die Laibungen und das vortretende Gliederwerk ab, um es mit Laubgewinde oder ſonſt paſſenden Verzierungen zu ſchmücken. Ueberhaupt ſind monotone Flächen möglichſt ferne zu halten; kann man die Wände und Gewölbkappen nicht reicher ſchmücken, ſo zeichne man lieber Steinfugen auf den Putz, als daß man Alles mit einer und derſelben Farbe überzieht. Wo durch ſpäter aufgelegte Tünche oder Oelfarbe der Hauſtein unſichtbar geworden, entferne man beſagten Kleiſter. Zu dieſem Zwecke eignen ſich hölzerne Werkzeuge am beſten, jedenfalls ſollte man ſich niemals metallener bedienen, wenn zarte, unterhöhlte Sculpturen zu reinigen ſind. Die Kathedrale zu Autun iſt z. B. ihrem ganzen Umfange nach mit Werkzeugen von hartem Holze enttüncht worden; in den meiſten Fällen reicht ſogar das bloße Abwaſchen vollkommen aus, und zwar, wo Oelfarbe zu beſeitigen iſt, mit einer Auflöſung von amerikaniſcher Pottaſche, wovon etwa ein Pfund auf eine Flaſche Waſſer kommt.*) Wenn bei einer Enttünchung alte Wandmalereien zum Vorſchein kommen, ſo nehme man die Kalkſchichte in der Art fort, daß man dieſelbe mittelſt eines Schwammes leicht mit heißem Waſſer anfeuchtet, wobei indeß ſelbſtredend mit der größten Vorſicht zu verfahren iſt, damit nicht die Malerei darunter leidet. Zuweilen läßt ſich gedachte Schichte auch ſchon durch leiſes Aufklopfen mit einem hölzernen Hammer entfernen. Solche Operationen ſind freilich unter Umſtänden harte Geduldsproben; allein ſie lohnen ſich meiſt und die Liebe zur Sache wird nicht davor zurückſchrecken.

Kommen alte Wandmalereien zum Vorſchein, welche noch ein Ganzes bilden oder als ſolches herzuſtellen ſind, ſo müſſen ſie erhalten werden; in keinem Falle zerſtöre man dieſelben, ohne vorher Sachverſtändige darüber zu Rathe gezogen zu haben. Iſt vielleicht auch zur Zeit eine geeignete Herſtellung noch nicht zu bewirken, ſo wird dies doch vorausſichtlich nicht immer ſo bleiben, da Alles aufgeboten werden muß, um die monumentale Malerei wieder in Aufſchwung zu bringen, ſo daß, wie vor Zeiten, jedem Bedürfniſſe von ihr entſprochen werden kann. Schon jetzt ſind wir Aufgaben gewachſen, an deren Löſung vor zwanzig Jahren Niemand gedacht hat; mit Gottes Hülfe und gutem ausdauernden Willen wird es

*) Die Steinkanzel im Straßburger Münſter, deren wunderbares Figurenwerk im Oelkleiſter ſo zu ſagen untergegangen war, iſt theilweiſe unter meinen Augen ſolchergeſtalt in urſprünglicher Reinheit wiederhergeſtellt worden. Die Auflöſung wird mit einem Pinſel ſo oft aufgetragen, bis die Kruſte ſich erweicht und abgeht.

gelingen, weiter zu kommen und den Alten es nicht blos nach-, sondern selbst vorzuthun. Das vorstehend empfohlene Verfahren wird voraussichtlich vielfach Anstoß erregen. Die Augen sind einmal durch die allerwärts herrschende Eintönigkeit, namentlich durch den wohlfeilen Schimmer der Oelfarbe stumpf geworden; der Sinn für strenge Tinten, für das feine Spiel der Zufälligkeiten und die zarten Abstufungen in Licht und Schatten ist fast gänzlich abhanden gekommen; man verlangt eben nur eine momentane Befriedigung; man *will* nicht zum Nachdenken aufgefordert sein; je nichtssagender die Oberfläche ist, auf welche der Blick fällt, je weniger eine irgend tiefer gehende Erregung dadurch veranlaßt wird, desto wohliger ist der Menge, die allerwärts am liebsten sich selbst im Spiegel sieht, dabei zu Muthe.

Diejenigen, welche etwa aus der Kostspieligkeit der Bemalung von Kirchen in mittelalterlicher Art einen Einwurf herzuholen geneigt sein sollten, sind im Irrthume. Nur die *moderne* Behandlungsart, welche die Staffeleimalerei auf die Wände überträgt und dieselben durch dramatische Darstellung zu beleben versucht, hat es zu verantworten, wenn in der fraglichen Beziehung allerdings niederschlagende Erfahrungen gemacht worden sind. Ueberhaupt pflegt man heutzutage mehr den Künstler, als die Kunst zu bezahlen, und zwar Erstere nicht selten nach den Preiscouranten der Sängerinnen und Tänzerinnen. Die Alten behandelten die Sache ganz anspruchslos handwerksmäßig; es war mehr auf eine *allgemeine* Wirkung abgesehen, auf eine Hebung des Totaleindruckes des Bauwerkes, als auf eine vollendete Darstellung im Einzelnen. Man bediente sich ganzer, voller, satter Farben, besonders des Roth und Blau, und schmolz dieselben gleichsam durch das Gold, welches reichlich angewendet wurde, zusammen. Bei den überaus einfachen Figuren herrschte die Zeichnung entschieden vor; die Farben wurden kunstlos in breiten, gleichmäßigen Massen aufgetragen und meist mit architektonischen Einrahmungen versehen; überall gab sich der *ornamentale* Zweck zu erkennen. So blieb denn auch die Ruhe und Einheit des Baues bei allem Farbenglanze unbeeinträchtigt, während die Bravourstücke unserer Maler es den Kirchenbesuchern kaum gestatten, sich vor Gott zu sammeln. Es thut dringend noth, daß die alten kirchlichen Wandmalereien aufgesucht, studirt und in weitere Kreise gebracht werden, jedoch wohlgemerkt, nicht zu dem Zwecke, damit man durch Nachbildung derselben künstliche, gleißnerische Antiquitäten in die Welt setze, sondern damit man im Gegentheil das Natürliche, Wahre und Zweckentsprechende wieder so recht erkennen lerne und ihm nachstrebe. Die Kunstvereine sollten sich solche und ähnliche Aufgaben stellen, statt eine Production zu fördern, welche den „Kunstmarkt" mit Machwerken überschwemmt, die am Ende

aller Welt, die Producenten selbst häufig nicht ausgenommen, zur Last sind.

Das eben hinsichtlich der Wandmalereien Gesagte findet in mehrfacher Beziehung auch auf die Farbenfenster Anwendung. Es ist erfreulich zu sehen, und von guter Vorbedeutung, wie allerwärts das Interesse für einen Kunstzweig wieder auflebt, welcher das ausschließliche Eigenthum des Christenthums ist und — vielleicht grade um deswillen — in den philosophischen Jahrhunderten die Zerstörungswuth vorzugsweise auf sich gezogen hat. Handelt es sich darum, solche Unbilden wieder gut zu machen, so ist vor Allem dahin zu wirken, daß die Fenstermalerei dem Style des Bauwerkes entsprechend gehalten wird.

Wenngleich frühe schon farbiges, mosaikartig zusammengesetztes Glas angewendet ward, den Mosaiken entsprechend, welche die Wände der Basiliken schmückten, so datirt die Einführung der eigentlichen Glasmalerei doch nicht vor das 9. Jahrhundert zurück und unter den noch vorhandenen Farbenfenstern möchten sich schwerlich welche befinden, die vor dem 12. Jahrhundert angefertigt wurden. In denselben herrscht noch immer die mosaikartige Behandlung unbedingt durch. Mittelst unzähliger, gegossener, nicht gezogener Bleistreifen sind sie aus kleinen Stücken, meist blauen und rothen Hüttenglases zusammengesetzt, während kräftige, der Regel nach durch das Blei gebildete Contouren, welche eine leichte, aber derbe Schattirung mit der Localfarbe vermittelt, die Figuren markiren. In jedem Fenster dominirt Ein Grundton; helle und matte Farben kommen nur in den untergeordneten Verzierungen vor: eine kräftige, harmonisch-glänzende Totalwirkung war auch hier der Zielpunkt, den man vorzugsweise im Auge hatte. Indem man schon im Schmelzofen der Außenseite die Glätte benahm, brachte man jenen bräunlichen, eben so wohlthuenden als imponirenden Charakter hervor, welcher unseren heutigen Farbenfenstern durchweg abgeht. Die Kraft der Farbenwirkung ist bei der Glasmalerei wesentlich durch die Ausschließung des vollen Lichtes bedingt; es wird eine Farbe in dem Maaße leuchtender, in welchem dunkele Partien sie umgeben; die Durchsichtigkeit ist eines der Radikalgebrechen der modernen Behandlungsweise; das Durchscheinen hingegen ist durch das Wesen des Fensters geboten, welches Wesen in keiner Hinsicht verläugnet werden darf. Schon in dieser Periode sind übrigens die Zierrathen mit vieler Sorgfalt angefertigt, während die Figuren, welche mit Rücksicht auf die Perspective um so stärker hervorgehoben und accentuirt werden, je mehr die betreffenden Fenster sich in der Höhe befinden, einen fast hieroglyphischen Charakter an sich tragen. Schwunghaftes Laub- und Zweiggewinde, arabeskenartiges Ornament auf Mosaikgrund, schneckenförmig gewundene Akanthus- und Lotusblätter, Netzwerk u. dgl. charakteri-

ſiren die in Rede ſtehende Periode, welche im Allgemeinen mit der des romaniſchen Bauſtyles zuſammenfällt.

Mit der gothiſchen Architektur ſehen wir auch einen entſprechenden Glasmalerſtyl ſich entwickeln, deſſen Haupteigenthümlichkeit darin liegt, daß ſtatt der kleinen Figuren-Gruppen in Medaillons und der bandartig geflochtenen, rautenförmigen Felder große, einzelſtehende reichdrappirte Figuren in ſtarrer, ſymboliſcher Haltung meiſt auf einem, aus in einander verſchlungenen geometriſchen Figuren gewobenen Teppichgrunde dargeſtellt ſind, von welchem ſich architektoniſches Beiwerk, Baldachine, Conſolen, Fialen u.ſ.w. abhebt. Alle dieſe Dinge ſind in ganz conventioneller Weiſe ohne alle Perſpective auf Einer Ebene gezeichnet und ſo trefflich angeordnet, daß trotz der ſo großen Menge von Glasſtücken nie Verwirrung eintritt. Das Handwerk mit ſeinem ſicheren, ſtets auf das Praktiſche gerichteten, auch das Kleinſte in Anſchlag bringenden Takte und ſeinen durch tägliche Uebung faſt mechaniſch gewordenen Handgriffen that eben das Beſte dabei. Wo die Mittel für reiche Darſtellungen nicht ausreichten, verzierte man den Grund Grau in Grau (ſogen. Griſaillen); niemals aber leiſtete man ganz Verzicht darauf, den Fenſtern durch Farben und Deſſins wenigſtens andeutungsweiſe den höheren Charakter zu geben, welchen die Beſtimmung und die Würde des Gotteshauſes allem Einzelnen gegenüber in Anſpruch nehmen.

Die Fenſter des 13. Jahrhunderts ſollen uns im Allgemeinen als Muſter dienen. Vor Allem empfiehlt dieſelben ihre, großentheils durch die gleichmäßige Behandlung der Figuren und der Verzierungen hervorgebrachte Einheitlichkeit und Einfachheit; ſie ſind, was ſie ſein ſollen: lichtdurchwirkte Teppiche. Es iſt eine Flächen- und Decorations-Malerei, welche, ihrer Natur nach, alle feineren Schattirungen und zarten Einzelzüge, ſo wie jede Rückſichtnahme auf Linien- und Luftperſpective ausſchließt. Die Farben, die hier unbedingt über die Formen dominiren ſollen, müſſen mächtig, aber harmoniſch, reich und mannichfaltig, aber nicht confus erſcheinen, die Verbleiungen endlich ſich geſchickt der Zeichnung anſchließen und ja nicht zu ſpärlich angewendet werden, indem ſie vorzugsweiſe die mechaniſche ſowohl als die artiſtiſche Kraft des Ganzen bedingt. Unſere akademiſchen Künſtler, die gerne koſtſpielige Cartons anfertigen, welche ſich auf Kunſtausſtellungen produciren und vielleicht noch beſonders verwerthen laſſen, finden freilich bei den „gothiſchen Kartenkönigen" nicht ihre Rechnung; allein die Kirchen fahren, wie es der Augenſchein lehrt, um ſo beſſer dabei. Nicht minder iſt faſt Alles, was man an den Hervorbringungen unſerer Glasmalerei-Anſtalten zu loben pflegt, geradezu vom Uebel: Schwung in der Compoſition, ſorgfältige Modellirung, lebendiges Hervortreten aus der Umrahmung, drangvolle Handlung, Beobachtung der verſchiedenartigſten Reflexe,

plaſtiſch-abgerundeteGruppirungen u. ſ. w. — alle dieſe „Errungenſchaften" der Neuzeit, deren relativer Werth hier übrigens in keiner Weiſe beſtritten werden ſoll, widerſtreben dem innerſten Weſen der Glasmalerei, wenigſtens der monumentalen Glasmalerei. Es kommt dabei in der Regel am Ende die unſtäte, fadenſcheinige, ſaft- und kraftloſe Waare heraus, womit jene mit ſo großem Koſtenaufwande unterhaltenen Inſtitute ſchon ſo manches ehrwürdige Gotteshaus verunziert haben. Alles reducirt ſich auch hier im Grunde wieder auf die Frage, ob die Kunſt der Kirche, oder ob die Kirche der Kunſt zu dienen hat.

Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fing man an, ſich auf Abwege zu begeben. Statt des feſten, geſchloſſenen Moſaikgrundes, der ſo trefflich zu den einfachen, männlichen Architekturformen paßt, wurden große Scheiben mit kunſtvoller Bemalung eingeführt; das kraftvolle Rippenwerk aus Blei verſchwindet mehr und mehr; die architektoniſchen Motive werden bis zum Barocken phantaſtiſch; die ſorgfältig modellirten Figuren gruppiren ſich maleriſch und gefallen ſich, ſo zu ſagen, in dramatiſchen Attitüden. Die gelben und hellgrünen Töne nehmen immer mehr überhand, überhaupt verlieren die Farben durch Nüancirungen ins Unendliche ihre Kraft; perſpectiviſch gehaltene Hintergründe, Landſchaften und Gebäude erſcheinen, — mit Einem Worte: die Anarchie, welche die ſogen. Renaiſſance in die chriſtliche Baukunſt brachte, ſpiegelt ſich auf die entſchiedenſte Weiſe in der damaligen Glasmalerei ab. Wie verkehrt aber auch, dem Principe nach, dieſer im Verfolge an Kraftloſigkeit hingeſchiedene Styl geweſen ſein mag, immer noch bleibt er durch die darin waltende Technik und den Glanz, welchen er ausſtrahlt, wahrhaft bewundernswerth, während die naturaliſtiſchen Transparentbilder unſerer Zeit, mit ſeltenen Ausnahmen, wozu beiſpielsweiſe die Seitens des Königs von Baiern dem Kölner Dome geſchenkten Fenſter zu rechnen ſind, nur die Fehler, nicht aber die Vorzüge der in Rede ſtehenden Kunſtperiode an ſich tragen und nicht einmal als ſogen. Effectſtücke in Betracht kommen können. Hier, wie bei der Wandmalerei, hat man ſich vor Allem die großen fundamentalen Principien zu vergegenwärtigen, hinſichtlich der Ausführung aber an die alte Weiſe wieder anzuknüpfen und ohne alle künſtleriſchen Prätenſionen in die Fußtapfen jener Meiſter zu treten, deren traditionelles Geſchick eine beſſere Gewähr für das Gelingen darbot, als die raffinirteſte Doctrin ſie jemals zu geben im Stande ſein wird. Solchergeſtalt wird es möglich, der Glasmalerei wieder jene allgemeine Anwendung zu geben, welche ſie im Mittelalter gefunden hat: dieſer Schmuck aber iſt der Heiligenſchein, die Verklärung der chriſtlichen Baukunſt, durch welchen ſie allererſt den Charakter der Vollendung erhält.

Es reichen übrigens, bei richtigem Verständniß, schon verhältnißmäßig geringe Mittel aus, um ganz erträgliche Farbenfenster herzustellen, da farbiges Glas nicht viel theurer ist, als gutes weißes und das Malen und Brennen einfacher Muster einen großen Aufwand nicht erfordert*), die Anordnung aber, worauf es wesentlich ankommt, nichts kostet. Wo ein größerer Aufwand gemacht und eine umfassendere Composition bestritten werden kann, ist in Betreff der Ausstattung der Fenster mit Figuren zu bemerken, daß dieselben ihrem Range nach, namentlich je nach der Nähe ihrer Beziehung zu Christus vom Chorende aus nach dem Schiffe hin aufzureihen sind. Ein besonders geeigneter Gegenstand für das äußerste Fenster im Chorschlusse ist die Passion.

Zweierlei Gattung von Pfuscherei muß unter allen Umständen ferne gehalten werden: erstens die Benutzung farbiger Gläser ohne alle Zeichnung, wie solche zu den Aushängeschildern der Glaser verwendet zu werden pflegen, und sodann das wahrhaft abscheuliche Auskunftsmittel, die farbigen Hüttengläser mit Oelfarbe zu beklecksen. — Ganz einfache Muster, wie z. B. eine heraldische Lilie, ein Klee- oder Eichenblatt, eine Perlenschnur, können schon, bei gehöriger Wahl und Vertheilung der Farben, eine treffliche Gesammtwirkung hervorbringen; äußersten Falles aber gebe man der Glasfläche durch schräg laufende Rauten, verschlungenes Netzwerk oder eine sonstige geometrisch gebildete Figuration wenigstens annähernd ein kunstmäßiges Ansehen. Schon das bloße Spiel mit Gegensätzen und Analogien nach einem mathematisch gegliederten Schema schließt eine Art von gestaltender Thätigkeit in sich und streift in das Gebiet des künstlerischen Schaffens.

Große quadratische Scheiben und hölzernes oder gußeisernes Sprossenwerk sind unter keinen Umständen zu dulden.

Die Verzierung der Fußböden muß, dem Grundgedanken nach, der Verzierung der Wände und Fenster entsprechen, wie sehr auch der Stoff und die Bestimmung auf die äußere Erscheinung modificirend einwirken. In den alten Basiliken erglänzte der Boden von Mosaik aus harten, häufig sehr kostbaren, teppichartig gefügten Steinchen (opus alexandrinum). Das Mittelalter pflegte sich eines weniger kostspieligen Materials zu bedienen. Mittels gebrannter quadratischer Platten, die meist zu je vier ein Dessin ausmachen, bildete man in den gothischen Kirchen die Bepflasterung. Zirkel, Curven, Sterne, Kleeblätter, Rosen, symbolische Thiergestalten, heraldische Embleme, belebt durch Borduren und Sprüche, spielen da in einander und gewähren einen eben so zweckentsprechenden als sinnvollen

*) Einen praktischen Beweis für das oben Gesagte liefert bereits die Glasmalerei-Anstalt des Hrn. Baudri, Herausgebers des „Organs für christliche Kunst" in Köln.

Reflex der in dem Ganzen waltenden Formen. Die vorherrschenden Farben sind roth und gelb; je nach dem Maaße des Aufwandes kommen indeß auch noch andere Farben, selbst Gold vor, letzteres besonders in eingeschlossenen Kapellen und der nächsten Umgebung der Altäre. Im 14. und 15. Jahrhundert findet sich dieser Schmuck, besonders in Frankreich und England, zu einem hohen Grade von Vollendung gebracht. In neuester Zeit haben diese Länder auch wieder die Initiative ergriffen; die Anstalten von Menton in London und Didron in Paris bieten bereits eine überaus reiche Auswahl von Fließen, meist nach alten Mustern dar. Obgleich das englische Material schwerlich in Deutschland zu gewinnen sein wird, so ließe sich doch wohl für das gewöhnliche Bedürfniß Zureichendes herstellen. Im Mittelalter pflegte man diese Fließen in folgender Art ganz einfach herzustellen. Man fertigte die Platten, meist sechs Zoll im Quadrat, aus Thon und drückte in schwachem Relief gehaltene Chablonen darauf; die hiernach sich ergebende eingetiefte Zeichnung ward mit einem bläulichen Thone gefüllt und die obere Fläche sodann, zum Zwecke der Milderung der rothen Grundfarbe, mit einem gelblichen Firniß überzogen.

Wendet man Hauſtein zur Beplattung an, so werden die Muſter (Kreuze, Sterne u. ſ. w.) größer und einfacher zu halten sein; ein gewiſſes Formen- und Farbenſpiel läßt ſich unter allen Umſtänden ohne beſonderen Koſtenaufwand anbringen, falls es nur an dem guten Willen und einigem Verſtändniß nicht fehlt und man nicht, wie es leider gewöhnlich geſchieht, den Fußboden einer Kirche mit Hausfluren und Trottoirs auf Eine Linie ſtellt, ſo daß ein Schachbrett das Höchſte iſt, wozu man ſich aufzuſchwingen vermag.

Das Kirchengeräthe.

So einfach und natürlich auch die Regel iſt, daß das Nothwendige dem Nützlichen und Angenehmen vorgehen muß, ſo möchte es doch, nach den bisherigen Erfahrungen, nicht ganz überflüſſig ſein, davor zu warnen, daß man Verwendungen zum Zwecke der Ausſchmückung einer Kirche mache, ſo lange ihre Unterhaltung nicht geſichert erſcheint. Doppelte Vorſicht aber iſt zu empfehlen, wo es ſich um eine Ausſchmückung mit neuen Geräthſchaften handelt, welche nicht gradezu unentbehrlich ſind, na-

mentlich also wenn Neues an die Stelle von Altem gesetzt werden soll. Selbst Roccoco-Möbel, die in einer mittelalterlichen Kirche einmal Platz gefunden haben, sind nur dann zu beseitigen, wenn man sie sofort durch etwas unbezweifelbar Besseres zu ersetzen vermag; und es wird dies bei dem dermaligen Stande der Kunstübung nichts weniger als leicht sein. Das Roccoco zeichnet sich durchgängig wenigstens durch seine Pracht und sein gediegenes Machwerk aus und verdient jedenfalls den Vorzug vor der immer mehr um sich greifenden, blos auf den Schein berechneten, platten Aftergothik, die selbst unter dem Afterclassicismus steht: je ehrwürdiger und schöner das Urbild, desto häßlicher das Zerrbild! — Die meisten modern-gothischen Werke der in Rede stehenden Art erinnern unwillkürlich an jene wunderliche Pflanzengattung, die Orchideen, deren Blumen Vögel und Insekten, Schmetterlinge, Libellen, Wespen u. s. w. nachäffend carikiren, nur daß Ersteren freilich die Unwillkürlichkeit und der frische Lebenstrieb der Pflanze durchaus fehlt.

Die katholische Kunst des Mittelalters, so groß in ihren architektonischen Schöpfungen, ist kaum minder bewundernswerth in denjenigen Erzeugnissen, mit welchen sie das Innere der Bauwerke ausstattete. Angemessenheit der Form, Brauchbarkeit, Schönheit der Arbeit, Reichthum des Stoffes, Einheitlichkeit des Bildungsgesetzes — Alles trifft zusammen, um diese Erzeugnisse uns als wahre Mustertypen erscheinen zu lassen. Aber wie wenig Kirchen haben ihr ursprüngliches Mobiliar noch aufzuweisen, wie haben nicht auf diesem Gebiete, so weit die Raubsucht es verschont ließ, die Modesucht und der Ungeschmack gewüthet! Am ersten findet man noch in lutherisch gewordenen Kirchen — Dank der Gleichgültigkeit und der Indolenz! — solches alte Mobiliar erhalten, während die Calviniſten in der Regel Alles, selbst die Kreuze nicht ausgenommen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet, die Katholiken aber irre geleitet durch einen falschen Verschönerungstrieb, dasselbe gegen hohlen Schwulst vertauscht haben.

Das erste und vorzüglichste Geräthe eine Kirche ist unstreitig der Altar, auf welchem die heiligen Mysterien gefeiert werden. Schon seit dem 8. Jahrhundert besteht die ausdrückliche Vorschrift, daß dieselben von Stein und zwar aus Einem Stücke sein sollen, eine Vorschrift, welcher gegenüber die hier und da zugelassenen Abweichungen nur als Ausnahmen in Betracht kommen können. Den Hauptaltar wenigstens sollte man von anderem Materiale nicht anfertigen.

Die doppelte Bedeutung des Grabmals und der Opferstätte, welche von Anfang an sich mit dem Altare verband, gab sich auch in seiner Gestaltung zu erkennen, so jedoch, daß bald das eine, bald das andere Moment überwog. Die ältesten bekannten Altäre sind entweder tischförmig,

wo denn die Platte auf 4, 5 oder 6 Säulchen und meist überdies auch noch auf einem, in der Mitte angebrachten Fuße ruhete, oder sie sind massiv mit einer Aushöhlung im Inneren zur Aufnahme von Reliquien; die letztere Gattung ward bald vorherrschend. Auf dem Altare stand das Ciborium (S. das Glossar) oder auch wohl nur ein Crucifix, in dessen Fuß alsdann die consecrirte Hostie aufbewahrt wurde. Uebrigens pflegte man auch früher schon das Allerheiligste sowohl als die kostbaren Kirchengefäße zur Seite des Altares zu bewahren, aus welcher Sitte im Mittelalter das Sacramentshäuschen erwuchs. In dieser Periode entstanden denn auch die Altaraufsätze auf der östlichen Seite des Altares von Stein und von Holz — letztere meist architektonisch gegliederte und geschmückte Flügelbilder auf einem galerieartigen Fuße (Predella) — bis endlich der Perückenstyl aller Regel ein Ende machte. Es bedarf wohl nach diesem kurzen historischen Ueberblicke nicht erst einer Anweisung, wo wir unsere Vorbilder zu suchen haben. Indeß muß man doch auch hier vor einem zu weit getriebenen Archaismus auf der Hut sein. Die herrschende Sitte trägt, wie aller Besitz, immer eine gewisse Berechtigung in sich; wenigstens sollte man nicht plötzlich mit ihr brechen, nichts überstürzen. Es greift dies z. B. hinsichtlich des Gebrauches Platz, die Monstranz in einem Tabernakel auf dem Altare zu bewahren; nur geschehe dies in einer mittelst eines Thürchens verschließbaren Nische und nicht in einem Drehtabernakel, dessen Maschinerie der Würde der Bestimmung wenig entspricht. Man hat neuerdings, gewiß in der besten Absicht von der Welt, die Puristerei vielfach so weit getrieben, daß man in romanischen Kirchen nur Möbel in romanischem Style aufstellen zu dürfen glaubte, wobei denn die absonderlichsten, um nicht zu sagen, ungeheuerlichsten Erscheinungen zu Tage kamen, indem man, bei dem fast gänzlichen Mangel an Mustern aus dem 12. oder gar 11. Jahrhundert, die Formen der Steinarchitektur, so gut es eben gehen wollte, auf das hölzerne Möbelwerk übertrug und z. B. die Bänke und Beichtstühle mit Dachgesimsen, Rundbogenfriesen u. dgl. ausstattete. Hier wie in der Architektur glaubt man den Anforderungen des romanischen Styls durch Rundbogen, denen des gothischen durch Spitzbogen ein volles Genüge gethan zu haben; freilich kennen die meisten unserer Architekten auch nicht viel mehr von diesen Stylen, und thun sie demnach, von ihrem Standpunkte aus, das möglichst Beste. Sogar Kandelaber, Rauchfässer, Schellen, Weihwasserkessel werden solchergestalt in „romanischem Style" ausgeführt, wo denn das „Romanische" nur darin besteht, daß die Form so plump wie möglich und nicht gothisch ist.

Einem steinernen Aufsatze ist, zur Zeit wenigstens und in den an den Rhein anstoßenden Landestheilen, der Vorzug vor einem hölzernen zu

geben, weil — Dank der in der Kölner Dombauhütte wurzelnden Steinmetzenschule! — eine kunstreiche, correcte Steinhauerarbeit weit eher herzustellen ist, als eine Holzschnitzerei von entsprechendem Kunstwerthe. Namentlich geht letzteren das Fantastische meist ganz und gar ab; es sieht Alles so abgequält aus, Masse und Form liegen im Hader miteinander, ein Hader, in welchem letztere ganz gewiß stets den Kürzeren zieht, so lange nicht die Bildschnitzerei wieder ganz für sich als ein abgesonderter Kunstzweig betrieben wird.

Zuweilen finden sich an der Vorderseite der Altartische zierliche Arkaden mit Statuetten. Wie reich ein solcher Schmuck auch erscheint, so möchte doch für neue Altäre; vor der Hand wenigstens, größere Einfachheit zu empfehlen sein — ein kräftig vorspringendes Sims, Eckſäulchen nebst einem Kreuze, einer Palme, einem Labarum, Alpha und Omega, einem Lamm Gottes oder sonst einem altchristlichen Symbol in der Mitte — und zwar schon um deswillen, weil hier so leicht Verstöße gegen das, was sich ziemt, gemacht werden, außerdem aber auch feinere Steinmetzenarbeit an diesem Orte Beschädigungen sehr ausgesetzt ist. Der passendste Schmuck sind die Altarvorhänge (nicht steife Tapeten) oder Antipendien aus kostbaren Stoffen, mit welchen man nach der Farbe der Feste wechseln kann.

Gemäß den kirchlichen Satzungen sollen Altäre ohne bischöfliche Genehmigung nicht errichtet, versetzt oder beseitigt werden; sofern es nur immer thunlich ist, gebe man denselben die Richtung gegen Osten, von woher das Licht kommt.

In vielen Kirchen herrscht die Gewohnheit, an Feiertagen die Altäre mit einer Unzahl von Kerzen und Kerzchen, mit künstlichen Blumen, Drapperien und allerhand Coulissenwerk, meist von Pappdeckel, auszuschmücken. Es dürfte indeß mehr als zweifelhaft sein, daß solcher Theaterapparat der Würde des Ortes entspricht und sich dazu eignet, die Andacht zu heben. So angemessen insbesondere frische Blumen hier sind, falls die Auswahl eine gute ist und das rechte Maaß innegehalten wird, so unpassend sind die den Schein des Lebens heuchelnden nachgemachten, welchen ohnehin der Staub und die Feuchtigkeit bald selbst diesen Schein rauben. In nicht wenig katholischen Gemeinden Englands haben sich förmliche Vereine von Jungfrauen gebildet, um die Kirche allwöchentlich mit frischen Blumen auszuschmücken, ein Beispiel, welches gewiß auf unserem Continente nachgeahmt zu werden verdient. Die Zahl der Altarleuchter sollte in der Regel sechs nicht übersteigen; ihre Stelle ist auf der Fläche des Altares; die in jüngster Zeit als „romanisch" aufgekommenen treppenförmigen Aufsätze mit einem Leuchter auf jeder Stufe, gehören zu den vielfachen Neuerungen, welche den augenfälligen Beweis liefern, wie wenig es an der Zeit ist, sich

auf solche zu legen. Dagegen möchte ich empfehlen, wo es die Mittel erlauben, wieder wie vor Alters einen Kronleuchter, nach Art der u. A. in Aachen und Hildesheim, Lübeck und Danzig (letztere in gothischen, erstere in romanischen Style) noch vorhandenen Prachtexemplare, vor dem Hochaltare aufzuhängen. Es mag hier die allgemeine Bemerkung Platz greifen, daß man hinsichtlich der Form der Geräthe sich davor zu hüten hat, allzu exclusiv zu verfahren und so aus der Scylla in die Charybdis zu gerathen, wie es meist zu geschehen pflegt, wenn man anfängt, sich von der Falschheit einer Richtung zu überzeugen. Möbelwerk erträgt, ja erfordert einen höheren Grad von Freiheit in der Behandlung, als dasjenige, was einen constructiven Zweck erfüllt, so daß schon aus diesem Grunde z. B. die Werke des 15. Jahrhunderts geeignetere Muster zur Nachahmung sind, als die des strengarchitektonischen 12. und 13. Jahrhunderts. Ueberhaupt thut man wohl daran, das erstgedachte Jahrhundert stets vorzugsweise zu Rathe zu ziehen, sobald es sich um Decorationsfragen handelt; keine andere Zeit bietet einen solchen Reichthum an Motiven und Vorbildern.

Niemals entferne man blos um deswillen ein Geräthe aus der Kirche, weil es zum Baustyle derselben nicht paßt, es sei denn ein modernes, da es unserer Zeit allein vorbehalten geblieben ist, mit dem Kirchenstyle absolut Unverträgliches zu schaffen. Unter allen Umständen greift die Regel Platz, daß die Ausstattung der Kirche sich von der Ausstattung der Wohnhäuser und sonstiger Profangebäude überall unterscheiden,*) daß alles Gewöhnliche, Triviale aus ersterer ferne gehalten werden muß. Der Kirche gebührt das Typische, durch und durch Aechte; sie steht erhaben über den Speculationen der Industrie und den Launen der Mode; das Zeitalter der Maschinen und des „Comforts" hat ihr keine Bildungen zu bieten. Im Mittelalter, wo Kirche und Staat sich wechselseitig durchdrangen, auf

*) „— — Und letzlich mit wenigem zu vermelden, solle die ganze Kirch also rain und sauber gezieret und zugeputzet sein, daß die gutherzigen Christgläubigen leichtlich mögen erkennen, daß diß ein Betthaus und nit ein Kaufhauß oder Mördergruben seye." Also ein interessantes Büchlein, in welchem noch die mittelalterlichen Traditionen nachklingen, wenngleich im Allgemeinen die aus Italien und Frankreich herübergekommene Renaissance sich darin geltend macht. Der Titel der selten gewordenen Schrift lautet: „Kirchengeschmuck, das ist: Kurtzer Begriff der fürnembsten Dingen, damit eine jede recht und wohl zugerichtete Kirchen geziert und auffgebutzt seyn solle, allen Prelaten und Pfarrherren durch das ganze Bistumb Regensburg sehr nothwendig. In Lateinischer und Deutscher Sprach sammt beygesetzten etlichen schönen Figuren. Geschrieben durch Herrn Jacob Müllern, d. H. Schrifft Doctoren und wolermelter hoher Stifft Regenspurg von Bäpstlicher Heyl: verordneten Vicarium u. s. w. Gedr. zu München bey Adam Berg. 1591. 168 S 4. — Das neueste und beste Werk über den Gegenstand ist: Th. King, Orfévreric et ouvrages en métal du moyen âge. Bruges 1852 mit Abbildungen auf 100 Tafeln in gr. Folio.

gleicher Grundlage ruheten, war eine Einheit der Kunst möglich; alles Weltliche erglänzte im Widerschein der Kirche. Möglich, daß die Kluft einmal wieder ausgefüllt werde — vielleicht mit Schutt und Trümmern! — derzeit aber besteht sie noch und kann nicht ignorirt werden. Eher möblire man unsere Kirchen bäuerlich als bürgerlich; nichts widerstrebt mehr dem feierlichen Ernste des Gotteshauses, als der in der sogen. gebildeten Classe herrschende Geschmack — diese Luxus-Heuchelei, dieses Durcheinander ohne alle reelle Unterlage. Man wolle daher die Kirchen mit modernen Sesseln und Fenstervorhängen, mit Asphalt und Gas verschonen; fern bleibe alles Mahagonisiren, Marmorisiren und Bronziren, alles Pliester-, Gyps- und Tapeziererwerk, überhaupt, so viel als nur immer möglich, alle Fabrikwaare, alles Gegossene, alles auf Täuschung berechnete Surrogat! Wahrheit ist das oberste Gebot. Die flimmernden Kronleuchter aus Glas belasse man den Tanzsälen; den Lithographien werde unter keinen Umständen, den Oelgemälden nur mit höchster Vorsicht, zumal wenn dieselben ins Blaue hinein auf den Kauf gemalt sind, der Eingang in die Kirche gewährt.

Ein recht passender Schmuck für die Altarstufen überhaupt für die nächste Umgebung des Altares bei feierlichen Gelegenheiten sind Teppiche, in Bezug auf welche indeß vor den modernen Stickmustern mit Bouquets oder gar figürlichen Darstellungen gewarnt werden muß. Auch hier ist an dem alten strengkirchlichen Style festzuhalten, welcher allein der Würde des Ortes entspricht.

Links vom Hauptaltare auf der Evangelienseite ist, wie bereits beiläufig bemerkt worden, die Stelle für das Sacramentshäuschen, rechts an der Chorwand für die Piscina und die Pollennische oder den Credenztisch, daneben der Dreisitz für die celebrirenden Priester. Der Chor soll vom Schiffe abgesondert werden. Die Kanzel hat ihren normalen Platz im Hauptschiffe, unweit des sogen. Triumphbogens, der Taufstein links vom Haupteingange; zu beiden Seiten des letzteren sind die Weihwasserbecken anzubringen.

So die Disposition des größeren Geräthes, von welcher allerdings, selbst in Musterkirchen, einzelne Abweichungen vorkommen. Es kann sich hier nur darum handeln, eine allgemeine Richtschnur zu geben; wer sich näher informiren will, nehme die Werke von Durandus, Ciampini, Kreuser u. A. m. zur Hand und vergleiche größere, mit Abbildungen versehene Monographien, vor Allem aber die noch in ihrer Integrität auf uns gekommenen alten Kirchen. Nur einige praktische Bemerkungen in Betreff der eben namhaft gemachten Geräthschaften sollen hier folgen.

Für Sacramentshäuschen werden wir uns wohl zunächst noch an die einfachste Gattung derselben, nämlich auswärts verzierte, in die Chor-

wand gelegte, mit Gitterthüren verſehene Niſchen, zu halten haben, bis dahin wieder für jene auf zierlichen Füßen freiſtehenden Wunderwerke mittelalterlicher Steinmetzenkunſt die Zeit gekommen ſein wird. Vorbilder für beide Gattungen exiſtiren, wenngleich meiſt arg verſtümmelt und verſchmiert, noch in großer Zahl. Bei Arbeiten dieſer Art liegt die Gefahr beſonders nahe, ſich des Cementes oder der Steinpappe zu bedienen; es dürfte daher vielleicht nicht ganz überflüſſig ſein, hier ausdrücklich davor zu warnen. Auf die h. Hoſtie bezügliche kurze Sprüche können auf Spruchbändern oder ſonſt an einem paſſenden Orte angebracht werden.

Schon weit ſeltener kommen gute Exemplare von alten Dreiſitzen (sedilia) vor. Statt derſelben bedienen ſich faſt allerwärts die Officianten bei Hochämtern beweglicher Lehnſtühle, die nach abgehaltenem Gottesdienſte nicht ganz ſelten an der Kirmeßtafel paradiren, was doch wohl nicht ganz in der Ordnung iſt.

In Berückſichtigung der Seltenheit dieſes Geräthes glaube ich auf ein treffliches, verſteht ſich übertünchtes, Muſter von Holz in der Karmeliterkirche zu Boppard am Rheine aufmerkſam machen zu dürfen. Im Uebrigen bieten aber auch die alten Chorſtühle Motive genug dar, um danach einen Drei- oder Fünfſitz (welche letztere Gattung ebenfalls, wenn auch ſeltener vorkam) zu conſtruiren.

Die Piscina (Lavatorium), öſtlich vom Dreiſitz, hat den Zweck, die nach dem h. Meßopfer übrig bleibende Flüſſigkeit aufzunehmen und beſteht aus einem in die Wand eingelaſſenen, concaven, unten mit einer Oeffnung verſehenen Becken, aus welchem jene Flüſſigkeit in die Erde abgeführt wird. Es finden ſich in alten Kirchen auch wohl Doppelpiscinen für die beiden Ablutionen vor dem Beginne der h. Meſſe und nach der h. Communion, welche letztere der Prieſter bis gegen das 13. Jahrhundert hin nicht vorzunehmen pflegte. Die Wiedereinführung der Piscinen wäre nicht blos zweckmäßig, ſondern es würden dadurch auch die Kirchen um einen Schmuck bereichert, welcher in ſeiner Art vielfach ſelbſt mit dem der Sacramentshäuschen den Vergleich aushält.

Die Chorſchranken, in Dom- und Stiftskirchen ſchlechterdings unentbehrlich, ſind nicht weniger, wenn auch in modificirter Form, für größere Pfarrkirchen, welche einen Umgang um den eigentlichen Chor haben, ſehr zu empfehlen, ſowohl um ihrer Bedeutung willen (Trennung des Prieſter- und Laienſtandes) als auch vom Geſichtspunkte der praktiſchen Nützlichkeit aus betrachtet. Es dient wahrlich wenig zur Erbauung, wenn man ſogar in Kathedralen Laien, und zwar nicht blos vom männlichen Geſchlechte, den Domcapitularen, Prieſtern und Seminariſten ihre Plätze ſtreitig machen ſieht, oder wenn die im Chorumgange Stehenden oder Gehenden dem cele-

brirenden Prieſter ins Geſicht gaffen. Eine Wand von durchbrochenem Steinwerk in den Pfeiler-Zwiſchenräumen eignet ſich am Beſten zu ſolcher Schranke, während nach dem Hauptſchiffe zu ein Lettner (lectorium) den Chorabſchluß zu bilden hat. Derſelbe entwickelte ſich theils aus dem Ambon, theils verband er ſich mit letzterem; beide waren gewiſſermaßen monumentale Pulte, von welchem herab die Epiſtel und das Evangelium dem Volke vorgeleſen wurden. Die meiſten Lettner fielen dem modernen Streben nach „Vereinfachung" zum Opfer, ſo wie der falſchen Anſicht, daß es eine Unvollkommenheit eines Kirchenbaues ſei, wenn darin die Anweſenden nicht mit den Augen allen Bewegungen des Prieſters am Altare folgen, ihn gleichſam controliren könnten. Die Ambonoklaſten, wie der Pater J. B. Thiers in ſeinem gewiß gerechten Eifer dieſe Neuerer nennt, bedachten nicht, daß der Geſang, die Zeichen mit der Schelle und ſonſtige liturgiſche Anordnungen grade zu dem Zwecke getroffen ſind, damit das Gehör dem Auge zu Hülfe komme.

Um ſich einen annähernden Begriff davon zu machen, welche Maſſe der ſchätzbarſten Kunſtwerke jenes Vorurtheil gekoſtet hat, braucht man nur einen Blick auf die wenigen uns noch verbliebenen Lettner — ich nenne beiſpielsweiſe die in den Domen von Münſter und Halberſtadt und der Oberweſeler Liebfrauenkirche befindlichen — zu werfen oder eine Wanderung durch die engliſchen Kathedralen zu machen, deren Lettner meiſt erhalten wurden, weil die Hochkirche ihren Gottesdienſt ſchlechthin auf das Chor beſchränkt, der fragliche Abſchluß deſſelben ihr daher ſehr zu Statten kommt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Lettner, deſſen Thüren ſich nach dem Chore hin öffnen müſſen, durch Größe und Reichthum ſich von dem übrigen Abſchluſſe zu unterſcheiden, überhaupt eine ſelbſtändige Conſtruction darzuſtellen hat, auch wenn man ihn nicht mehr zu dem Gebrauche des Vorleſens der h. Schriften benutzen zu ſollen glauben möchte. Einige Unbequemlichkeiten, wie ſie allerdings mit den Lettnern verbunden ſind, können um ſo weniger von deren Wiedereinführung abhalten, als ſolche ſich von ſelbſt dadurch beſeitigen, daß man, wie es gewiß in jeder Hinſicht räthlich iſt, wieder auf die mittelalterliche Liturgie zurückkommt.

Selbſt jeder Altar außerhalb des Chores iſt durch irgend eine Schranke vom Volksraume zu trennen, ſowohl um die obengedachte Scheidung zu bezeichnen, als weil Gedränge und Unordnung in der unmittelbaren Nähe des in der heiligen Handlung begriffenen Prieſters doppelt unpaſſend ſind.

Der Scheidebogen oberhalb des Lettners, alſo zwiſchen Chor und Schiff (Triumphbogen, Triumphthor), muß einen beſondern Schmuck erhalten, welcher ſeine liturgiſche Bedeutung hervorhebt. „Zwiſchen Prieſter und Volk ſolle die Bildniß des gekreuzigten Jeſu Chriſti gegen das Volk aufgerichtet werden,

damit auch hieraus die Einfältigen desto eher und leichter sich menschlicher Erlösung, wer Haußherr an diesem Orte und mit wem sie zu handeln und zu reden haben, erinnern können." So der oben angeführte Stiftsvicar Jacob Müller (cap. VII) in seiner treuherzigen Weise. Aller jener Rücksichten ungeachtet, hat auch dieser so sinnvolle Schmuck dem Drange nach freier Aussicht, oder, richtiger gesagt, nach Leere weichen müssen. Man findet wohl zuweilen in irgend einem Winkel einer alten Kirche noch ein solches Crucifix im Staube begraben und thut dann wahrlich gut, dahin zu wirken, daß es wieder von seiner ursprünglichen Stelle aus den Triumph des Kreuzes über den Tod verkündet. Aber auch in einer neuen Kirche sollte das Triumphkreuz nicht fehlen; befindet sich ein Lettner darin, so kann man es, wie früher, an denselben befestigen und darüber, etwa noch mit Maria und Johannes zur Seite, emporragen lassen; anderen Falls läßt man es vom Triumphbogen herabhängen, so daß es ungefähr in der Mitte des Bogens schwebt.

Die Kanzel, früher im Wesentlichen durch den Ambo, auch wohl durch den Tragstuhl (faldisterium) vertreten, ward erst im späteren Mittelalter eingeführt und fand ihre Stelle in der Nähe der Chorschranken (cancelli, woher der Name). Einen romanischen Typus gibt es denn auch natürlich nicht. Sie ist von Stein oder ungeschminktem Eichenholz anzufertigen. Um hinsichtlich der Form nicht in geschmacklose Willkür zu gerathen, wie solches z. B. bei den weltberühmten belgischen Kanzeln, überhaupt fast allen aus den zwei letzten Jahrhunderten der Fall ist, befolge man das streng geometrische Constructionssystem der alten Steinmetzen, welche meist das Achteck zum Grunde legten. Es ist unpassend, die Kanzeln nach Art der Schwalbennester an die Wand zu hängen; am geeignetsten ist es wohl, wenn sie in verschiedenen, sich auseinander entwickelnden Polygonen kelchartig vom Fußboden aufsteigen und oben mit Feldern umgeben sind. Je nach den Mitteln, welche man zu verwenden hat, können auch, namentlich in den ebengedachten Feldern, figürliche Darstellungen angebracht werden, wie z. B. die Evangelisten oder die Kirchenlehrer, am Fußgestell ein Löwe oder ein sonstiges Ungethüm, die Macht des göttlichen Wortes über die Dämonen, das Böse symbolisirend, so jedoch, daß stets eine gewisse Beziehung zu dem kirchlichen Lehramte durchblickt. Willkürliche Allegorien und Phantasiestücke sind hier am wenigsten angebracht.

Die Schalldeckel über den Kanzeln machen sich in der Regel viel zu breit. Statt dieselben ganz einfach als Beiwerk zu behandeln, erdrückt man damit nicht selten förmlich die Kanzel, indem man eine schwere und überladene, in ganz unnatürlicher Weise aus der Wand herauswachsende Structur darüber schweben läßt. Wie anderwärts durch das Zuwenig, so

pflegt man hier durch das Zuviel zu sündigen: eine der Grundform der Kanzel entsprechende, mit einem Kranze verzierte Ueberdachung möchte wohl am angemessensten sein. Die passendste Stelle für die Kanzel ist an einem Pfeiler auf der nördlichen oder südlichen Seite des Hauptschiffes in der Nähe des Triumphbogens, so daß der Priester zum Volke sprechen kann, ohne dem Altare den Rücken zuzukehren; keinesfalls darf sie im Chore ihren Platz finden, oder gar seitwärts vom Altare, wie solches eine von der Königl. Ober-Baudeputation zu Berlin im Jahre 1835 erlassene Instruction, in welcher überhaupt gar viel wunderliche Rathschläge zu lesen sind, auch für katholische Kirchen empfiehlt.

Der Taufstein, welchen die ebengedachte Instruction gleichfalls in die Nähe des Altares verweist, gehört an den Eingang der Kirche gegen Norden. Durch die h. Taufe treten wir ein in die streitende Kirche. Schon die Bezeichnung weist darauf hin, daß er der Regel nach aus Stein anzufertigen ist; Metall, mit Ausnahme des Eisens, kann indeß auch zur Verwendung kommen, wie es denn namentlich ausgezeichnet schöne alte Taufbecken aus Bronze gibt. Der Taufstein soll auf einige Stufen erhöht und so groß sein, daß er Wasser für ein ganzes Jahr hält. Um letzteres vor Verunreinigung zu bewahren, ist er mit einem verschließbaren Deckel zu versehen, wo möglich mit einer Vorrichtung zum Aufziehen desselben. Bis zur gothischen Periode ruhte das Becken häufig auf Säulchen; später ward das Ganze, in ähnlicher Art wie die Kanzel, vom Fuße auf geometrisch entwickelt, meist unter Zugrundlegung des Achtecks. Auch zur Ausschmückung dieses Geräthes kann man entsprechende Symbole anbringen, jedoch sparsam und mit Vorsicht, damit alle Spielerei wie alle Ueberladung fern bleibt. Wo es bei dem Neubaue einer Kirche die Mittel gestatten, ist es sehr angemessen, eine besondere Taufcapelle (baptisterium) derselben anzufügen und zwar in der Nähe des westlichen Thurmes.

Die Orgel soll, wie sie den Gesang nicht übertäuben darf, auch die Harmonie der Architektur nicht stören; man vergesse nicht, daß dieselbe ihrem Wesen nach ein Geräthe und kein Bauwerk ist, wenn gleich man ihre Verfertiger Orgelbauer zu nennen pflegt. Nirgendwo anders vielleicht liegt die Gefahr näher als hier, daß sich der Theil auf Kosten des Ganzen geltend macht; wie manche Kirche weiß davon zu erzählen! — Zwar kommen schon im früheren Mittelalter Orgeln von großem Umfange vor; allein es waren dies Ausnahmen und bald erhob sich auch Widerspruch dagegen. Zur Zeit aber hat man um so weniger Veranlassung, Colosse zu errichten, als die heutige Technik überhaupt mit weit compendiöseren Instrumenten dieselbe Kraft des Tones zuwege bringt. Die Pfeifen eignen

ſich einmal ſchlechterdings nicht zu rein architektoniſchen Geſtaltungen; man muß ſie ſich ruhig als das zeigen laſſen, was ſie ſind; ſobald man ſie zu maskiren und in eine höhere Ordnung zu erheben ſucht, wird eine Carikatur daraus. Das Beſte iſt, ſie zwanglos und möglichſt zweckentſprechend zu gruppiren und das Ganze in eine dem Größenverhältniß entſprechende Umrahmung, am beſten aus fantaſtiſchem Holzſchnitzwerk, zu faſſen. Die geeignetſte Stelle für die Orgel iſt bei großen Kirchen im Mittelſchiffe oberhalb der unteren Bogenſtellung, in der Nähe des Chores, wie ſehr auch die Symmetriker darüber Zeter ſchreien mögen; bei kleineren wird man häufig genöthigt ſein, das weſtliche Ende des Hauptſchiffes zu wählen, obſchon es ſehr zu bedauern iſt, daß dadurch meiſt das große Fenſter oder die Roſette der Hauptgiebelſeite im Innern unſichtbar werden. Als eine Muſterorgel aus ſpäthgothiſcher Zeit mag die im Straßburger Münſter befindliche Orgel hier erwähnt werden, da die urſprünglichen Projecte zu derſelben, nach einer alten Handzeichnung facſimilirt und herausgegeben von Chr. Schmidt, Jedermann zugänglich ſind. Die ſchönſte und nachahmenswertheſte moderne Orgel, welche ich geſehen habe, iſt die von dem Architekten G. Scott im Dome zu Ely in England ausgeführte; dieſelbe ſchließt ſich im Allgemeinen der Straßburger an.

In Betreff der Erleuchtung der Kirchen ſind die neuen Erfindungen, namentlich das Gas, eine gefährliche Klippe. Keinesfalls ſollte man im Chore, in der Nähe des Heiligthums von letzterem Gebrauch machen; auf den Altären dürfen nach beſtimmten liturgiſchen Vorſchriften nur Wachskerzen verwendet werden. Schon das Brechen mit den Traditionen, das Haſchen nach moderner ſogen. Vervollkommnung hat an ſich in kirchlichen Dingen etwas ſehr Bedenkliches; hier aber ſtehen auch noch andere ſachliche Gründe entgegen. Es mag nur auf die durch den regelmäßigen Gebrauch des Gaſes ſich allmählig in der Kirche bildende induſtrielle Atmoſphäre hingedeutet werden, welche mit dem Dufte des Weihrauchs und des Wachſes ſich ſchlecht verträgt, überhaupt mit dem „himmliſchen Jeruſalem", deſſen Abbild bekanntlich die Kirche ſein ſoll. Auch die ganze Einrichtung hat etwas recht Unäſthetiſches, wie z. B. das Verdecktſein der Gascanäle und das plötzliche Hervorſpringen der Schnäbel, welche die dochtloſen Flammen ausſpeien. Es fehlt hier der äußere, in die Augen fallende Zuſammenhang von Urſache und Wirkung, wie ihn der ausgebildetere Schönheitsſinn beanſprucht. In keinem Falle dürfen architektoniſche Glieder, wie Säulen und Pilaſter durchlöchert werden, um aus ihnen die Gasſchnäbel hervorſpringen zu laſſen. Vielmehr iſt es das Beſte, beſondere mehrarmige Ständer zu errichten und die unterirdiſche Röhre in deren Fußgeſtell einmünden zu laſſen. Die mittelalterlichen Wandleuchter bieten die angemeſſen-

sten Motive dar, welche indeß im Anschluß an die hier obwaltenden besondern Bedingungen zweckentsprechend umzugestalten sind. Früher befanden sich fast in allen Kirchen bewegliche Ständer aus kunstreich geschmiedetem Eisen, meist mit steinernen Füßen. Da Eisen dem heutigen Publicum nicht vornehm genug ist, so befinden sich nur selten noch derartige Stücke in Function; es ist aber um so räthlicher, dieselben wieder zu Ehren zu bringen, als die Kunst des Schmiedens, überhaupt der stylgerechten Behandlung des Eisens, durch die Gießereien ganz und gar erstickt zu werden droht. Ueber dem Atomismus und Chemismus, worin unsere Zeit so tief steckt, hat sie das Verständniß für die Relationen der verschiedenen Materialien zur Kunst und Technik gänzlich eingebüßt; sie stampft eben Alles zu Einem Breie zusammen, der dann in die willkürlichsten Formen gegossen oder geknetet wird, und alle Welt, die „gebildete" nicht ausgenommen, ist unter der Herrschaft des ästhetischen Confusoriums so urtheilslos geworden, daß es sich gradezu Alles bieten läßt, wenn es nur wenig kostet und hübsch glänzt.

*Die Kniebänke und Stühle in unseren Kirchen sollen nicht unter Verschluß gelegt und verpachtet, blos gegen Erlegung eines Zolles zugänglich sein. Nur die höchste Noth mag derartige Einrichtungen zeitweilig entschuldigen. Jedenfalls rathe ich, so zu verfahren, wie ich es in größeren katholischen Kirchen Englands getroffen habe, daß nämlich die verpachteten Stühle von Jedermann in Besitz genommen werden können, sobald der Gottesdienst begonnen hat, ohne daß die Zunächstberechtigten gegenwärtig sind. Es ist gewiß unangemessen, daß in einer Kirche verschlossene Stühle leer da stehen, während viele Andächtige dieselben umdrängen und vielleicht nicht einmal so viel Platz haben, um während der Wandlung auf den Fußboden hinknieen zu können. Dahingegen sollte in jeder Pfarrkirche für die Autoritäten stets ein besonderer, auch äußerlich ausgezeichneter Platz reservirt sein, wie solches in früherer Zeit allerwärts der Fall war und sich aus der Natur des Verhältnisses der kirchlichen zur weltlichen Obrigkeit ergibt. Auch hier kann wieder England als Muster angeführt werden, wo man überhaupt die tiefe Bedeutung der äußeren Formen und des Ceremoniells noch zu würdigen versteht. Am ärgsten ist man in dieser Beziehung bei uns zu Lande verkommen — Dank den afterphilosophischen Aufklärern und Gleichmachern, die Alles über den Haufen rennen, was nicht dem eigenen Gehirne entsprungen ist, oder sich doch vor demselben vollständig zu legitimiren vermag und welchen jede Bevorzugung ein Dorn im Auge ist, die nicht ihnen zu Theil wird. — Freilich würde eine solche Einrichtung voraussichtlich gar mancher Ortsautorität selbst nicht sonderlich zusagen, die lieber unbemerkt aus der Kirche bleibt als in derselben durch irgend

eine Auszeichnung bemerkbar wird; allein auf dergleichen persönliche Stimmungen muß man nicht allzu ängstlich Rücksicht nehmen; eine gewisse gelinde Nöthigung ist in solchen Verhältnissen sogar recht heilsam. Leider stammt das Uebel meist aus höheren Regionen, als denjenigen, worin sich die Ortsautoritäten bewegen. Der Militärstand hat, so zu sagen, alle äußere Ehre absorbirt; er hat zunächst die Staatsgewalt zu repräsentiren; selbst bis zu den Uniformen der Civilbeamten herab muß Alles, was Geltung haben soll, seinen Stempel tragen. Ob das auch etwa ein Zeichen fortgeschrittener Cultur ist? In England verhält sich die Sache bekanntlich anders.

Was die Form der Kniebänke anbelangt, so ist vor Allem auf den Zweck zu achten, welchem sie dienen sollen; sie dürfen keinem Style und keinem Schmucke zu Lieb unbequem werden. Von dem Satze ausgehend, daß alles Gothische Spitzbogen, alles Romanische Rundbogen zur Schau tragen müsse, hat man auch vielfach die Kirchenbänke demgemäß stylisirt und sie dann eben so häßlich als unzweckmäßig gemacht. Die Hauptsache ist gutes, unbeschmiertes Eichenholz, tüchtige Arbeit, die sich überall als solche erkennen läßt, und endlich, falls man ein Uebriges thun kann und will, Blattwerk oder sogen. Panneel-Verzierungen auf die nach den Schiffen hin gekehrten Wangen, welche oben in eine heraldische Lilie, ein ineinander gerolltes Blatt oder ein ähnliches Ornament, ja aber nicht in eine Kreuzblume, die hier ganz unpassend ist, auslaufen mögen. Wo man wegen Mangels an Geld oder Raum keine Bänke aufstellen kann, lege man Binsenmatten auf den Boden, welche unter allen Umständen den kleinen meist für die Schuljugend bestimmten Kniebrettern vorzuziehen sind. Die Beichtstühle bieten für die künstlerische Behandlung eher mehr als weniger Schwierigkeiten dar, besonders wenn man darauf ausgeht, etwas recht Schönes, Augenfälliges zu machen und das Möbel mit dem Style der Architektur im Einklang zu bringen. Das zuvor hinsichtlich der Form der Stühle Gesagte kann auch hier im Allgemeinen zur Richtschnur dienen. Es gibt eine verständige, ebenso weit von Plattheit, als von Prunk entfernte Einfachheit, die hier erstrebt werden sollte, da ein Beichtstuhl, seiner ganzen Einrichtung nach, ästhetisch sehr unfügsam ist. Ueberhaupt ist die Anspruchslosigkeit weit weniger in Gefahr, sich zu verirren, als die stets auf einen gewissen Effect bedachte Absichtlichkeit, der kein Zollbreit sich entziehen kann; auch in der Kunst darf die Schönheit sich nicht aufdrängen; sie muß sich aufsuchen lassen. Insbesondere mögen sich das auch die Neugothiker merken, die uns aller Orten mit ihren Fialen, Bosen, Drei- und Vierpässen verfolgen und ganz glücklich sind, wenn sie irgendwo einen gothischen Schnörkel anbringen können; es ist das der sicherste Weg, aller Welt einen Widerwillen gegen die Sache einzuflößen und

das Wiederaufkommen des Aechten und Rechten für immer unmöglich zu machen.

Zuweilen ist es thunlich, die Beichtstühle in nähere Verbindung mit der Architektur zu setzen, sie gleichsam damit zu verschmelzen, indem man z. B., falls die Strebepfeiler in die Kirche hereingezogen sind, den Raum zwischen denselben dazu verwendet, wie es u. A. Pugin in der St. Georgskathedrale zu London gethan hat. Immer sorge man dafür, daß die Beichtstühle die Gänge nicht versperren, überhaupt sich möglichst isoliren.

Das kleinere Kirchengeräthe, zu welchem wir uns nunmehr wenden, nimmt noch zartere Rücksichten in Anspruch, als das große, wenngleich es nicht so sehr in die Augen fällt. Ersteres steht meist in näherer Beziehung zu den heiligen Handlungen und den Mysterien, es wird daher auch einen idealeren Charakter an sich tragen, sich in höherer Freiheit entfalten müssen.

Wie wenig von den unübersehbaren Kostbarkeiten, welche die Schatzkammern und Sacristeien der Kirchen vormals bargen, ist auf uns gekommen und dies Wenige — in welchem Zustande befindet es sich! Die Unwissenheit und die Neuerungssucht arbeiteten gemeinschaftlich mit der Zerstörungswuth und der Habgier daran, das große Fideicommiß unserer frommen Vorfahren zu vernichten, oder doch nach allen Richtungen der Windrose hin zu verschleudern. Noch bis auf den heutigen Tag wird die Ignoranz der Kirchenvorstände von Speculanten ausgebeutet, welche allmählig Alles, was Kunstwerth hat, von den Chorbüchern an*) bis hinauf zu den Reliquiarien und Monstranzen, in die Museen und Cabinette, meist über den Canal wandern lassen. Für den Erlös wird dann die Kirche in Oel gesetzt oder irgend etwas von Gyps zu ihrer Ausschmückung angeschafft! Man kann sich denken, welche hohe Meinung John Bull von der Bildung und Pietät der solchergestalt sich selbst ausplündernden Nationen hegen muß. Wie viele Bücher, Gefäße, Gewänder u. s. m. eine Kirche auch haben mag — nie soll man ans Verschachern gehen, selbst wenn der Zweck, zu welchem es geschieht, an sich ein löblicher ist. Auf solchem Gelde ruht kein Segen.

Wie bei allen anderen Kunstschöpfungen, wo es dem Dienst der Kirche galt, so zeigt sich auch bei der in Rede stehenden Gattung, und zwar hier noch im erhöhetem Maaße, daß die Alten das Beste daran setzten, was

*) So wurden, um nur Ein Beispiel für hunderte anzuführen, vor wenig Jahren noch aus einer der bedeutendsten Kirchen Kölns nicht weniger als 28 pergamentene Chorbücher, großentheils mit gemalten Initialen und Randverzierungen, für eben so viel Thaler an einen Alterthumshändler abgelassen!

sie hatten und kannten. Darum aber verloren sie nie den praktischen Zweck aus den Augen, welchem der betreffende Gegenstand dienen soll. Sieht man doch beispielsweise in dem mit erhabener Arbeit und Edelsteinen so reich ausgeschmückten Rande des vom h. Bernward herrührenden Prachtkelches zu Hildesheim ein Mundstück und in der dazu gehörenden Patene eine glatte Bahn für die h. Hostie ausgespart. Ebenso hielt man die Handhaben stets frei von vorspringendem Schmucke; man übertrieb auch das Gewicht und die Größe nicht, wie solches die Zopfzeit that, welche sogar Kirchengewänder dermaßen überlud, daß nur ein Riese sich frei darin bewegen konnte.

Die wahre Kunst bedarf, um sich zu entfalten, eines solchen Apparates nicht; im Kleinsten schon kann sie offenbaren, wes Geistes Kind sie ist, in jedem Punzenschlage, jeder Ciselur und Profilirung. Vor Allem ist dazu erforderlich, daß die Meisterhand und nicht die Maschine allerwärts sich bemerklich macht. Wohin die letztere führt, dafür liefert jeder Gold- und Silber-Schmieds-Laden einen vollgültigen Beleg. Man kommt da oft unwillkürlich auf den Gedanken, daß die Zeichner aller der Sachen ihren Kunstsinn an den Mißgestalten des Meergrundes ausgebildet hätten. Am weitesten wohl wird der Häßlichkeitslurus in Belgien getrieben, wo eine Mischung von Chinesisch, Roccoco und Fabrikgothik an der Tagesordnung zu sein scheint, natürlich ohne die hohen technischen Vorzüge der erstgenannten Stylarten. Ob etwa das flammändische Naturell einer besonders starken Anregung bedarf? — Lieber bestelle man das erforderliche Geräthe bei dem ersten besten Zinngießer oder Blechschläger, als daß man nach jenem falschen, lügnerischen Prunke greift, der sich an oben gedachten Schaufenstern breit zu machen pflegt. So sind denn auch alle Surrogate, wie z. B. Neusilber, ferne zu halten, welche etwas scheinen wollen, was sie in Wirklichkeit nicht sind; Vergoldungen werden hiervon nicht getroffen, weil eben Niemand dadurch getäuscht werden soll und getäuscht wird. Im Ganzen ist es räthlich, verhältnißmäßig mehr auf eine meisterhafte Form zu verwenden, als auf das Material, wie wünschenswerth es auch immerhin sein mag, daß in beiden Beziehungen der Geist des Opfers hervorleuchtet. Erst die Verkommenheit unserer Zeit hat die tiefe Bedeutung des Weihgeschenkes in Vergessenheit gerathen lassen; höher aber als das kostbarste Naturproduct erscheint gewiß in den Augen Gottes die auf seine Verherrlichung hingerichtete freie That des Menschen, besonders im Bereiche der Kunstübung, welche ja ihrem innersten Wesen nach ein Ausfluß des Dranges ist, die durch den Sündenfall gestörte Harmonie in den geschaffenen Wesen wieder herzustellen oder doch im Bilde uns ahnen zu lassen. Es kommt aber noch hinzu, daß der kostbarste Stoff die Raubsucht am meisten anlockt. Wie viel zu Grunde

gegangenes wäre noch vorhanden, wenn es dem Hunger nach Gold und Silber keine Befriedigung dargeboten hätte! Das blos Schöne wandert doch meist nur zum Trödler oder in die Rumpelkammer und wird nicht sofort eingeschmolzen.

Was die den verschiedenen Geräthschaften zu gebende Form anbelangt, so schließt man sich auch hier wieder am besten an gute, einfache Muster aus dem Mittelalter an; der gothische Styl verdient schon um deswillen den Vorzug, weil das ihn beherrschende Gesetz am klarsten in die Augen springt. Bevor man aber Neues anschafft, sorge man für die würdige Herstellung des noch vorhandenen Alten; es ist ein Jammer anzusehen, in welchem Zustande des Verfalles oft die kunstreichsten, ehrwürdigsten Gefäße sich befinden. Besonders gilt dies von den Reliquienschreinen, die meist nebst ihrem Inhalte vom Rost und Staube förmlich verzehrt werden, falls nicht ein industriöser Küster sie hinter Schloß und Riegel verwahrt, um sie den Liebhabern gegen ein Trinkgeld zu zeigen. Selbst wo eine authentische Urkunde über die Aechtheit der Reliquien nicht vorhanden ist, erheischt schon die fromme Tradition eine gewisse Ehrfurcht vor Demjenigen, was ihr als Träger dient. Geweihte Gegenstände sind, wie überhaupt Alles, was sich an das Andenken Derjenigen knüpft, die für den Glauben gewirkt oder gar geblutet haben, nicht für die bloße Schauluft da; wenigstens gewähre man den, wenngleich weniger gebildeten, so doch meist mit einem tieferen Verständniß von der Bedeutung der Sache begabten Andächtigen der Gemeinde in jedem Jahre einmal, etwa am Feste des Kirchenpatrons, den Anblick der Schätze und Merkwürdigkeiten, welche der Frommsinn ihrer Voreltern in die Kirche gestiftet hat. Früher bestand die schöne Sitte, bei feierlichen Prozessionen alle solche Kostbarkeiten mit herum zu führen, wo dann die Innungen und Bruderschaften, eine jede ihre besonderen Heiligthümer zur Schau trugen. Selbst die alten Evangelienbücher wurden nicht zurückgelassen; daher die besonders reiche Ausstattung dieser Bücher auf derjenigen Seite, welche dem Volke zugekehrt ward.

Kann oder will man zu solchen Gebräuchen nicht ohne Weiteres zurückkehren, so sollte man doch mindestens in der zuvorgedachten oder einer sonst passenden Art die denselben zum Grunde liegende Idee wieder zum Bewußtsein zu bringen suchen.

Was die alten Gewandungen anbelangt, so fehlt es zwar nicht an guten Mustern,*) um so mehr aber an kunstfertigen Händen, welche

*) Schon die 1852 in Crefeld stattgehabte Ausstellung hat dies zur Genüge bewiesen, wie verhältnißmäßig gering auch die Zahl der Kirchen war, welche ihr Contingent dorthin lieferten. Einen wahrhaften Schatz von mittelalterlichen Kirchengewändern be-

dieſelben reproduciren können. Der Roccoco und der moderne Induſtralismus haben natürlich auch das Gebiet der Paramentik überfluthet. Erſteres entfaltete auch hier wenigſtens immer noch eine imponirende Pracht, während unſeren Fabriken die Paramente nur Modeartikel ſind, die mit den Möbelzeugen und den Papiertapeten auf Einer Linie ſtehen. Da nun die Mode, ihrer Natur nach, einem raſchen Wechſel unterliegt, ſo dürfen auch die Stoffe weder theuer noch ſolid ausfallen; am allerwenigſten kann von eigentlicher Kunſt dabei die Rede ſein. Was die Maſchine nicht zu bewältigen vermag, bleibt ausgeſchloſſen. Die Arbeit „zur Verherrlichung Gottes" findet ja überhaupt keine Stelle in unſeren nationalökonomiſchen Syſtemen. Und ſo wird es vorausſichtlich noch eine geraume Zeit bleiben, da das Verſtändniß für das Aechte und künſtleriſch Vollendete weit leichter verloren geht, als wieder gewonnen wird und da überdies die ganze Richtung der Gegenwart Letzterem keineswegs hold iſt. Aber nicht blos der Sinn für das Künſtleriſche, ſondern auch der Sinn für das Bedeutungsvolle, für die myſtiſche Sprache der Kirche muß wieder aufleben, wenn es hier allgemein beſſer werden ſoll. Der Gottesdienſt iſt ein heiliges Drama, in welchem auch das Unſcheinbarſte eine in das Ganze eingreifende Rolle zu ſpielen hat. Schon von den Zeiten der Apoſtel an zeichnete ſich die Tracht der Prieſter aus; u. A. ſpricht Origenes von Prieſtergewändern, welche ausſchließlich zum Gebrauche innerhalb der Kirche beſtimmt ſeien. Ein näheres Eingehen auf die allmählige Umbildung dieſer Gewänder, auf welche die Provincialconcilien vielfach in verſchiedenartiger Weiſe einwirkten, würde hier zu weit führen. Ohnehin laſſen ſich, ſchon aus dem ebengedachten Grunde, durchgreifende Regeln nicht aufſtellen; im Allgemeinen iſt es jedenfalls räthlich, dem einmal herrſchenden Gebrauche nicht ſchroff entgegenzutreten; das Archaiſiren könnte ſonſt leicht das Schickſal faſt aller gewaltſamen Reactionen theilen und ſich auch blos als Mode geltend machen. Ueberhaupt ſoll man in dieſen und ähnlichen Dingen zunächſt die Anordnungen der Biſchöfe abwarten und nicht auf eigene Hand Aenderungen treffen, deren Tragweite ſich im Voraus nicht leicht berechnen läßt. Selbſt unter den eigentlichen Gothikern dürfte ſich übrigens auch wohl ſo bald noch nicht eine übereinſtimmende, vielleicht kaum eine herrſchende Anſicht herausbilden. Der Eine will nur das zwölfte oder doch höchſtens nur noch das drei-

wahren der Dom zu Halberſtadt und die Marienkirche zu Danzig, welche überhaupt, wie ſo manche andere den Katholiken entfremdete Kirchen ſeit der Glaubensſpaltung, äußerlich, ſo zu ſagen, ſtationär geblieben ſind und daher auf das ſorgfältigſte ſtudirt zu werden verdienen. Neuerdings hat der Seidenfabrikant Hr. Caſaretto in Crefeld anerkennenswerthe Verſuche gemacht, alte Muſter nachzubilden und den Stoffen die frühere Solidität wiederzugeben.

zehnte Jahrhundert gelten lassen und bricht beispielsweise über alle Kaseln den Stab, welche nicht, wie die des Albertus Magnus, glockenförmig gestaltet sind; Andere dagegen ziehen die mehr malerische Pracht des 15. und 16. Jahrhunderts vor und wollen der früheren Zeit nur in der Architektur den Preis zuerkennen. So liegt denn die Gefahr gewiß sehr nahe, daß die Verwirrung nur vermehrt wird, falls nicht der Impuls vom Mittelpunkte ausgeht und gleichmäßig nach allen Seiten hinwirkt. Als das Angemessenste erscheint hiernach, mit der Beseitigung offenbarer Auswüchse zu beginnen, das Plumpe, Steife und Barocke allmählig auf das rechte Maaß zurückzuführen oder durch entschieden Besseres zu ersetzen, namentlich aber bei allen neuen Anschaffungen auf Solidität und Aechtheit zu sehen und nie aus den Augen zu verlieren, wie erhaben die Bestimmung ist, welcher dieselben dienen sollen. Auf diesem Wege stellt das rechte Maaß sich von selbst ein. Die Mitren, Kaseln und Chorkappen werden in Schnitt und Ausstattung sich mehr und mehr den besseren alten Mustern annähern; insbesondere werden die letzteren ihr steifes Ansehen verlieren und einen Faltenwurf gestatten, welcher den Bewegungen des Priesters wenigstens nicht widerstrebt. Ein Hauptschmuck der Chorkappen bestand in den auf der Brust sie zusammenhaltenden Agraffen, welche das Mittelalter so überaus kunstreich zu bilden verstand. Mögen unsere Goldschmiede sich auch daran wieder versuchen!

Den Charakter eines Kunstwerkes werden auch die Paramente allererst durch Handarbeit erhalten. In früheren Zeiten führte die opferwillige Liebe meist die Hand; eine große Anzahl von Prachtgewanden ging aus Klöstern hervor, was denn auch wesentlich zur Bildung und Erhaltung eines festen Styles mitwirkte. Das Wiederaufblühen dieser Institute so wie des kirchlichen Sinnes überhaupt berechtigt zu der Hoffnung, daß auch nach der in Rede stehenden Seite hin es sich wieder zum Besseren und Rechten wenden werde, eine Hoffnung, welche schon sich zu verwirklichen beginnt, wie denn z. B. in dem Kloster zum armen Kinde Jesu in Aachen bereits ein schöner Anfang gemacht ist. Handelt es sich doch auch hier um ein Wirken zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung seines Namens.

Eine besondere Sorgfalt wird der Aufbewahrung alter kunstreicher Gewandstücke zuzuwenden sein; statt dieselben beispielsweise zu verpacken und einzuschließen, hänge man sie einzeln, soweit es nur immer thunlich ist, frei hin, und zwar in einem möglichst trockenen Locale; auch ist es räthlich, alles Derartige nicht ganz außer Gebrauch zu setzen, selbst wenn es schadhaft sein sollte. Will man Herstellungen daran vornehmen lassen, so geschehe dies mit großer Umsicht und von durchaus kundiger Hand; im Zweifel restaurire man auch hier lieber zu wenig, als zu viel. Ein altes,

ſelbſt beſchädigtes Meßgewand thut der Würde des Cultus wahrlich keinen Eintrag. Ueberhaupt gereicht Allem, was Letzterem dient, das Alter eher zur Zierde; die Kirche hat auch eine hiſtoriſche Bedeutung, deren Reflexe, wo immer ſie hervortreten mögen, ſorgſam gewahrt, wenigſtens nicht ohne Noth verwiſcht werden ſollten.

Kirchliche Muſik.

Mehr als irgend ein anderer Kunſtzweig iſt die Kirchenmuſik ein integrirender Theil der Liturgie und an ihre Regeln gebunden. In einem jeden Bauwerke kann immerhin der Gottesdienſt noch ganz würdig gefeiert werden; durch einen unkirchlichen Geſang dahingegen wird ſein ganzer Charakter entſchieden beeinträchtigt. Der Geſang, die Muſik dienen weſentlich zur Vermittlung des richtigen Verſtändniſſes der liturgiſchen Handlungen; ſie ſind gewiſſermaßen die geſteigerte, in eine höhere Sphäre gehobene Rede. Auf ihrem Gebiete darf daher am wenigſten das individuelle Ermeſſen oder gar reine Willkür herrſchen; an ſie vor Allem iſt die Anforderung der Wahrhaftigkeit im höchſten Sinne des Wortes zu ſtellen, d. h. ſie muß überall der Ausdruck des innerſten Weſens der Kirche ſein, welcher ſie dient. Da aber wohl Niemand einen tieferen Einblick in dieſes innerſte Weſen haben kann, als die Kirche ſelbſt, ſo läge es ſchon um deswillen und abgeſehen von allen poſitiv verpflichtenden Satzungen ſehr nahe, an das individuelle Belieben oder den grade herrſchenden Zeitgeſchmack den Maßſtab jener Autorität zu legen. Dadurch aber kommt man zu dem unabweislichen Ergebniß, daß der altkirchliche Choral, der gregorianiſche Geſang zugleich den Ausgangs- und Mittelpunkt für unſere kirchliche Muſik bilden muß. Zuerſt feſtgeſtellt durch den gottbegeiſterten Papſt Gregor den Großen in ſeinem Antiphonarium wurde er von Land zu Land, von Generation zu Generation fortgepflanzt und fand auch ſelbſt an weltlichen Herrſchern, insbeſondere in Carl dem Großen, mächtige Schützer und Förderer. Berühmte Schulen erhoben ſich an vielen Orten, an Univerſitäten wurden eigene Lehrſtühle für die Muſik errichtet.

Es liegt in der Natur der Sache, daß grade das Zarteſte und Geiſtigſte der Ausartung am meiſten ausgeſetzt iſt. So erging es denn auch der kirchlichen Tonkunſt. Nachdem ſich zuerſt die begleitende Muſik zu dem einſtimmigen, ruhig

fortſchreitenden Chorale (cantus firmus, plain chant) gefunden hatte, geſtaltete ſich derſelbe beſonders zufolge der eintretenden Mehrſtimmigkeit immer künſtlicher und figurirter, bis endlich ihr urſprünglicher Charakter gänzlich verwiſcht ward.

Anders als bei den übrigen Künſten war es bei der Muſik nicht das unmittelbare Hereindringen heidniſcher Elemente und Motive, was den Ruin herbeiführte. Welche unſägliche Mühe man ſich auch gab (es ſei beiſpielsweiſe an Zarlino erinnert) auf die Antike zurückzukommen, auch nicht Ein Tonſatz war aus dem Heidenthum herzuſtellen; man mußte auf dem chriſtlichen Boden ſtehen bleiben. Auf dieſem Boden bauete ſich denn auch die Muſik bis tief ins 17. Jahrhundert fort und ward erſt von der Opernmuſik überwuchert, als die Renaiſſance längſt ſchon die bildenden Künſte aus allen Angeln gehoben hatte.

Dem cantus firmus liegt ein anderes Tonſyſtem zum Grunde, als unſerer heutigen Figuralmuſik, beide Gattungen ſind weſentlich von einander verſchieden. Erſterer enthält blos die diatoniſche Tonleiter mit den in der natürlichen Aufeinanderfolge liegenden zwei halben Tönen. Das hierdurch bedingte entſchiedene Vorwiegen der ganzen Töne macht den Choral kraftvoll, ernſt, einfach, würdig, ganz ſo wie es ſeinem Zwecke entſpricht, im Gegenſatze zu der weicheren, durch die vielfachen Intervalle unruhigeren, ſinnlicheren Figuralmuſik. In der weltlichen, menſurirten Muſik muß das Wort, ja bis zu einem gewiſſen Grade die Intention des Singenden dem Chronometer gehorchen, was mit der nothwendigen Heilighaltung der kirchlichen Texte, wie der kirchlichen Handlung kaum vereinbar erſcheint. Die Subjectivität des kirchlichen Sängers ſoll nicht hinter die des Componiſten (geſchweige denn des Organiſten!) zurücktreten; jedenfalls darf das künſtleriſche Moment nicht vorwiegen, wenn die Kirche betet, ſegnet, überhaupt bei allen beſonders feierlichen Acten.

Wenn nach vorſtehenden Andeutungen ſowohl ſeiner Entſtehung und Natur nach, als auch nach den poſitiven Satzungen*) der gregorianiſche Choral vorzugsweiſe als der Geſang der Kirche betrachtet werden muß, ſo ſind darum doch keineswegs ſo wenig der Volksgeſang als ſonſtige muſikaliſche Aufführungen vom Gottesdienſte ſchlechthin ferne zu halten, wie denn auch das Menſuriren des Geſanges an ſich keineswegs mit Nothwendigkeit deſſen Verweltlichung einſchließt. Der Choral ſoll nur ſtets das Normativ

*) S. das Decret Johanns XXII. vom J. 1322 (extrav. comm. l. III t. i de vita et hon. cleric.) vgl. conc. trid. Sess. XXII decr. de observ. et evit. in celebr. Missae, die Constit. Alex. VI „piae sollicitudinis“ (1657): das Edict der Congregation der sacra visita apostolica vom 30. Juli 1665 und die Encyclica Benedicts XIV. vom J. 1749.

abgeben, den Vorrang behaupten. Was insbeſondere den mehrſtimmigen Geſang anbelangt, ſo ſollten vorzugsweiſe ſolche Stücke gewählt werden, welche den Choral zur Grundlage haben, wie dies bei ſo vielen Compoſitionen aus der ſogen. Blüthezeit der Kirchenmuſik der Fall iſt. Auch andere mehrſtimmige Compoſitionen aus der claſſiſchen Periode, welche den Geiſt und die Strenge der vorſtehend bezeichneten Gattung an ſich tragen (wie z. B. bei ſo vielen nicht über den Choral geſetzten Werken des Orlando di Laſſo und Paläſtrina's der Fall iſt) ſind nicht nur nicht auszuſchließen, ſondern ſogar, wenn in rechter Weiſe angewendet, in hohem Grade empfehlenswerth. Haben dieſelben auch keine ausdrückliche kirchliche Sanction, ſo geht doch ihre Zuläſſigkeit indirect ſowohl aus Erlaſſen von Kirchenoberen als auch aus der Praxis der Sixtiniſchen Capelle hervor. Dahingegen muß entſchieden mit derjenigen Gattung gebrochen werden, welche zur Zeit, leider faſt überall, beſonders aber in den Kathedralen die herrſchende iſt. Ihr Grundcharakter iſt ein profaner; ſtatt zu erheben und zu beruhigen, regt dieſe Muſik vielmehr auf; ſie zieht von dem Gedanken ab, den ſie rhythmiſch verklären ſollte. Ihr gegenüber erſcheint die Liturgie, die gottesdienſtliche Handlung gradezu als Nebenſache; der Concertmeiſter mit ſeinen Fiedeln, Pauken und Trompeten dominirt von der Höhe herab; das Gebet und der Geſang des Prieſters werden nur eben geduldet, kaum iſt ein Wort aus ſeinem Munde gegangen, ſo bemächtigt ſich das Orcheſter deſſelben, zerbricht ihm die Knochen, zerrt es umher und knetet und verarbeitet es ſo lange, bis auch nicht mehr der leiſeſte kirchliche Anklang erübrigt. Wo die Mittel nicht geſtatten, es ſo ins Große zu treiben, tritt meiſt der Organiſt, nach beſten Kräften in die eben charakteriſirte Rolle des Orcheſters ein und erbaut die Gemeinde im Geiſte des muſikaliſchen Fortſchritts.

Die gewichtigſten Stimmen, insbeſondere auch von Würdenträgern der Kirche haben ſich dahin ausgeſprochen, daß dieſem Unfuge ein Ende gemacht werden muß. Gregor XVI. erließ in dieſem Sinne unter dem 16. Auguſt 1842 eine Verordnung an die römiſchen Kirchen und der um dieſen Zweig der Liturgie ſo hochverdiente Cardinal-Erzbiſchof von Mecheln E. Sterkx bedient ſich in einem Decrete vom 26. April 1842 u. A. folgender Worte: „Cantus planus et firmus, qui Gregorianus dicitur, si rite decenterque peragatur, a piis hominibus libentius auditur, et alteri, qui harmonicus seu musicus dicitur, merito praefertur. Illum igitur, ubi in usu est, omnino retineri, ubi abolitus est, restitui, foveri et promoveri cupimus.“

So ſind alſo vor Allem die alten Traditionen wieder aufzunehmen, und der Choral wie überhaupt die ächte Kirchenmuſik überall dem Leben

zurückzugeben.*) Dadurch allein wird dem Eindringen des Unpaſſenden ein haltbarer Damm entgegengeſetzt. Aber auf welchem Wege kann dies geſchehen, welche praktiſchen Veranſtaltungen ſind zu dem Ende zu treffen?

Meines Erachtens muß zuerſt in den biſchöflichen Kirchen der ſtreng ritualiſche Geſang wieder zur vollen Geltung gelangen. Um dies zu bewirken, genügt es aber nicht, daß die betreffenden Prieſter ihn kennen; es müſſen vielmehr förmliche Pflanzſchulen von Chorſängern gebildet werden, in welchen ſich wieder Traditionen fixiren können.

Unter einer tüchtigen Leitung ſollte man Knaben vom zarteſten Alter an im Chorgeſange einüben; das Beſte aber wäre, eine Art von Domſchulen zu ſtiften, in welcher ſolche Chorknaben zugleich ausſchließlich Unterricht erhielten und zum Prieſter- oder Lehrerſtande vorgebildet werden könnten. Es wäre möglichſt darauf Bedacht zu nehmen, daß dieſe Anſtalten ein gewiſſer, auch ſchon äußerlich, wie z. B. in der Tracht hervortretender corporativer Geiſt durchdränge; in ihm liegt die ſicherſte Gewähr gegen Entartung und Auflöſung. Dieſe Chorſchulen würden demnächſt den Kern einer umfaſſenderen Vereinigung zur Ausführung mehrſtimmiger Kirchencompoſitionen bilden, deren die claſſiſche Periode, beſonders in den Werken Paläſtrina's und ſeiner Zeitgenoſſen, zum Theil im unmittelbarſten Anſchluß an den gregorianiſchen Geſang, eine ſo reiche Fülle darbietet. Vorzugsweiſe ſollten hierzu mehrſtimmige Bearbeitungen des gregorianiſchen Chorals mit unverändertem cantus firmus benutzt werden, wie dieſelben, zum Theile unter dem Namen cantus planus major, ſeit dem Mittelalter in vielen größeren Kirchen herkömmlich waren und noch in der päpſtlichen Kapelle und einigen Hauptkirchen Roms, namentlich für die Pſalmodie, in Uebung ſind. Eine beſondere Berückſichtigung nehmen die an den älteren ſogen. contrapunto alla mente ſich anſchließenden harmoniſchen Bearbeitungen in Anſpruch, welche ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts, den Fortſchritten der Harmonielehre entſprechend, beſonders zu den Pſalmen-Intonationen von guten Meiſtern componirt worden ſind.**)

---

*) Auch jene kernhaften Lieder, welche durch Jahrhunderte in den Kirchen geſungen wurden, ſo daß ſie zugleich den Charakter von Volksliedern annahmen, ſind zu pflegen und zu ſammeln, wie es z. B. Hr. A. G. Stein durch das von ihm herausgegebene „Kölniſche Geſangbuch" (Köln, Bachem 1852) gethan hat. Dieſes ſo unſcheinbare Buch birgt einen reichen poetiſchen Schatz.

**) Es verdienen in dieſer Hinſicht die von Bauer herausgegebenen „vierſtimmigen Pſalmengeſänge des ehemaligen Kaiſ. Krönungsſtiftes zu Aachen" (Bonn bei Henry und Cohen 1847) erwähnt zu werden. Lange fortgepflanzt durch mündliche Tradition wurden leider dem Vernehmen nach in neueſter Zeit grade die älteſten Theile dieſer Compoſitionen zum Zwecke der Aufführung weſentlich alterirt d. h. moderniſirt!

Sobald ein genugsam befähigter Chor herangebildet ist, lasse man an Feiertagen einzelne sich dazu eignende Theile des Chorals z. B. die Psalmodie, die Cantiken, die Hymnen mehrstimmig ausführen; auch sogen. Motetten mögen zugelassen werden, aber nur beim Offertorium und nach der Wandlung, wenn man nicht, der kirchlichen Vorschrift gemäß, von diesem h. Augenblicke an, bis zum Pater noster den Gesang völlig schweigen lassen will.

Als wie große Muster die Alten auch vor uns stehen, so liegt es doch keineswegs in meiner Meinung, daß ihnen sklavisch zu folgen sei; vielmehr ist es recht wünschenswerth, daß auch heutige Componisten sich ernstlich diesem Zweige der Tonkunst widmen, jedoch nicht, bevor sie die Schule der Alten durchgemacht haben. Neben dem technischen Verständniß muß aber nicht minder auf die Pflege der durch die Töne gleichsam zu verkörpernden religiösen Idee Bedacht genommen werden, wie denn auch das Christenthum allererst der Menschheit die Wunder der Tonwelt erschlossen hat. Vor Allem aber sollte man nie aus dem Auge lassen, daß es sich hier um einen Theil der Liturgie handelt, welcher dem individuellen Belieben entzogen ist.

Nach dem Vorstehenden bedarf es kaum noch der Bemerkung, daß der Impuls, falls er nachhaltig und durchgreifend wirken soll, von den oberen kirchlichen Autoritäten ausgehen muß. Schon allein um deswillen ist dies erforderlich, weil der Erfolg wesentlich durch eine gründliche musikalische Erziehung der zum geistlichen Stande sich heranbildenden Jugend bedingt ist. Haben wir uns erst einmal in das Wesen der Alten wieder hineingelebt, so werden wir auch hier, wie in den übrigen Regionen des Kunstgebietes, im Geiste derselben weiter zu bilden allmählig die Fähigkeit erlangen. Aber es muß baldmöglichst entschieden mit dem bisherigen Schlendrian gebrochen und uns das alte Fundament wieder aufgesucht werden. Man beginne damit, den Organisten ein strenges Regime vorzuschreiben, allenfalls ihnen nur das Spielen nach einem approbirten Hefte, mit Ausschluß jeder eignen Zuthat, zu gestatten. Vorläufig könnte man ihre Souveränetät dadurch brechen, daß man diejenigen Theile des Gottesdienstes, während welcher sie sich dem Fluge ihrer Phantasie zu überlassen pflegen, mit Gesangsstücken besetzt, daß man z. B. beim Offertorium das betreffende Stück aus dem Graduale nimmt, beim Kyrie oder Gloria die Passus, welche überschlagen werden, nach der Choralmelodie spielen, nach der Wandlung aber bis zum Paternoster gar nicht spielen und singen läßt. Freilich erfordert eine radicale Reform der hier in Rede stehenden Art außer einem kräftigen Willen, der in dem fast unausbleiblichen Kampfe gegen vorgefaßte Meinungen und eingewurzelte Gewohnheiten Stand zu halten vermag,

Opfer mancher Art. Das Peinlichſte dabei iſt meiſt, beſonders in den bedeutenderen Kirchen, das Brechen eines Beſitzſtandes, an welchem mehr oder weniger die Subſiſtenz vieler Perſonen geknüpft iſt. Allein die Kirche ſoll nun einmal keine Verſorgungsanſtalt für dürftige Muſikanten ſein; höchſtens bedenke man in irgend einer Weiſe die im Dienſte Ergrauten; aber bloße Hoffnungsrechte zu reſpectiren, dafür wiegen doch die entgegenſtehenden Rückſichten zu ſchwer; ein Recht, das Hochamt durch ein Concert zu ſtören, ja zu entweihen, hat auf Anerkennung keinerlei Anſpruch. Als ein wirkſames Mittel gegen den übergroßen Zudrang von Dilettanten empfiehlt ſich die, übrigens auch an ſich durchaus angemeſſene Vorſchrift, daß dieſelben nur im Chorhemde mitſingen dürfen. Es kann aber nicht zu oft und zu nachdrücklich darauf hingewieſen werden, wie nothwendig es iſt, in die rechte Bahn wieder einzulenken, den Kathedralen, welche ihre urſprüngliche architektoniſche Pracht vor unſeren Augen wieder entfalten ſollen, auch ihre Stimme zurückzugeben, jene Stimme, die ſo viele Generationen erhoben und erſchüttert hat und die nothwendig mit den Sculpturen, Bildern und Farbenfenſtern in Einklang ſtehen muß. Die Kirche fordert vor Allem Einheit.

Der Küſter.

Der Küſter iſt Diener in der Kirche, und zwar deren unterſter Diener. Mancher hält dies vielleicht für ſo ſelbſtverſtändlich, daß er ſich darüber wundert, es hier ausgeſprochen zu finden. Wenn man dagegen ſieht, in welcher Art viele Küſter ſich in ihrer Kirche geberden, ſo liegt allerdings die Vermuthung nahe, daß ſie wenigſtens von der Anſicht ausgehen, es ſei dieſelbe eine von ihnen zu exploitirende Domäne. Beſonders iſt dies der Fall in ſolchen Kirchen, welche durch ihre Merkwürdigkeiten oder ihre Kunſtſchätze viele Fremden anziehen. Es gewinnt da in der That nicht ſelten den Anſchein, als ob es ſich von einer gegen Entrée zugänglichen Galerie oder Kunſtkammer handle, die nebenbei auch wohl zu gottesdienſtlichen Zwecken benutzt werde. Zunächſt iſt dafür geſorgt, daß die Sehenswürdigkeiten ſtrenge unter Verſchluß gehalten werden. So ſind z. B. in Belgien faſt alle werthvollen Kirchengemälde mit Vorhängen verſehen, welche nur mittelſt eines Trinkgeldes ſich wegſchieben, ja man läßt wohl ſogar

die Fremden durch mehrere Hände passiren, um sie eben so oft besteuern zu können. Die Hauptmaßregel zur Rentbarmachung der Kirchen besteht aber darin, daß gleich nach beendigtem Gottesdienste auf ein vom Küster, etwa durch Rasseln mit dem Schlüsselbunde, gegebenes Signal dieselben geräumt und verschlossen werden, worauf denn die Promenaden der Touristen unter Begleitung der Küster und Lohnbedienten beginnen und so lange dauern, als Liebhaber sich einstellen, welche die Taxe zu erlegen bereit sind. Natürlich haben die Runden durch die Kirchen ihr festes Zeitmaß und ist es Niemanden — außer etwa gegen Erlegung eines Extratrinkgeldes — gestattet, das Eine oder Andere in Augenschein zu nehmen oder gar Notizen darüber zu machen. Man pflegt dieses, mit der Würde des Cultus und den Intentionen der frommen Stifter der in der Kirche bewahrten Kunstschätze schwerlich in Einklang zu bringende Verfahren wohl durch die Berufung auf Rücksichten der Sicherheit zu entschuldigen. Es muß indeß schon auffallen, daß die in Rede stehende Sequestrirung der Kirchen in dem Maaße allgemeiner und durchgreifender wird, in welchem der Zuzug von Reisenden wächst, die doch wohl am wenigsten die Sicherheit gefährden dürften; wo noch keine Trinkgelder zu verdienen sind, erachtet man in der Regel die Kirchenschätze auch bei offener Kirchenthüre für vollkommen sicher. Man wird sich übrigens nach dieser Seite auch wohl für hinreichend beruhigt durch die Versicherung erachten können, daß die reichsten Kirchen in Italien und selbst in der Weltstadt Paris von Morgens früh bis Abends spät offen stehen, ohne daß bis jetzt hieraus eine Gefährdung ihres Eigenthums sich ergeben hat, wie denn überhaupt erfahrungsmäßig und aus nahe liegenden Gründen, Kirchendiebstähle in der Regel dann verübt werden, wenn ein freier Zutritt nicht statt hat. Etwas stichhaltiger, als jener offenbar ganz leere Vorwand klingt schon die Entschuldigung, daß der Ertrag der fraglichen Anordnung auch der Kirchenfabrik zu gut komme, wo nämlich die Einrichtung besteht, daß letztere mit dem Küster theilt. Indeß möchte wohl, bei der Schwierigkeit einer wirksamen Controle, dieser Vortheil selten sonderlich ins Gewicht fallen. Dem sei aber, wie ihm wolle, die Kirche ist nun einmal für die Beter da; die Pfarreingesessenen wenigstens haben ein Recht darauf, nicht blos während der Messe und der Vesper, sondern zu jeder Stunde des Tages vor dem Altare oder vor einem Gnadenbilde ihren Andachtsübungen obliegen, Trost und Hülfe bei Gott in seinem Tempel sich erflehen zu können. Dieser Erwägung gegenüber müssen alle anderweiten Rücksichten für untergeordnet erachtet werden. Es handelt sich überdies aber auch gewissermaßen um einen Ehrenpunkt. Bis dahin galt es allgemein für einen rühmlichen und beneidenswerthen Vorzug des Katholicismus, daß seine gottesdienstlichen Gebäude stets Allen

geöffnet seien. Hören wir, wie z. B. Wilhelm von Humboldt (Briefe an eine Freundin II. S. 260) sich darüber äußert: „Etwas Anderes hat mir immer noch einflußreicher geschienen, als selbst die Schönheit und Pracht der Kirchen, ich meine den in den meisten katholischen Ländern herrschenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offen stehen zu lassen. Der Geringste im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einsam sitzen und seinen Gefühlen und Gedanken ungestört nachhängen kann, und gleichsam neben seiner, von allen irdischen Mühseligkeiten durchwimmelten Wohnung eine von diesen allen entblößte Freistatt findet, in der ihn Alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beständige sorgfältige Verschließen unserer protestantischen Kirchen hat, wie schwerlich abgeläugnet werden kann, etwas Trübes, und macht, daß auch darin vorhandene Pracht und Kunst nicht wahrhaft zum öffentlichen Genusse kommt. Man gelangt nur durch ausdrückliches Aufschließen des Kirchners, den man herbeiholen muß, dazu. In den katholischen Ländern nimmt das ganze Volk einen freieren und freudigeren Antheil daran, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindlich wäre." Ich erachte es für überflüssig, dem noch ein Wort beizufügen; die Unsitte springt ohnehin schon allzusehr als solche in die Augen. Der Küster hat auch Besseres und Nothwendigeres zu thun, als den Cicerone der Touristen zu spielen, welche überdies in ihren Reisehandbüchern allen erforderlichen Aufschluß finden und meist von dem stereotypen Geleier recht unangenehm berührt werden. Er helfe lieber die neugierigen Fremden während des Gottesdienstes überwachen, damit dieselben nicht, wie so häufig geschieht, durch ihr Verhalten die Andächtigen stören und ärgern. Ich könnte Dome namhaft machen, in welchen diese Störung sich wohl bis zum Skandale steigert, ohne daß Seitens des Aufsichtspersonales eingeschritten wird, weil dasselbe allzusehr daran gewöhnt ist, die Kirche als Museum behandeln zu sehen.

Selbst wenn im Falle des Nichtverschließens der Kirche ihre Sicherung es erheischte, daß der Küster während des ganzen Tages (die Mittagsstunden ausgenommen) sich darin aufhielte, so würde er doch selten ohne zureichende Beschäftigung sein, falls er anders seinen Beruf vom rechten Gesichtspunkte aus erfaßt. Das Sprichwort sagt, daß Alles, was werth ist, gethan zu werden, auch werth ist, recht gethan zu werden, zumal, setze ich hinzu, wo es im Dienste Gottes geschehen soll. Wie geringfügig auch die Obliegenheiten eines Küsters im Einzelnen sein mögen, dieselben sind so mannichfaltig und solcher Art, daß wenn sie in möglichst bester Weise erfüllt werden, doch ein recht tüchtiges Stück Arbeit herauskommt. Schon allein das Reinhalten der Kirche und ihres Zu-

behörs ist eine ziemliche Aufgabe, falls es in der gehörigen Weise geschieht und nicht so, daß blos da gefegt wird, wo Aller Blicke hinfallen, während in den Winkeln, unter den Bänken und in allen Höhlungen der Kehricht oder der Staub sich auffammelt, die Spinnen ganz ungestört ihre Netze spannen und dem Fliegenfang obliegen, oder außen herum das Unkraut an den Wänden wuchert und die Wasserabzüge verstopft sind. Die Sorge für die Leinewand ist kaum geringer anzuschlagen, indem nicht blos auf Reinlichkeit, sondern auch auf zweckmäßige Abwechselung und gehörige Aufbewahrung zu achten ist. Dazu die festliche Ausstattung der Kirche an Feiertagen, besonders mit frischen Blumen, und, wenn endlich noch Stunden übrig bleiben, das Reinigen der ursprünglich bemalten Wände, der Möbel und Monumente von der Tünche oder den Oelfarben, womit dieselben fast ausnahmslos beklebt sind. Diese Arbeit ist natürlich nur in einer alten Kirche, um deswillen aber stets mit großer Vorsicht zu verrichten, damit nicht die bis dahin blos verdeckten Formen für immer vernichtet, oder doch erheblich beschädigt werden. Zu diesen und ähnlichen positiven Pflichten gesellt sich die nicht minder wichtige negative, weder in eigner Person noch durch Dritte das Inventar der Kirche zu schmälern. Unter der Bezeichnung: „alter Plunder" ist von Engländern und Juden bereits so viel Kostbares aus unseren Kirchen weggeschleppt worden, daß es wahrlich hohe Zeit ist, dem Unfuge Einhalt zu thun. Die Küster dienen bei derartigen Geschäften gewöhnlich als Mittelspersonen, sofern sie nicht das „Säculariſiren" ausschließlich auf eigene Hand betreiben. Ich kann Kirchen namhaft machen, worin z. B. alle metallenen Epitaphiumsplatten in solcher Weise dem Verkehr übergeben worden sind, in anderen die alten Spitzen, die Chorbücher, kurz Kunstwerke aller Art, bis zu den gemalten Fenstern hinauf. In mehr als einer neu eingerichteten Kirche Englands habe ich, mehr beschämt als erfreut, solche Dinge wieder auftauchen und zu Ehren kommen sehen, welche man bei uns zu Lande als unnützen Kram über Bord geworfen hatte. In alter Zeit ward bei jedem Dienstantritte eines Küsters zwischen ihm, dem Pfarrer und dem Kirchenvorstand ein förmliches amtliches Inventar über alles bewegliche Zubehör der Kirche aufgenommen und von Zeit zu Zeit contradictorisch revidirt. Man thut wohl daran, diesen Brauch wieder einzuführen und bei den Revisionen mit möglichster Strenge zu verfahren. Es handelt sich um anvertrautes, Gott geweihtes Gut! — Das Inventar würde etwa folgende Rubriken zu enthalten haben: 1) Gold- und Silberwerk, unter Angabe des genauen Gewichtes bei jedem Stücke, 2) Kupferwerk, 3) Zinnwerk, 4) Eisenwerk, 5) Holzwerk, 6) Bücher und Manuscripte, 7) Paramente, nach den Farben aufzuführen, 8) Leinenzeug, Spitzen, Heiligenkleider, 9) Altarvorhänge

(Antipendien), 10) bewegliche Bilder. In beſonderen Colonnen wäre der Zuſtand, die Herkunft und ſonſt Bemerkenswerthes anzuführen. Der Act iſt ſtets in ein zu dieſem beſondern Zweck angelegtes Buch, welches im Pfarrarchive beruht, einzutragen und Abſchrift davon von einem Mitgliede des Fabrikrathes zu bewahren. Solche durchlaufende Inventarien, wie ich deren noch manche in Pfarrarchiven vorgefunden habe, ſind zugleich als geſchichtliche Documente von hohem Intereſſe.

Ich habe oben im Eingange den Küſter als den unterſten Diener der Kirche bezeichnet. Darum iſt er aber nicht minder achtungswerth, wenn er ſeine, gewiß nicht unwichtigen Berufspflichten recht getreulich erfüllt. Und noch Viele geben durch iht Wirken zu erkennen, daß ſie jene Pflichten vor Augen haben, daß ſie eingedenk ſind, wie es ihnen beſonders obliegt, durch ihr ganzes Verhalten ihre Ehrfurcht vor dem Heiligen an Tag zu legen und den Beſuchern der Kirche ein gutes Beiſpiel zu geben, daß, mit Einem Worte, ihr Herz an ihrer Kirche hängt. Die Sorge für das Haus Gottes iſt auch gewiß das beſte Mittel, deſſen Segen auf das eigene Haus herabzuziehen.

Die Umgebungen der Kirche.

Schon die Würde des Gotteshauſes erfordert, daß es von einem freien, gefriedeten Raume umgeben, dem Getümmel der Straße möglichſt entrückt ſei. Man wird auch ſelten eine ältere Kirche finden; welcher dieſes Erforderniß abginge; in England, wo alle Traditionen lebendiger geblieben ſind, erachtet man daſſelbe immer noch für ſo weſentlich und obligatoriſch, daß die Ausnahmen, ſelbſt bei proteſtantiſchen Kirchen, überaus ſelten vorkommen. So lange und in wie fern der Platz um die Kirche die Begräbnißſtätte der Gläubigen wat, ergab ſich die Befriedung von ſelbſt; jetzt muß zu dieſem Zwecke beſondere Vorkehr getroffen werden. Das Freiſtellen der Kirchen iſt aber nicht ſo zu verſtehen, wie es leider an gar vielen Orten verſtanden wird, daß man Alles was nicht einen integrirenden Theil derſelben bildet, wie angebaute Kapellen um namentlich Kreuzgänge, niederreißt, um Spaziergänge rings herum anzulegen. Im Gegentheile ſollten derartige Anbauten auf das ſorgfältigſte erhalten werden. Es iſt ein ziemlich allgemeines Vorurtheil, daß eine ſchöne Kirche ſich am beſten

ausnehme, wenn sie auf einer ganz ebenen Fläche emporsteige und vom Fuße bis zum Scheitel allerwärts sichtbar sei. Die Alten dachten nicht so, und auch hierin hatten sie ganz gewiß Recht, wenigstens soweit es sich um Monumente von colossalen Dimensionen handelt. Um Größen und Höhen zu messen, bedarf man eines Maßstabes und zwar eines solchen, wie er im gewöhnlichen Leben üblich ist. Deshalb erscheint z. B. die Peterskirche in Rom wahrhaft klein im Verhältnisse zu den ungeheuern Mitteln, welche darauf gewendet sind, weil Alles rings umher und an ihr nach einem und demselben großen Maßstabe angelegt ist; es ist, als ob man durch ein Vergrößerungsglas schaue und man könnte wohl auf den Gedanken kommen, daß man selbst über Nacht mitgewachsen wäre, wenn man Alles rings umher mit 2 oder 3 multiplicirt sieht. Eine Kathedrale soll auch kein Schaustück sein, keine Prachtschüssel, wenigstens zunächst soll sie das nicht sein; eine Kathedrale soll das Bild des Pelikans unter seinen Jungen darbieten, sie soll als eine Mutter erscheinen, um welche sich die Kinder des verschiedensten Alters und Wuchses drängen, und zwar in freier Unwillkürlichkeit, in malerischer Unordnung, nicht in commandirter Wachtparaden-Symmetrie.

Ein Dom ist nicht das Werk eines Jahrzehnts oder einer Generation, sondern ein Werk der Jahrhunderte, deren Niederschlag sich gleichsam schichtenweise zu seinen Füßen ablagert und eine Art Nilmesser für seine Vergangenheit bildet. Alles, was einem Monumente — und zwar gilt dies auch von Monumenten untergeordneterer Art — dieses historische Gepräge zu rauben geeignet ist, muß, so weit nicht die äußerste Noth dazu drängt, von demselben ferne gehalten werden.

Nicht blos die Dome, auch alle Kloster- und Stiftskirchen waren mit ihren Umgebungen und Appertinentien durch Thore von der übrigen Stadt abgeschlossen; die Meisten derselben sind den Verschönerungscommissionen zum Opfer gefallen. Fand doch selbst jenes weltgeschichtliche Thor, durch welches so viele Kaiser und Könige in das Münster Karls des Großen gezogen sind, keine Gnade vor den Augen eines aufgeklärten Philisteriums, während in Köln das Stadtbauamt sich den technischen Ausdruck: „Freistellen der Kirchen" gebildet hat, um damit alle die Zerstörungen in deren Nähe gewissermaßen als einen Act der Freisinnigkeit und also des „Fortschrittes" desto populärer erscheinen zu lassen. In der Regel erfolgen solche „Freistellungen" nicht einmal, um Pappeln oder Kugelakazien an die Stelle von Kreuzgängen und Kapellen treten zu lassen, sondern um den Boden durch die Anlage von Privatwohnungen möglichst rentbar zu machen. Leider gehen in dieser Hinsicht die Kirchenvorstände mit den Stadtmagistraten nicht selten Hand in Hand; kommt es doch sogar vor, daß Krypten,

über welchen der Hauptaltar sich erhebt, als Waarenmagazine und Weinkeller vermiethet werden! Eine solche Wirthschaftlichkeit dürfte schwerlich Segen bringen oder Opferwilligkeit in der Gemeinde zu wecken geeignet sein. Die Geldspeculation muß ihre Gränze finden, wo die geweihte Erde anfängt. Um diese Gränze desto schärfer zu bezeichnen, ist es räthlich, durch Kreuze, Stationen, einen sogen. Calvarienberg, eine monumentale Laterne und dergleichen mehr förmlich Besitz von dem betreffenden Grund und Boden für die Andacht zu ergreifen. Solche Symbole sind zugleich die besten Mahntafeln gegen jeglichen Unfug in der Nähe der Kirchen. Sie dienen aber auch noch zur Förderung eines anderen Zweckes, über welchen ein paar Worte gestattet sein mögen, wenngleich dieselben den Gegenstand dieses Abschnittes nicht unmittelbar berühren.

Es war eines der Symptome jenes Aufklärungsfiebers, welches mit den Febronianischen, Josephinischen, Wessenbergischen u. s. w. Bestrebungen in engster Wechselbeziehung stand und welches — Gott Lob! — zur Zeit, in Deutschland wenigstens, sich nur noch hier und dort einmal in leisen Anflügen kundgibt, daß man allen Gottesdienst und alle Andacht auf das Innere der Kirche, und zwar wo möglich der Pfarrkirche, einzuschränken suchte. Die Stationen, die Heiligenhäuschen, ganz insbesondere aber die Gnaden- und Wallfahrtsörter wurden mit einer Art von Interdict belegt; alle Mittel bot man auf, um dem Volke diese Gattung von Andachtsübungen abzusperren oder doch möglichst zu verleiden; selbst die Hülfe der Polizei ward zu diesem Zwecke willkommen geheißen. Nicht wenig Pastoren betrachteten es förmlich als einen Eingriff in ihr Monopol, wenn Pfarreingesessene es sich beigehen ließen, anderswo als in der Pfarrkirche — die noch dazu vielleicht den größten Theil des Tages über verschlossen gehalten ward — zu beten oder zu singen, Gott zu preisen und die Fürbitte seiner Heiligen anzurufen. Natürlich unterließ man nicht, in möglichst grellen Farben die Ungebühr darzustellen, die bei den Wallfahrten vorzukommen pflege und zugleich auf die kostbare Zeit hinzuweisen so wie auf das Geld, welches sie dem Landbaue oder dem Gewerbe entzögen. Was den Unfug betrifft, der hier und da allerdings im Gefolge der Wallfahrten sich einstellen mag, so wurzelt derselbe grade hauptsächlich in dem Widerstreben der Seelsorger, die Leitung solcher Andachtsübungen in die Hand zu nehmen und durch Belehrung sowohl als persönlichen Einfluß ihnen Maaß und Ziel vorzuzeichnen. Die national-ökonomisch-philanthropischen Ermahnungen aber wären jedenfalls zweckmäßiger an die reiche und vornehme Welt zu adressiren, welche ein Gewerbe aus dem Müssiggange macht, die zwar nicht nach dem Gnadenorten, dafür aber zu den Spielhöllen und in die Hauptstädte pilgert, um sich ökonomisch und moralisch zu ruiniren.

Man sollte Gott auf den Knien dafür danken, wenn das Volk noch seine Freude und Erholung darin findet, die Gnadenbilder und die Kreuze aufzusuchen, wenn es unter freiem Himmel im Gebete sich über die Noth der Erde zu erheben sucht und man sollte wahrlich Alles aufbieten, um solchen Herzensdrang zugleich zu wecken und zu regeln. Man richte die hinsinkenden Kreuze wieder auf, welche an den Wegen und von den Bergeshöhen herab den Christusglauben verkünden und in seinem Namen gleichsam Besitz von der Natur nehmen; man stelle die Kapellchen her, welche in der Einsamkeit verlassen trauern und mache sie wieder zum Zielpunkt der frommen Wanderungen der Umwohner; zugleich sorge man denn auch dafür, daß die Mißbräuche und Auswüchse ferne gehalten werden, von welchen Alles, was Menschen thun und streben, auch das Edelste nicht ausgenommen, stets bedroht ist.

Es gilt hier zugleich, ein Feld wieder anzubauen, auf welchem die christliche Kunst die schönsten Blüthen und Früchte getragen hat; hier, und nur hier eröffnet sich der Weg, auf welchem die Kunst wieder in das Volksleben zurückkehren kann. Keine andere als die religiöse Kunst entspricht dem Instincte der Massen, der glücklicherweise nicht so leicht in die Irre zu führen ist, oder doch schneller seinen Schwerpunkt wieder findet, wie der reflectirende Verstand der höheren Classen. Der kunstbildende Trieb im Volke bedarf nur der Nahrung, um von der Erstarrung, in welcher er darniederligt, zu neuem Leben zu erwachen. Wie die Lieder und die Märchen, so entquollen auch die Kunstgebilde dem Herzen des Volkes; die großen Meister des 14. und 15. Jahrhunderts sind gleichsam nur die Gipfelpunkte weitverzweigter Höhenzüge und Hügelketten, welche die Ferne unserem Auge entzieht. Wer Gelegenheit hatte, die von Rambour in Italien gesammelten Votivbilder zu sehen, welche er in den unscheinbarsten Kirchen und Heiligenhäuschen noch vorgefunden, wird sich davon überzeugt haben, wie die Kunst damals mitten im Leben stand und in den Hütten eifriger und erfolgreicher gepflegt ward, als dermalen in den Palästen. In einigen Landstrichen, wie z. B. den Tyroler und Baierischen Hochgebirgen, dem Schwarzwalde, wo der akademische Mehlthau noch nicht alles Wachsthum ertödtet hat, blüht diese Volkskunst in den Bildschnitzern noch fort, trotz aller Ungunst der Zeitverhältnisse und aller Verkehrheit der herrschenden Geschmacksrichtung. Ja, allerwärts tauchen ab und zu aus den untersten Schichten Naturen von hohem Berufe auf, welche, wie die Sachen jetzt stehen, entweder aus Mangel an Nahrung verkümmern und als sogen. Tausendkünstler, oder aber, falls irgend ein Mäcen sich ihrer annimmt, in der höheren akademischen Carrière und den unwirthlichen Regionen der Abstraction Saft und Kraft, überhaupt alle Eigenthümlichkeit einbüßen. Für

solche Naturen wird sich auf dem angedeuteten Wege ein entsprechender Wirkungskreis ergeben und damit auch die Kunst wieder in nähere Beziehung zum Handwerke treten, was ihre Gesundheit wesentlich bedingt. Empfangend und gebend wird solchergestalt das Volk der ächten Kunst in seiner Mitte wieder eine Stätte bereiten und, wie in allen wahrhaft classischen Perioden, dieselbe seines innersten Lebens theilhaftig machen, während die Kunst hinwiederum seine Vorstellungen läutert und verklärt. Wenn man an den Wänden der Bürger- und selbst der Bauerstuben umher sieht und die elenden, meist frivolen Lithographien gewahrt, womit die Colportage, oder die wässerig-eleganten Nietenblätter, womit die Kunstvereine das Land heimsuchen: so wird man bei einigem Nachdenken sich nicht verhehlen können, wie dringend es noth thut, daß wieder eine andere Kost bereitet wird, um das ästhetische Bedürfniß des Volkes zu befriedigen. Die schlechten Bilder wirken kaum weniger auflösend und verderblich, als die schlechten Schriften; insofern sind erstere sogar noch gefährlicher, als sie sich dem Auge unausgesetzt darbieten und unmerklich von Minute zu Minute die Phantasie untergraben und vergiften. Der in Düsseldorf bestehende Bilderverein hat auf diesem Gebiete sich bereits ein hohes Verdienst erworben; es wäre indeß zu wünschen, daß er weiter greifen könnte, oder daß seine Bestrebungen von anderswoher ergänzt würden. So sollte man z. B. auch Bilder von größerem Umfange, welche sich zu Zimmerverzierungen eignen, zu verbreiten suchen und bei deren Auswahl mehr auf kecke Kraft als auf einschmeichelnde Glätte sehen. Die wahrhaft volksthümlichen Zeichnungen eines M. Schön, Dürer, Cranach, Holbein, Behaim, insbesondere die körnigen Holzschnitte dieser und anderer ihnen verwandter Meister würden sich zu Ausgangspunkten vorzugsweise eignen, wie man denn überhaupt die Wiederauflage solcher Werke und ihre Vervielfältigung sich sollte angelegen sein lassen.*) Das noch unverdorbene Volk bedarf einfacher, derber Nahrung, wo möglich gewürzt mit dem Salze des Humors; was man ihm bietet, sei eher allzueckigt als allzu glatt; nichts aber ist ihm antipathischer als das Kopfhängerische, Elegische, Süßliche — und zwar zu allem Glücke.

*) Als Muster kann in dieser Hinsicht das von Hugo Bürkner neu herausgegebene Holbein'sche Alte Testament mit einer Einleitung von D. F. Sotzmann (Leipzig, G. Wigand 1850) empfohlen werden. Die Copien der so ausgezeichnet schönen Holzschnitte lassen kaum etwas zu wünschen übrig. Man sieht hier so recht, wie geringer Mittel der ächte Künstler bedarf. Heutzutage glaubt man die Schönheit durch die Technik erzwingen zu können; der Erfolg ist aber durchgängig, daß, je höher man letztere steigert, die Schönheit um so mehr schwindet. Jede Technik hat ihre natürlichen Gränzen, deren Ueberschreiten die Kunst sofort in Künstelei ausarten und verdorren macht: man soll auf der Violine nicht Flöte spielen wollen.

Wir kehren nach dieſer Digreſſion zur näheren Umgebung der Kirche zurück. Die enge Beziehung, in welcher das Pfarrhaus und die Schule zu derſelben und zu einander ſtehen, ſoll ſich ſchon in der äußeren räumlichen Anordnung zu erkennen geben, ſo wie nicht minder in dem ſtyliſtiſchen Charakter dieſer Bauwerke. Alles, was auf den beſondern Zweck der Kirche und die daraus hervorgehende Conſtruction Bezug hat, muß natürlich vermieden werden. So wäre es z. B. durchaus verkehrt, ſpitzbogige Fenſter an einem Pfarrhauſe anzubringen, denen kein Gewölbe im Innern entſpricht, oder ein Portal, ſtatt einer Hausthüre, oder die Schornſteine zu verſtecken, um nicht an die Küche zu erinnern; allein auf der andern Seite muß und kann die Wohnung des Pfarrers ſich doch in ihrer ganzen Phyſiognomie von der eines Wirthes, Specereihändlers oder Rentiers unterſcheiden. Im Mittelalter ging durch die geſammte Profanarchitektur ein gewiſſer kirchlicher Anklang, wie denn überhaupt alle Schöpfungen dieſer Periode nach der Kirche hingravitirten, ohne doch deshalb ihre Individualität irgendwie einzubüßen. Darum wird, bei verſtändiger Auswahl, ſchon das bloße Anſchließen an mittelalterliche Civilbauten zur Erreichung des in Rede ſtehenden Zweckes genügen, ſofern man dabei nur noch das heutige Bedürfniß im Allgemeinen und das ſpecielle des Pfarrers berückſichtigt. Es verſteht ſich, daß der bedeutungsvolle Schmuck, wodurch jede Wohnung eines Chriſten im Mittelalter ſich ſofort als ſolche zu erkennen gab — ich meine die Heiligen-, Madonnen- und Chriſtusbilder oder frommen Sprüche an den Façaden — hier niemals fehlen dürfen. Das Haus ſei das zweite Kleid, welches wenigſtens bei dem Prieſter Zeugniß gibt von ſeinem Berufe und ſeiner Würde. Die gewöhnlichen Wohnungen ſind förmlich zur Waare geworden; ſie bergen keinen Familienheerd mehr, an ihnen haften keine Traditionen; man zieht aus und ein wie aus einem Waggon oder Dampfboote; eine Anzahl Perſonen, welche ſich ſehr häufig nicht einmal einander von Geſicht kennen, theilen ſich in die verſchiedenen Räume, heute ſo, morgen anders; es iſt daher auch recht und billig, wenn die ganze Flachheit und Charakterloſigkeit des modernen Induſtrialismus, der in dieſen Verhältniſſen ſeine ſchönſten Triumphe feiert, ſich allerwärts an den Wänden abſpiegeln und keinen Gedanken an irgend etwas Höheres aufkommen laſſen. Um ſo entſchiedener aber muß man ſich von der andern Seite gegen dieſen Flugſand ſtemmen und das Traditionelle, Verharrende betonen; je mechaniſcher die Welt ſich geſtaltet, deſto prägnanter wird die Kirche ſich als ein in ſich abgeſchloſſener Organismus geltend zu machen haben, in That und Wort, in Wiſſenſchaft und Kunſt.

Das Pfarrhaus, die Küſter- und Lehrer-Wohnungen und das Schulhaus können unter ſich und mit der in einiger Entfernung liegenden

Kirche zu einer höchſt maleriſchen Gruppe verbunden werden, ohne daß ein beſonderer Aufwand von Kunſt und Geld dazu erforderlich iſt. Wie die Sachen zur Zeit ſtehen, kommt der Schulbau meiſt am ſchlechteſten weg. Hier kann ſich das büraliſtiſche Chablonenweſen ſo recht in aller Behaglichkeit breit machen. Der Communalbaumeiſter und ſein Vorgeſetzter haben da keine hemmenden Rückſichten auf Traditionen und Gebräuche, Pfarrer und Curie zu nehmen; erſterer darf daher ſeinen Flug ſo hoch richten, als ſeine Schwingen ihn nur immer tragen mögen, bis hinauf zu den lichten Regionen des neueſten Eiſenbahnſtyles. Da indeß meiſt die zu verbauende Summe des „Schweißes der Edlen" nicht werth iſt, ſo ſchlägt die Sache der Regel nach in das Gegentheil um; für Bauern und Schuljungen, denkt man, ſei auch das Schlechteſte gut und ſchön genug, wenn man es nur hübſch weiß übertünche, und ſo ruinirt man denn die betreffenden Gemeinden doppelt und mehrfach, indem ſie außer dem Neubaue auch noch alle paar Jahre einen Reſtaurationsbau zu tragen bekommen, ganz abgeſehen von den Proceſſen, die ſich an derartige Unternehmungen zu knüpfen pflegen. Dazu noch das Syſtem der Vergantung der einzelnen Arbeiten und Lieferungen an den Mindeſtfordernden in Verbindung mit dem Brodneide und den localen Rivalitäten und endlich die Bildungsſtufe der Handwerker auf dem Lande!

Die tieferen Gründe dieſes traurigen Zuſtandes ſind freilich ſo leicht nicht zu beſeitigen; die nachfolgenden praktiſchen Winke wollen denn auch lediglich in Betreff des einen oder anderen Punktes auf die Möglichkeit einer Abhülfe hindeuten.

Eine Gemeinde ſoll in ſolchem Falle ſich nach der Decke ſtrecken, und zwar nach *ihrer* Decke. Iſt z. B. der Holzbau in ihr herkömmlich und billiger, ſo baue ſie auch ihr Schulhaus von Holz und zwar in dem üblichen *bäuerlichen* Style, ungekünſtelt und ungeſchminkt. Was ſich aus einem ſolchen traditionellen Style machen läßt, wie er, bei richtiger Auffaſſung und Behandlung, ſelbſt den Anforderungen des Luxus zu entſprechen vermag, zeigen u. A. die Warteſäle der badiſchen Eiſenbahn, welche Eiſenlohr nach Anleitung der Holzbauten des Schwarzwaldes entworfen hat und die einmal eine ehrenwerthe Ausnahme von den Productionen des herrſchenden Kunſt-Induſtrialismus bilden. Das Feſthalten an der hergebrachten Art und Weiſe bietet insbeſondere den Vorzug dar, daß die Arbeiter des Ortes darauf eingeſchult ſind, daß das Material der Form entſpricht und daß alle Pfuſcherei leichter entdeckt wird. Die ſtumpfen Abklatſche von „Muſterſchulhäuſern" nach akademiſchen Vorlegeblättern, mit ihren verwäſſerten antiken Reminiscenzen, wie ſie ſich bereits in ſo vielen Flecken und Dörfern breit machen, möchten allenfalls noch in einer *Stadt* bei

einer gewissen Classe von „Gebildeten" Anklang finden; der gemeine Mann aber, der in der Regel den Sinn für Wahrheit und Aechtheit besser zu bewahren gewußt hat, wird sich mit den Masken schwer vertragen lernen und die Schuljugend sich nie heimisch darin finden.

Wie ein solcher Bau auf der einen Seite sich nach den örtlichen Verhältnissen zu richten hat, so muß andererseits seine Erscheinung auch stets zugleich seine besondere Zweckbestimmung zu erkennen geben.

Zunächst wird die Schule durch irgend ein christliches Symbol auf dasjenige hinweisen, was die Axe ihres Wirkens bildet oder doch bilden sollte, gleichsam ein Glaubensbekenntniß ablegen. Ich weiß es sehr wohl, man liebt solche „Demonstrationen" nicht; Diejenigen, welche immer von der „Gottesverehrung im stillen Kämmerlein" sprechen, die sich vom Besuche der Kirche und dem Empfange der h. Sacramente dispensiren, weil Gott ja nur im Geiste angebetet sein wolle — sie werden ganz gewiß Anstoß nehmen an solcher „Einwirkung auf die Sinne." Namentlich aber ist das Zeichen des Kreuzes störend durch die Ideenassociation, welche es wachruft: Abtödtung, Opfer, Reue, Buße im Diesseits — Wiedervergeltung im Jenseits! Da es sich indeß einmal hier von der christlichen Schule handelt, so wird man auf jene Naserümpfer keine Rücksicht zu nehmen, es denselben vielmehr lediglich anheim zu geben haben, ihrerseits humanistische Schulen ganz nach Lust und Gefallen aufzurichten und das Kreuz, überhaupt jeden Fingerzeig nach Oben daraus zu verbannen; wie solches z. B. in der großen Franke'schen Anstalt zu Halle der Fall ist, wo die Waisenkinder wohl auch zu Philosophen herangebildet, oder doch, zur Wahrung ihrer „geistigen Freiheit", für das Christenthum nicht prädisponirt werden sollen? Vielleicht werden indeß die Männer der Aufklärung etwas nachsichtiger gestimmt, wenn sie vernehmen, daß in Frankreich selbst alle Gerichtssäle durch ein Bild des gekreuzigten Erlösers die von ihm gestiftete Religion proclamiren, ja daß sogar, wie in der alten steifkatholischen Zeit, von den Gerichtshöfen das Justizjahr wieder stets mit einer feierlichen Heiliggeistmesse begonnen wird. In der That gehört die Freigeisterei nicht einmal mehr zum guten Gesellschaftstone; die Garderobe der Encyclopädisten ist nachgerade der Trödelbude verfallen.

Die Rücksichten der Zweckmäßigkeit und der Dauerhaftigkeit, welche unter allen Umständen die architektonische Schönheit mit bedingen helfen, fallen bei einem Schulbaue doppelt ins Gewicht; der moderne Kartenhausstyl ist nirgendwo übler angebracht, als hier. Jede Einzelheit sollte sorgfältig erwogen, nichts für unerheblich erachtet werden. Einige kurze Rathschläge mögen als Wegweiser dienen oder doch zum Nachdenken über die einschlagenden Punkte den Anstoß geben.

Das Schulhaus sei einstöckig und erhalte ein steiles, durch vortretende Giebel gebrochenes Dach. Es hat vielfache Inconvenienzen im Gefolge, wenn zwei oder mehrere Schulsäle übereinander angebracht sind. Zwei Eingangsthüren führen in das Schulhaus, die eine für den Lehrer, die andere für die Schüler; das Licht falle in die Säle von der Linken zur Rechten, nie gegen die Augen der Schüler; die Fensterbänke bringe man so hoch vom Boden an, daß man aus der Schule nicht auf die Straße sehen kann; die unteren Hälften der Fenster sind nicht zum Oeffnen einzurichten. Die Säle sollten mindestens 15 Fuß hoch sein und die Balken der Plafonds vorstehen; sogen. Isolirwände und Ventilationszüge von oben nach unten empfehlen sich gegen Feuchtigkeit und Ausdünstung der Wände; die Heitzung erfolgt, wegen der Gleichmäßigkeit der Wärme, am zweckmäßigsten durch Kachelöfen, von kleinen Platten zusammengesetzt, und zwar von außen; die Luftheitzung wirkt zu austrocknend. Zur Bedielung verwende man Eichenholz; dasselbe ist am dauerhaftesten und am leichtesten rein zu halten. Aus demselben Holze sind auch die Möbel anzufertigen, bei welchen vor Allem auf Solidität gesehen werden muß. Die Schulbänke und Pulte, welche an den Fußboden zu befestigen sind, müssen durch Verzapfung, ohne alle Anwendung von Nägeln, zusammengefügt werden. Auch auf die Dauerhaftigkeit alles Eisenwerkes ist ein besonderes Augenmerk zu richten: je einfacher und derber, desto besser. Es brauchen die Schulsäle nicht verschlossen zu werden: feststehende Klinken und Riegel genügen vollkommen; die Thüren sollen breiter als in den Wohnhäusern sein; die Schornsteine, von nicht mehr als 8 Zoll Durchmesser, sind von allem Holzwerk ferne zu halten u. s. w. u. s. w.

Wo die Mittel es gestatten, baue man reicher, kunstvoller, aber nie geschehe es auf Kosten der Solidität. So überdecke man beispielsweise die Schulsäle mit flachen, auf einer durch die Mitte gehenden Säulenreihe ruhenden Gewölben, statt mit einem Holzplafond, oder man errichte im Zusammenhang mit dem Schulhause einen schuppenartigen Bau von der einfachsten Holzconstruction, welcher den Kindern beim Spielen und Turnen Obdach gewährt, zugleich aber zum Aufhängen von Tabellen, Bildern, Landkarten, Conduitentafeln und endlich auch zu größeren Versammlungen z. B. bei Schulprüfungen und Festlichkeiten benutzt werden könnte.

Die Wohnung des Lehrers, bei welcher ganz andere bauliche Rücksichten obwalten, als bei dem Schulhause, wird am besten selbstständig, jedoch stets im Anschluß an letzteres hinzustellen sein. Je zwangloser und natürlicher die Anordnung solcher Complexe ist, desto schöner gruppiren sie sich; man hüte sich daher ja vor den Balancirkünsten unserer Symmetriker, deren

Aesthetik sich in dem einen Satze resümirt, daß Alles schön ist, was auf der einen Seite grade so aussieht, wie auf der andern.

In der Mitte zwischen Kirche und Schulhaus steht das Missionshaus, wie es denn auch die Stelle beider zu vertreten hat, wo die Mittel fehlen, um gleich für Gottesdienst und Unterricht Alles so herzurichten, wie es sich gehört, ein Fall, der besonders häufig in solchen Gegenden eintritt, in welchen eine andere Confession entschieden vorherrscht. Man wird alsdann meist am besten thun, nicht mit der Kirche zu beginnen, sondern mit einem Schulhause in größerem Maßstabe, welches zugleich einen provisorischen Raum zur Abhaltung des Gottesdienstes in sich befaßt. Ein solcher Bau behält stets seinen Werth und Nutzen, während eine mit unzureichenden Mitteln errichtete Kirche im Verfolge nur ein Verdruß und eine Last für die Gemeinde wird und eine bessere nicht aufkommen läßt. Wo immer möglich, ist das Missionshaus so zu disponiren, daß es später mit der Kirche in Verbindung gesetzt und die provisorische Capelle anderweit verwendet werden kann. Dasselbe wird noch entschiedener als das Schul- oder Pfarrhaus sich dem kirchlichen Style zuzuwenden und sich auch äußerlich in seiner Doppelnatur anzukündigen haben. Sehr geeignet zu diesem Zwecke erscheint ein sogen. Dachreiter, worin die Glocke aufgehängt wird, welche zum Gebete zusammenruft. Die angefügte, nach einem Entwurfe des Hrn. Statz gefertigte Abbildung, welche zugleich Motive für Schul- und Pfarrhäuser an die Hand giebt, wird das vorstehend Gesagte zur Genüge ergänzen und zugleich darthun, wie mit den einfachsten Mitteln, bei richtiger Verwendung derselben, Bedeutungsvolles und Schönes geschaffen werden kann.

Der Kirchhof.

Eines Tages befand ich mich zufällig bei einem Bildhauer, als ein der höheren Schichte der Gesellschaft angehörender Herr hereintrat und für einen verstorbenen Freund ein Grabmal mit dem Bemerken bestellte, es dürfe aber kein Kreuz und auch nichts Gothisches werden. Man einigte sich denn auch bald über etwas Egyptisches. Verwunderlich erschien mir dabei nur, daß jener todte Freund nicht einbalsamirt als Mumie mit Skarabeen und Amuleten in irgend einer Katakombe beigesetzt, sondern ganz

wie ein gewöhnlicher Chriſtenmenſch vom Ortspfarrer mit den kirchlichen Gebeten in die Erde eingeſenkt worden war.

Zweifelsohne würden die „Herrn vom Caſino", die geſammte liberale Partei des Ortes den Beſteller des egyptiſchen Epitaphiums an der Spitze, einen förmlichen Sturm gegen die „wieder hereinbrechende mittelalterliche Finſterniß" organiſirt haben, wenn der Pfarrer ſich allenfalls hätte veranlaßt geſehen, die Leiche zur Beſtattung an die Prieſter der Iſis und des Oſiris zu verweiſen. Die „Bildung" iſt eben noch nicht allſeitig zum Durchbruch gekommen. Hat man auch das Chriſtenthum glücklich „überwunden", ſo meint man doch des chriſtlichen Begräbniſſes ſich noch nicht entſchlagen zu können; man entblödet ſich ſogar nicht, zu dieſem Zwecke das Eigenthumsrecht mit Füßen zu treten, ſo wie Gebete und Ceremonien für den Todten zu erzwingen, über welche derſelbe im Leben geſpottet hatte! — Eine aufgeklärte Staatsgewalt arbeitet indeß im Bunde mit der „freien Wiſſenſchaft" unabläſſig daran, die ganze Materie zu einer obſoleten zu machen. Mit der Entfernung der Kirchhöfe aus der Nähe der Kirchen hat der Humanismus, der doch über alle Kloaken, beſonders auf dem Gebiete der Moral, ſeine Toleranz erſtreckte, im vorigen Jahrhundert den Anfang gemacht. Da nunmehr die Chemie uns für die Beerdigungen in eigens dazu beſtimmten Räumen den Abgang des aus der Pflanzenwelt in den Menſchen übergegangenen, für den Ackerbau. ſo nöthigen Ammoniaks in Ausſicht ſtellt, ſo wird die Polizei wohl bald einen Schritt weiter zu gehen ſich bemüßigt ſehen, bis endlich der freie Geiſt ſeinen ſchönſten Triumph feiert und alle Leichen ohne Weiteres in die Salmiakfabriken wandern. Die Grabmäler verurſachen alsdann ſelbſtredend Niemanden mehr Kopfbrechen. In einzelnen Ortſchaften iſt man wenigſtens ſchon ſo weit fortgeſchritten, daß auf die Gräber blos flache, unten zugeſpitzte Holzpflöcke geſteckt werden, auf welchen eine Zahl ſteht. Wie die Züchtlinge in den ſibiriſchen Bergwerken, ſo ſind hier die Todten nur noch Nummern, über welche von Amtswegen regelmäßig Buch geführt wird.

Denjenigen, welche vorderhand noch in der altkatholiſchen Finſterniß ſtecken zu bleiben geſonnen ſind, iſt anzuempfehlen, daß ſie ſolches ſchon gleich am Eingange ihres Gottesackers zu erkennen geben, daß ſie alſo beiſpielsweiſe das Portal nicht in altdoriſchem Style oder in dem irgend eines aſiatiſchen Sonnentempels aufrichten, auch keine heidniſch klingende Inſchrift darauf ſetzen, wie ſolche der claſſiſche Zopf immer in Bereitſchaft hat. Eben ſo hüte man ſich, dem Ganzen zu ſehr den Anſtrich einer Gartenanlage zu geben, um den tiefen Ernſt des Todes möglichſt hinwegzuſcheuchen: poetiſche Pantheiſten oder ſentimentale Romanenleſer mögen anderwärts ihre Promenaden machen; dieſe Stätte ſoll die frommen Gläu-

bigen zum Gebete für das Seelenheil der Abgestorbenen einladen. Als Schluß- oder Mittelpunkt des Inneren erhebe sich daher ein großes Crucifix, wo möglich mit den Standbildern von Maria und Johannes zu beiden Seiten.

Was die Epitaphien betrifft, so ist gewiß das Kreuz das passendste Emblem auf den Gräbern Derjenigen, welche im Glauben an den gekreuzigten Erlöser und in der Hoffnung auf seine Verheißungen dahingeschieden sind. Wenn man es nicht überall mit eigenen Augen sähe, so wäre es kaum glaublich, daß die Typen der großen Mehrzahl der modernen Grabmäler dem Heidenthum entlehnt sind, daß auf dem nach den alten Ritualien der Kirche geweihten Boden zerbrochene Säulen, ausgelöschte Lampen, umgekehrte Fackeln, Sarkophage, Aschenkrüge und Urnen, letztere allenfalls noch mit einem Trauerflore in Gestalt eines nassen Handtuches umwunden, sich erheben, statt der Sinnbilder der Erbarmung und der christlichen Liebe. Neben kurzen, aber ja nicht süßlichen Inschriften mag man auf den Leichensteinen noch die Insignien des Berufes oder der Würde des Verstorbenen anbringen. In der guten Absicht, den heidnischen Emblemen aus dem Wege zu gehen, stellt man wohl Theile von gothischen Architekturen als Denksteine auf Gräber, namentlich in der Steinmetzensprache sogen. Fialen (s. d. Wort im Glossar) welche durch ihre Form an Pyramiden oder Obelisken erinnern. Allein solche Glieder haben für sich allein keine Bedeutung; sie werden vielmehr, aus ihrem Zusammenhange gerissen, wahrhaft sinnlos. Kein Styl verträgt es weniger, als der gothische, daß man seine Bildungen willkürlich verwendet, eben weil er durch und durch organisch ist: das Wo ist bei demselben kaum von geringerer Bedeutung, als das Wie. Will man ein großartigeres Grabmonument im gothischen Style errichten, so muß dasselbe schlechterdings für den speciellen Zweck entworfen und construirt werden, wobei übrigens unzweifelhaft den mittelalterlichen Werken gewisse Motive entlehnt werden können. Einzelne jener Werke sind sogar als zu unmittelbarer Nachahmung geeignet zu empfehlen, wie beispielsweise die sogen. Spinnerin am Kreuze unweit Wien und das Hochkreuz bei Bonn. Unter allen Umständen aber muß die abstracte Kälte der architektonischen Formen durch Figuren und Symbole gemildert werden; je weniger ein Kunstwerk einem praktischen Zwecke oder Bedürfnisse dient, desto mehr soll das tektonische Schema hinter die höheren, freieren Bildungen zurücktreten. Eine nicht ungeeignete Form für Grabmäler ist die auf einem gemauerten Untersatze schräg anlaufende Platte von Stein, in welche dann die Inschriften nebst sonstigen passenden Verzierungen eingetieft werden, wenn man nicht lieber zu diesem Zwecke Messingplatten in den Stein fügen will. Die schräge Richtung ist wegen des Wasserabflusses nothwendig, auf welchen

auch sonst hinsichtlich der Einfassung und des Ornamentes Rücksicht genommen werden muß. So lange es gestattet war, innerhalb und in der unmittelbaren Nähe der Kirchen zu begraben, bedurfte es selbstredend solcher Vorkehr nicht, oder doch nur ausnahmsweise; die Plattenform bildete damals die Regel; nur für besonders hervorragende und mächtige Personen errichtete man einen verzierten Unterbau, auf welchem sie in ganzer Figur mit gefalteten Händen ruheten, gleichsam dem Gerichte entgegenharrend. Man hat in neuester Zeit diese Darstellungsweise wohl wieder nachgeahmt, aber, meines Wissens, noch nicht mit sonderlichem Glück. Unsere Akademiker haben eben meist keine Ahnung davon, was der Tod eines Christen ist; auch nach dem Tode bleibt ihnen das Fleisch noch immer die Hauptsache. Erscheint die Figur anatomisch richtig, geschmackvoll drappirt und gut modellirt, so ist ihr die allgemeine Bewunderung gesichert und man dankt es dem Künstler förmlich, daß er den störenden Gedanken an den Tod und das Jenseits keine Nahrung gegeben hat. Handelt es sich gar um ein bei Lebzeiten gekrönt gewesenes Haupt, so würde es allzusehr gegen den schuldigen Respect verstoßen, wenn die arme, sündige, vor den Richterstuhl des allmächtigen Gottes gerufene Creatur unter dem Hermeline durchblickte, oder wenn man durch irgend einen Spruch oder eine symbolische Darstellung sich an die Barmherzigkeit dieses Richters wenden wollte.

Die Vergleichung mit den mittelalterlichen Kunstwerken der Art wird immer schwieriger, da die Vergleichungsstücke immer seltener werden. Das Gebot der Gradlinigkeit duldet nun einmal nicht, daß irgendwo in der Kirche irgend etwas vorspringt und die Symmetrie stört; man erachtet es für einen groben Verstoß gegen die obersten Principien der Aesthetik, wenn der Fußboden oder die Wand an einer Stelle anders aussehen, als an der andern. Mit dieser Anschauungsweise hat dann noch die Habsucht einen Bund geschlossen. Die großen Steinplatten lassen sich so gut zu Thürschwellen, Küchenheerden, die Särge zu Trögen und Regenbehältern benutzen; etwas ganz besonders Verführerisches aber haben die Grabplatten aus Kupfer und Messing, da sie so gut wie baares Geld sind. Das Jahrhundert der Aufklärung stößt sich natürlich nicht daran, daß die Patrone, die Wohlthäter, vielleicht die Erbauer der Kirche aus diesen Denkmälern zu uns reden, daß sie durch fromme darauf gesetzte Sprüche unser Andenken und Gebet erflehen, daß Stiftungen, Seelenmessen, feierlich gewährleistete Verpflichtungen damit in Verbindung stehen — man dreht das, etwa auf dem Steine noch zurückbleibende Bildniß oder die Inschrift nur eben nach unten und die Profanation ist gesühnt, vergessen, kein Hahn kräht mehr darnach!

Ebenso wenig läßt man sich die historische und künstlerische Bedeutung

derſelben zu Herzen gehen, außer allenfalls in ſo weit, daß man ſie an Händler und Muſeen zu bringen ſucht, weil dieſe am meiſten dafür bezahlen. Während des 13. und 14. Jahrhunders bildete die Verfertigung von meſſingenen Grabplatten einen eignen Kunſtzweig; beſonders im nordweſtlichen Europa erglänzten alle Kirchen von ſolchen Meiſterſtücken der Gieß-, Gravir- und Ciſelirkunſt, welche letztere zur Zeit ſo gut wie verſchwunden iſt. Seit einem halben Jahrhunderte ſind dieſe Kirchen geradezu wie Kupferminen erploitirt worden; das Meiſte, was man ſo gewann, ward eingeſchmolzen; nur wo, wie z. B. in Belgien, namentlich in Flandern*), die Engländer ein wachſames Auge darauf hielten und zur Hand waren, wanderte die Beute über den Canal in die Cabinette der Liebhaber, in welchen ſie noch immer — eine Schmach für unſere Nation! — zu ſehen ſind und durch die Schönheit des Styls wie ihre vortreffliche Ausführung die Bewunderung der Kenner ausmachen.

Soll man dahin ſtreben, daß der Gebrauch, in den Kirchen zu begraben, wieder aufkommt? Daß ein warmes Chriſtenherz den Wunſch hegt, im Tempel Gottes, in der Nähe der Reliquien eines Heiligen oder Märtyrers, welche der Altar birgt, ſeine Ruheſtätte zu finden, iſt ſo natürlich, daß, trotz der entgegenſtehenden weltlichen Geſetze, jener Gebrauch ſich Bahn brach und im eilften Jahrhundert durch das ganze chriſtliche Europa herrſchte. Die „Gemeinſchaft der Heiligen" findet in dieſer Sitte einen annähernden Ausdruck, und gewiß kann nichts geeigneter ſein, dem Tode ſeinen Stachel zu nehmen, als das Bewußtſein dieſer Gemeinſchaft zwiſchen den noch ſtreitenden und den verklärten Kindern der Kirche, welche durch ein „orate pro anima" oder „miserere mei domine deus meus" ſich um Hülfe und Erbarmung flehend an ihre Brüder und an ihren Richter wenden. Die hohe Poeſie, welche in dieſen Bezuge liegt, wie ſie denn auch in dem Dichter der „divina commedia" ein Echo geweckt hat (S. purgatorio XII, 16 fgg.), darf uns indeß doch nicht abhalten, die praktiſchen Uebelſtände ins Auge zu faſſen, welche ſich an das Begraben in den Kirchen knüpfen und die denn auch die Veranlaſſung dazu hergeben, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Mindeſtens dürfte es angemeſſen ſein, auf die Beſtimmung jener Capitularien und Concilienbeſchlüſſe zurückzukommen, wonach nur fürſtlichen Perſonen, den Kirchenpatronen und hohen Würdenträgern der Kirche ein ſolches Begräbniß zu Theil werden durfte. In Rom iſt man neuerdings einen Schritt weiter gegangen, indem man das Begräbniß in der Kirche wieder allgemein gegen Zahlung einer gewiſſen, nicht

*) Vgl. die treffliche kleine Schrift von Hye: Notice sur les dalles tumulaires de cuivre ciselées et gravées par des artistes flamands en Angleterre. Bruges 1850.

ſehr erheblichen Summe (40 Scudi) geſtattete, falls nicht in der Perſon des Abgeſchiedenen ein Hinderniß liegt. Jedenfalls möchte ich dringend empfehlen, daß Wohlthätern der Kirche und Solchen, welche überhaupt durch chriſtliche Tugend ſich ausgezeichnet haben, eine Gedenktafel in alter Weiſe innerhalb der Kirche geſetzt werden dürfte, etwa nach Anhörung des Kirchenvorſtandes und natürlich nicht ohne Genehmigung des betreffenden Pfarrers und ſeiner vorgeſetzten geiſtlichen Behörde, welcher zuvor die Zeichnung einzureichen wäre, damit nicht die Geſchmackloſigkeit und der hohle Prunk ſich wieder an geheiligter Stätte breit machen können, überhaupt dem Gebäude kein Abbruch geſchehe. Wo noch Kreuzgänge an die Kirchen ſtoßen, wären dieſelben beſonders zu dem fraglichen Zwecke geeignet und könnte die Einrichtung alsdann auf einer breiteren Grundlage ins Werk geſetzt werden. Damit erhielten denn auch die als Monumente meiſt ſo ſchätzbaren Kreuzgänge wieder eine feſte Beſtimmung; ſie würden dem Leben zurückgegeben und gegen muthwillige Zerſtörung oder Vernachläſſigung geſchützt ſein. Es war dies auch früher ein ziemlich allgemeiner Gebrauch und hat derſelbe ſich in Italien bis auf den heutigen Tag erhalten. In dem eben genannten Lande wußte man überhaupt von jeher die Bedeutung der chriſtlichen Begräbnißſtätte vorzugsweiſe zu würdigen und es entſtanden dort jene campi santi, deren Pracht und Kunſtwerth weltbekannt ſind. Die Piſaner brachten in ihren Schiffen Erde aus der Nähe des heiligen Grabes in ihr Campo ſanto, das berühmteſte vor Allen. Unſere heutigen Großmeiſter des Handels und der Induſtrie werden zweifelsohne mitleidig die Achſel zucken über ſolchen „Aberglauben;“ ſie dürfen ſich indeſſen davon überzeugt halten, daß ſie, der ungeheuren Mehrzahl nach, nur erbärmlich kleine Krämer ſind gegen jene Fürſten des Meeres, deren Paläſte uns zeigen, wie ächter Manneſtolz und kindliche Frömmigkeit ganz füglich zuſammengehen können, die als Helden und Staatsmänner noch glänzen werden, wenn über allen unſeren Fabrikherren und ihren Schöpfungen längſt das Meer der Vergeſſenheit rauſcht. Ueberhaupt habe ich niemals gefunden, daß der Unglaube den Verſtand oder den Willen gerade ſonderlich ſchärft und kräftigt.

Sollte es unthunlich erſcheinen, in den größeren Städten die Kirchhöfe wieder neben den Pfarrkirchen anzulegen — und ſchon der hohe Werth der Bauplätze würde den ſpeculirenden Magiſtraten es für ſich allein ſo erſcheinen laſſen — ſo liegt doch keinesfalls ein ſtichhaltiger Grund vor, auch die Bewohner der Landgemeinden von den Ruheſtätten ihrer Vorfahren um eine Viertelmeile Weges zu trennen. Die angeblichen ſanitätspolizeilichen Bedenken ſchwinden hier vollends ins Nichts; ein jeder Bauersmann hat ſicherlich ſein reichgemeſſenes Quantum an reiner Luft einzuathmen und die

aus Wald und Feld herwehenden Winde haben zwischen den zerstreuten Wohnungen eben so gewiß Spielraum genug, um jede, auch die allerzärtlichste Besorgniß vor mephitischen Ausdünstungen zu verscheuchen. Ueberhaupt sollte die Polizei wenigstens da, wo es sich um Leid und Freude des Landvolks handelt, den Zollstock nicht so überaus ängstlich handhaben; das Schöne und Malerische schwindet ohnehin nur allzusehr aus dem Volksleben, dem es einstmals einen so großen Reiz nicht blos, sondern auch so viel inneren Halt verliehen hat.*)

Derselbe Philanthropismus, welcher die Friedhöfe aus den Ortschaften bannte, hat sich auch für die Errichtung von Leichenhäusern enthusiasmirt. Was sich auch alles vom theoretischen Standpunkte aus dafür sagen läßt, ihr praktischer Nutzen steht keinesfalls im Verhältnisse zu dem dafür erforderlichen Kostenaufwande; höchstens mögen Städte erster Größe sich solchen Luxus gestatten. Dahingegen wird der Christ, welcher an die Kraft des Gebetes für die Abgestorbenen glaubt, wohl lieber eine Capelle in der Nähe der Gräber sich erheben sehen, freilich aber keine im Moscheenstyle errichtete, wie die auf dem Kirchhofe zu Frankfurt am Main. Nach dem Begräbnisse können die Leidtragenden hier im stillen Gebete verweilen; überhaupt aber gewährt eine solche Kapelle einigermaßen Ersatz für die fehlende Kirche. Die schöne christliche Sitte, am Allerseelentage zu den Gräbern hinzuwallfahren, würde endlich durch einen Gottesdienst in der Capelle an Halt und Bedeutung gewinnen. — An vielen Orten ist es bereits dahin gekommen, daß die Leichenzüge stets an den Stadtthoren umkehren und der Todtengräber mit ein paar vereinzelten Begleitern alles Weitere besorgt. Ist das vielleicht auch ein Symptom einer fortgeschrittenen Civilisation? — Wir lernen so viel Unnützes und Schädliches von den alten Heiden; lernen wir von ihnen auch wieder Pietät für unsere Todten, wenn wir auf die Mahnungen des Christenthums zu hören etwa nicht geneigt sein sollten.

*) Wie weit die Behörden die zarten Rücksichten auf das Gemeinwohl schon treiben, möge man u. A. daraus entnehmen, daß in der Rheinprovinz sogar das sogen. Maigeläute, gleichsam der Frühlingsgesang der Kirche, verboten worden ist — um des möglicher Weise daraus sich ergebenden Gewitterschadens willen.

Das Kloſter.

Nachdem die Stürme der Völkerwanderung vorübergebrauſt waren und faſt allerwärts nur noch Trümmer und Aſchenhaufen die Stellen bezeichneten, wo die Städte und Villen, über welche das Gottesgericht ergangen, geblüht hatten, da begann das bis dahin vorzugsweiſe in der geiſtigen Atmoſphäre, gleichſam als Ferment, wirkſam geweſene Chriſtenthum auch im Gebiete der materiellen Intereſſen und Erſcheinungen die ganze Fülle ſeiner plaſtiſchen Kraft zu entfalten. In mächtigem Lebenstriebe bildete ſich die Kirche eine ihrem inneren Weſen entſprechende Organiſation, welche ſich allmählich alles in ihren Bereich Gehörige aneignete, indem ſie es umbildete: man ſagt gewiß nicht zuviel durch die Behauptung, daß die geſammte europäiſche Cultur ſolchergeſtalt unter ihrer Hand erwachſen iſt. Eines ihrer Hauptwerkzeuge aber waren die geiſtlichen Orden. Wie ſie einerſeits den Menſchen dem Himmel dienſtbar zu machen trachteten, ſo wußten ſie andererſeits die Erde dem Menſchen zu unterwerfen. Alle die im Verfolge ſo blühend gewordenen Abteien und Klöſter erwuchſen auf dem Grunde der Arbeit, der Entſagung, des Opfers; alles Große und Edle ſchoß an ſie gleich wie an Kryſtalliſationspunkte an. Die unüberſehbare Maſſe von Kunſtwerken, die großartigen wiſſenſchaftlichen Einrichtungen, die milden Stiftungen für jedes menſchliche Elend — kurz Alles, was ſie ſchufen, hegten und pflegten, legt unwiderſprechliches Zeugniß in dieſer Beziehung ab. Kein Wanderer und kein Nothleidender wurde von der Kloſterpforte abgewieſen. Das Wort der h. Schrift: „Wer ſich des Armen erbarmet, der leihet auf Wucher dem Herrn; er wird's ihm hinwiederum vergelten", bewahrheitete ſich an den meiſten Klöſtern ſchon hienieden. Sie wuchſen im Laufe der Zeiten ſo ſehr an Reichthum und Anſehen, daß der Neid und in deſſen Gefolge Habſucht und Mißgunſt namentlich unter den Großen erwachten, beſonders als die von der Kirche vorzugsweiſe gepflegten freiheitlichen Inſtitutionen, zufolge der vom 15. Jahrhunderte ab ſich immer mehr geltend machenden heidniſchen Doctrin von der Staatsomnipotenz und dem Abſolutismus („lex est, quod principi placuit") das Feld räumen mußten und jede Selbſtſtändigkeit den Machthabern ſchon als ſolche ein Dorn im Auge war. Auch innere Gefahren knüpften ſich an dieſe Blüthe, wie denn ſchon der heilige Bernard den prophetiſchen Ausſpruch gethan hatte: Religio peperit divitias, sed filia devorabit matrem. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Orden vielfach ihren Beruf verkannt und ihren Feinden in die Hände gearbeitet haben. Der erſte Anlauf der Revo-

lution ging denn auch gegen die Orden; was ihrer Plünderung entging, „säculariſirte" demnächſt die aus den Sturmfluthen wieder aufgetauchte Autorität. Diejenigen Kloſtergebäude, welche durch ihre innere Einrichtung und ihre äußere Erſcheinung zu erkennen geben, daß ſie der Neuzeit „Rechnung zu tragen" gewußt hatten, wurden zu Caſernen oder Fabriken vernutzt, die anderen auf den Abbruch verkauft und zumeiſt dem Erdboden gleich gemacht. Je nachdem ſich Letzteres mehr oder weniger rentirte, geben entweder noch aufrecht ſtehende Trümmer oder unförmliche Schutthaufen Zeugniß von dieſen erſten Pflanzſtätten der Cultur; Wind und Wetter hauſen darüber hin, um auch die letzte Spur zu vertilgen. Wie hartnäckig und ausdauernd dieſer Vertilgungskrieg von allen Seiten indeß auch geführt werden mochte, er konnte dem Bedürfniſſe nicht beikommen, welches die Klöſter ins Leben gerufen hatte. In das Herz des Menſchen iſt eine religiöſe Fiber eingewoben, die man nun einmal nicht auszurotten vermag: ſo wenig wie der Glaube und die Hoffnung, wird der Geiſt des Opfers und der Liebe ſich verſcheuchen laſſen, was auch immer die „Kritik" dazu ſagen und wie auch die „Wiſſenſchaft" ſich krampfhaft winden und ringeln mag, um ohne dieſelben fertig zu werden, um das Welträthſel ohne Gott zu löſen. Zudem ſtellte ſich ſtets klarer heraus, daß die Anweiſungen, welche die Philoſophen auf die „große Zukunft" ausgeſtellt hatten, ſich nicht wollten realiſiren laſſen, daß trotz aller Menſchenrechte die Menſchen mehr und mehr in geiſtigem und phyſiſchem Jammer untergehen. So kommt es denn, daß, wo kaum die Sichel ihre Arbeit beendet hat, ſchon wieder eine junge, hoffnungsgrüne Saat aufgeht. An vielen Orten ſind neue Klöſter gegründet worden oder doch im Entſtehen begriffen und es müſſen Gebäude für dieſelben errichtet werden. In welcher Art wird man dieſem Bedürfniſſe am angemeſſenſten entſprechen?

Vor Allem iſt es räthlich, die früheren verlaſſenen Klöſter wo möglich ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückzugeben, ſelbſt wenn deren Wiederherſtellung nicht unbeträchtliche Koſten veranlaſſen ſollte, zumal da diejenigen, welche wieder zu gewinnen ſind, in der Regel einen entſchieden klöſterlichen Charakter an ſich tragen, ſo daß ſie nicht füglich anderweit verwendet werden konnten. Es liegt überdies in ſolcher Repriſtination zugleich eine Sühne und eine bedeutungsvolle Mahnung.

Wo neu gebaut werden muß, vergeſſe man nicht, daß das Kloſter eine Gottesinſel, eine Welt für ſich ſein ſoll; in ſeiner ganzen Erſcheinung darf ſich daher keinerlei Liebäugeln mit derjenigen Welt zu erkennen geben, welcher ſeine Bewohner abgeſagt haben. Das Gebäude iſt eine Art von Ordenstracht, wie denn auch jeder Orden, bis zur Zopfzeit hin, die alle angeſtammten Eigenthümlichkeiten verwiſchte, beſondere Normen bei

dessen Anlage zu befolgen pflegte, so daß man schon aus der Ferne ein Cisterzienser- von einem Franziscaner- und beide von einem Carthäuser-Kloster mit ziemlicher Sicherheit unterscheiden konnte. So wie man die alten Trachten wieder aufnimmt und nicht daran denkt, ihnen einen modernen Zuschnitt zu geben oder gar Volants und Manschetten anzuheften, so möge man sich nach alten baulichen Mustern umsehen und unsere akademischen Architekten mit ihren Toilettekünsten und Surrogaten ferne halten, mit ihren Lattengewölben, ihren Mörtelquadern und ihrer Steinpappe.

Wenn man bedenkt, wie die Blüthe der christlichen Kunst grade den Klöstern entsprossen ist, wie sie diese Kunst Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich gepflegt und den Samen der Himmelsblume über die Erde gestreut haben, so mag man nicht an die Möglichkeit glauben, daß diejenigen, welche derzeit in die leuchtenden Fußtapfen jener Ordensbrüder einzutreten im Begriffe stehen, dem, besten Falles, bedeutungsleeren, akademischen Afterclassicismus huldigen könnten.*)

Von Allem dem aber auch selbst abgesehen, erheischen schon die gewöhnlichsten Klugheitsrücksichten, einen Klosterbau so herzurichten, daß er möglichst nur zu klösterlichen Zwecken und nicht füglich zu Villen, Dikasterien, Commandanturen und Casernen verwendet werden kann, indem in jenem Falle das Gelüste, denselben in den Verkehr zu bringen, bei weitem nicht so leicht rege werden wird. Es könnte sonst leicht kommen, daß man abermals Nester für andere Vögel baut: das Kukuksgeschlecht ist bekanntlich noch nicht ausgestorben.**)

Wenn man die im vorigen Jahrhunderte entstandenen Abteien und Klöster überblickt, welche sich durchweg dem damals herrschenden Geschmacke anschlossen, so möchte man in deren äußerer Erscheinung wirklich fast einen Entschuldigungsgrund dafür finden, daß unberechtigte Hände danach gegriffen haben; wer einer verkehrten Zeitströmung sich einmal hingibt, darf sich nicht wundern, wenn dieselbe ihn fortreißt.***)

*) Was die Mönche im Mittelalter auf dem Gebiete der Kunst geleistet haben, findet sich eben so eingehend wie glänzend in einem Artikel von der Meisterhand des Grafen von Montalembert in Didron's annales archéologiques (Bd. VI. S. 121—139) geschildert. Derselbe wird einen Abschnitt der Einleitung zu einem Werke über das Leben des heil. Bernard bilden, mit dessen Ausarbeitung Graf von Montalembert schon seit langer Zeit beschäftigt ist und welches hoffentlich recht bald zur Vollendung kommen wird.

**) „Bene in nido appareat, quales voluceres ibi inhabitant." (Ermenricus epist. apud Mabillon analecta p. 421.)

***) Die Anführung eines bezeichnenden Factums sei hier gestattet. Bei dem allgemeinen Klostersturme in Schlesien beschrieb der mit der Inventarisirung der Kunstschätze beauftragte Commissar die in der Kirche der Stiftsjungfrauen zu Ratibor befindliche Kanzel in folgender Art: „Die Kanzel ist neu, an derselben befinden sich einige Göt-

Natürlich begegnet man auch hier wieder dem Einwurfe, das Schöne und ganz beſonders die mittelalterliche Form deſſelben koſte zuviel Geld; man müſſe ſich behelfen, mit dem Gewöhnlichſten vorlieb nehmen, auf beſſere Zeiten warten und was dergleichen mehr iſt. Dieſe Einreden oder, beſſer geſagt, Ausreden haben bereits oben im Allgemeinen ihre Würdigung gefunden; darum hier nur noch ein zuſätzliches Wort darüber.

In der Regel machen es ſich Diejenigen, welche eine ſolche Toleranz gegenüber dem Häßlichen oder Gemeinen an Tag legen, nicht recht klar, um was es ſich handelt und was ſie eigentlich wollen. Will man blos einen Verſuch machen, ob ein Orden irgendwo Wurzel faſſen kann, ſo miethe man erſt das erforderliche Gebäude oder errichte äußerſten Falles einen förmlichen Nothbau, der eben blos Schutz gegen Wind und Wetter gewährt; nur kein Mittelding, welches doch am Ende zu theuer wird, als daß man es nach wenig Jahren wieder ſo ohne Weiteres über die Klinge ſpringen laſſen könnte! Es wird dann daran geflickt, an- und umgebaut, bis ſo viel Geld aufgewendet iſt, daß man davon etwas durchaus Aechtes aus Einem Guſſe für alle Zeiten hätte bauen können, ganz von dem Falle zu ſchweigen, daß man, um die Miſère zu verdecken, zu den Frescomalern ſeine Zuflucht nimmt, die bekanntlich Virtuoſen-Preiſe zu führen gewohnt ſind und für ein paar Cartons mehr rechnen, als die geſammte ſtylgerechte Decoration einer geſunden gothiſchen Architektur gekoſtet haben würde. Die Richtigkeit der architektoniſchen Grundformen und Proportionen, der Geſchmack in Bezug auf Anordnung und Gruppirung der einzelnen Theile machen übrigens keine beſonderen Koſten, da die ſchlechten Architekten in dem Einen Punkte der Rechnungen hinter den guten nicht zurückzuſtehen pflegen. Je leichtfertiger aber hinſichtlich jener weſentlichen Elemente der baulichen Schönheit verfahren wird, um ſo mehr Aufwand muß man ſpäter für paraſitiſchen und deshalb doppelt koſtſpieligen Schmuck machen.

---

tinnen oder Geniuſſe.“ Niemand wird ſich wundern, daß ſolchen Productionen gegenüber, welche der damaligen Geſchmacksrichtung allerdings ſo ziemlich entſprachen, die Säculariſatoren nicht grade von einer heiligen Scheu ergriffen wurden. Eben ſo wenig kann man ſich wundern, daß es dahin gekommen iſt, wenn man erwägt, wie weit ſelbſt die erleuchtetſten Geiſter vom rechten Wege abgewichen waren. Als Beleg hierfür mag das Urtheil dienen, welches Fénélon in ſeinen Dialogues sur l'éloquence (oeuvres vol. IV. p. 45 Paris 1848) über die gothiſche Baukunſt, im Gegenſatz zur altgriechiſchen fällt. Es heißt hier u. A.: „Cette architecture, qu'on appelle gothique, nous est venue des Arabes. Ces sortes d'esprit étant fort vifs et n'ayant ni règle ni culture, ne pouvaient manquer de se jeter dans les fausses subtilités; delà leur vint ce mauvais goût en toutes choses. Ils ont été sophistes en raisonnements, amateurs de colifichets en architecture et inventeurs de pointes en poésie et en éloquence. Tout cela est du même génie.“

Im Mittelalter gab es bekanntlich wenig Geld, aber deſto mehr willige Herzen und Hände; wo dieſe ſich nicht in hinreichender Zahl finden, beeile man lieber die Errichtung eines Kloſters nicht allzuſehr, da ja faſt niemals ein ſolches eine abſolute Nothwendigkeit iſt. Andererſeits ſei man aber auch nicht überängſtlich und fürchte z. B. nicht, daß die Inſaſſen des Kloſters ſich Alles vom Munde abbrechen müßten, was auf deſſen äußere Schönheit verwendet werde. An den Orden bewahrheitet ſich ſo recht das Wort: „Suchet zuerſt das Reich Gottes, das Uebrige wird euch hinzugeworfen werden.“ Sobald ein Orden von dieſer goldenen Regel abwich, dauerte es nicht lange und es wurde ihm ſeine irdiſche Habſeligkeit genommen, mit all ſeiner Herrlichkeit ging es zu Ende; und dieſe Züchtigung, wenngleich ſehr ungerecht auf Seiten derjenigen, welche ſie verübten, diente in der väterlichen Hand Gottes dazu, um dem Orden den Schatz der Schätze: „das Reich Gottes in friſcher Kraft und Blüthe“ wiederzugeben. Darum wäge man mehr die moraliſche als die finanzielle Kraft. Moraliſche Kraft wird aber eben ſo wenig bekundet, als geweckt, wenn das, was in die Erſcheinung tritt, läppiſch und zuſammenhangslos iſt, der Harmonie und der Bedeutung entbehrt. Müßte es nicht in hohem Grunde befremden, wenn die Orden ihre Idealität und ihre organiſirende Kraft nur auf dem geiſtigen Gebiete, das Gegentheil davon aber auf dem ſtofflichen ſollten bethätigen wollen, indem ſie in ihren äußeren Einrichtungen der modernen Plattheit und Zerfahrenheit freies Spiel ließen? Lange wird jedenfalls ſolcher Gegenſatz nicht dauern können; das Unbeſtimmte wird ausſchwanken und hoffentlich die Entſcheidung dahin fallen, daß nach allen Richtungen hin, das Weſenhafte zur Herrſchaft kommt, daß man als dasjenige, was man iſt, auch erſcheint. Halten wir Umſchau nach Muſtern, an welche demnächſt wieder anzuknüpfen wäre, ſo bleibt der Blick auf England haften. Den Rang, welchen Deutſchlands Dome behaupten, nehmen in ihrer Art die engliſchen Abteien ein; dermalen ſind ſie freilich meiſt nur Ruinen, trauernde Denkmäler des Ruhmes zugleich und der Schmach der Nation. Von jeher gebrach es letzterer an jenem feineren Organe für Proportionen, für das muſikaliſche Element der Architektur; dahingegen war der Sinn für das Großartige, Prächtige und Zweckmäßige um ſo entwickelter. Die ſpätgothiſchen Style Englands, wie der ſogen. perpendiculäre, geben namentlich Zeugniß hierfür; dieſelben eignen ſich vorzugsweiſe für jene Bauten, welche die Mitte zwiſchen der kirchlichen und der bürgerlichen Baukunſt halten. Es ſind wahre Verzierungsſtyle, geeignet, jeder Localität und jedem Bedürfniſſe ſich anzupaſſen. Aber es wird vorausſichtlich noch eine geraume Zeit währen, bevor wir in die Lage kommen, Klöſter erſter Größe uns zu Vorbildern wählen zu können. Dieſelben waren förmlich in ſich abgeſchloſſene Colonien,

auf das reichste ausgestattet mit Allem, was irgend ihren Zwecken dienen konnte. So schon im frühesten Mittelalter, wie der berühmte, von Friedrich Keller herausgegebene Grundriß der Abtei St. Gallen, aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts, darthut und in Betreff Englands der um drei Jahrhunderte jüngere des Mönchs Eadwin für die Priorei von Canterbury, außerdem aber auch aus zahlreichen Ueberresten von solchen Bauwerken selbst zu ersehen ist. Da ich hier nur „Fingerzeige" zu geben habe und zwar für das grade obwaltende praktische Bedürfniß, so muß ich der Versuchung widerstehen, tiefer in das Gewebe dieses wundersamen Organismus einzudringen, in welchem sich eine solche Kraft und ordnende Weisheit concentrirte, daß sich an ihnen die wildesten Stürme brachen, und selbst da, wo sie im Verfolge erlagen, jener Bildungstrieb gleichsam in den Wurzelstöcken noch fortlebte.*)

Wie klein auch der Maßstab sein mag, nach welchem ein Kloster angelegt werden soll, immer wird der in jenen großartigen Monumenten der Vergangenheit waltende Geist darin Ausdruck finden können, da ja die Grundbedingungen dieselben sind. Hier bietet sich eine treffliche Gelegenheit für den Architekten zur Bethätigung seines Talentes dar; es handelt sich darum, das praktische Bedürfniß mit der Idee in Einklang zu bringen, die verschiedenen Bestandtheile des Baues einestheils in ihrer Besonderheit hervortreten zu lassen und andererseits doch auch wieder in zwangloser, malerischer Gruppirung mit einander zu verbinden, das zunächst Zusammengehörige, sich wechselsweise Bedingende, als solches darzustellen, überall Rücksicht auf die im Verfolge etwa nöthig werdenden Erweiterungen und Anbauten zu nehmen, endlich Allem, bis auf die unscheinbarste Einzelheit herab, den Charakter der Würde, der Solidität, des Bleibenden zu verleihen. Manches von dem oben in dem Abschnitte über die Umgebungen der Kirche Gesagte kommt mehr oder weniger auch hier in Betracht und soll darauf nicht zurückgekommen werden, da das Maaß der Anwendbarkeit sich leicht ergibt.

In Betreff der allgemeineren Dispositionen macht sich vor Allem die Unterscheidung geltend, ob das Kloster strenge in sich abgeschlossen ist oder ob es zugleich einen nach Außen greifenden Beruf, wie z. B. Krankenpflege und Unterricht, zu erfüllen hat. Unter allen Umständen müssen die Dispositionen den traditionellen Regeln des betreffenden Ordens sich möglichst fügen und die Kirche sich vorzugsweise geltend machen; in ihr hat der

*) Es sei hiermit in Betreff des Weiteren auf das von Albert Lenoir, im Auftrage der französischen Regierung unternommene Werk: Architecture monastique (Paris 1852, 4. 403 S.) hingewiesen, von welchem indeß bis jetzt nur der erste, archäologische Theil erschienen ist. Der Text ist durch eine große Zahl in denselben eingedruckter Holzschnitte erläutert.

ganze Organismus, so zu sagen, seinen Herzschlag. Chorschranken, Lettner und, bei Frauenklöstern wenigstens, eine abgeschlossene Loge sind hier nothwendig erfordert. Diese Loge war meist im Westen, gegenüber dem Hauptaltare angebracht, wo jetzt gewöhnlich die Orgel sich befindet. Daß der Kreuzgang in unmittelbare, wo möglich doppelte Verbindung mit der Kirche zu bringen ist, ergibt sich schon daraus, daß derselbe nicht blos zur Erholung und Betrachtung, sondern auch wesentlich mit zu den feierlichen Umzügen dient, welche von der Kirche ausgehen und in dieselbe zurückkehren. Diese gottesdienstliche Bestimmung erfordert es denn auch, daß der Kreuzgang sich von einem gewöhnlichen Hausgange augenfällig unterscheide, sowohl in Betreff der Structur als der Decoration der Wandflächen und insbesondere der Fenster. Die Abtswohnung bildet für sich eine durch ihre ganze Erscheinung sich auszeichnende Masse und ist mit einem Garten zu umgeben. Bei den Frauenklöstern wird natürlich besonders darauf zu achten sein, daß ein Verkehr nach Außen nicht stattfinden kann. Ein kleineres Kloster dieser Gattung wird, bei aller Beschränktheit, doch die nachfolgenden Stücke kaum entbehren können: ein Pförtnerlocal, welches zugleich mit der Clausur und dem Ansprachszimmer in einer gewissen Verbindung steht, so wie ein an letzteres sich anreihendes Gastzimmer. Es folgen die Zimmer der Oberin, die möglichst mit den bewohnten Räumlichkeiten communiciren, die Zellen der Schwestern, bei umfassenderen Bauten oberhalb des Kreuzganges. An das Refectorium stößt die Küche an, welche in den alten Klöstern meist ein fast ganz selbstständiger, von einer Schornsteingruppe überragter Rund- oder Polygonbau war und zu den Wirthschaftsgebäuden hinüberleitete. Das Ganze soll von einer Einschließungsmauer umfaßt, überhaupt möglichst isolirt werden und schon am äußersten Thore Zeugniß von seiner Bestimmung ablegen.

In größeren Klöstern darf ein besonderes Oratorium nicht fehlen und ist darauf Bedacht zu nehmen, daß dasselbe eine möglichst centrale Lage erhält.

Das Krankenhaus, welches zugleich als Asyl für altersschwache Mönche zu dienen hat, wird, wo die Mittel eine solche Anlage gestatten, gewissermaßen ein kleineres Kloster in dem größeren zu bilden haben und möglichst weit vom Haupteingange ferne zu halten sein.

Die zur Ausbildung der Jugend, zur Uebung der Gastfreundschaft im Großen oder zur Krankenpflege bestimmten Klöster bedürfen selbstverständlich anderer Einrichtungen: große Säle, mindestens zwei Treppen, eine doppelte Clausur, überhaupt Vorkehrungen, welche der Doppelwirksamkeit des Ordens nach Innen und nach Außen entsprechen und in Wechselbeziehungen

zu einander ſtehen, ſind hier vonnöthen. Je nach der Beſtimmung der verſchiedenen Räume ſind die Fenſter größer oder kleiner, offen oder vergittert herzurichten, womit denn auch, wie ſichs gehört, die inneren Anordnungen, wenigſtens im Allgemeinen auswärts ſich zu erkennen geben. Dieſelben ſollen auch in den untergeordneteren Dingen bekunden, welchem ſpeciellen Zwecke ſie zu dienen haben. So ſind z. B. die Fenſterbrüſtungen im Innern höher anzulegen, als in gewöhnlichen Privatbauten, da die Fenſter hier nicht den Zweck haben, Ausſicht zu gewähren. Die einzelnen Wohnräume werden nicht durch dünne Fachwände zu ſcheiden, die Thüren mit Oberlichtern zu verſehen ſein u. dgl. m.

An Geräthe ſollte nur das durchaus Nothwendige vorhanden ſein; daſſelbe iſt möglichſt ſolid und charakteriſtiſch zu halten. Dieſe beiden Eigenſchaften finden ſich in dem ächtgothiſchen Möbelwerke vereinigt, welches als Muſter dienen mag. Ich ſage ächtgothiſch, zum Unterſchiede von der neumodiſchen Möbelgothik, mit ihrem willkürlich durcheinandergewürfelten Geſchnörkel und den unverdauten Architektur-Motiven, die hier ohne allen Sinn und Verſtand ſind.*) Die Alten wollten keine Schau-, ſondern Sitzſtühle haben, für deren Bequemlichkeit ſie viel zu viel Sinn beſaßen, als daß ſie Fialen, Knopfblumen oder ſonſtiges vorſpringendes Ornament daran anzubringen für gut hätten finden können, welches keinem anderen Zwecke dient und zu dienen vermag, als dem, die Leute zu beläſtigen. Doch, es iſt über die Materie oben bereits ſo viel geſagt worden, daß ich es wohl dabei bewenden laſſen kann. In den Zellen darf ein Crucifix, ein Weihwaſſerkeſſel, ein Pult und ein Wandſchrank nicht fehlen und wird es an zwei Stühlen durchgängig genug ſein. An der Decke laſſe man die Balkenlagen, wo möglich ohne das Material zu verläugnen, hervortreten; die Wände ſind mit einer milden Farbe (keinesfalls weiß) anzuſtreichen und etwa noch mit einzelnen, typiſch gehaltenen kirchlichen Emblemen ſo wie mit Borduren zu ſchmücken, worin fromme Sprüche in verzierter gothiſcher Schrift angebracht werden können, welche, wie ich mich in mehreren engliſchen Bauwerken überzeugt habe, ſich weit beſſer ausnehmen, als jene principloſen Phantaſien der im Fabrikdienſt aufwachſenden Decorateurs, oder jener, wo möglich, noch geſchmackloſeren

*) Selbſt der ſonſt ziemlich correcte A. Pugin (wohl zu unterſcheiden von dem genialen Architekten Welby Pugin) hat in ſeiner Schrift über gothiſches Möbelwerk (Gothic Furniture; with descriptive letter-press. London: M. A. Nattali) auf den 27 Blättern mit Abbildungen faſt nur Carikaturen geliefert. Zu empfehlen iſt dagegen das Werk Ungewitter's: Entwürfe zu Möbeln, Caſſel 1851, mit vielen Abbildungen auf 31 Tafeln in Folio. Profile und Grundriſſe ſind in großer Zahl beigegeben. Manches darin kann einfacher ausgeführt werden.

„höheren" Tüncher, die vielleicht einige akademiſche Bildung genoſſen haben. Für die Fußböden der Gänge ſind kleine verſchiedenfarbige Fließe mit einfachen Teppichmuſtern am beſten geeignet. Die Thüren mit ihren Beſchlägen, wie überhaupt alles Holz- und Eiſenwerk, laſſe man ſich in der Naturfarbe zeigen.

An die Klöſter reihen ſich die aus denſelben hervorgegangenen Prieſterſeminarien; bevor aber über dieſelben das Erforderliche bemerkt wird, mögen noch einige Worte über ein Inſtitut Platz greifen, welches gewiſſermaſſen in der Mitte zwiſchen beiden ſteht; ich meine die Jeſuitenhäuſer. Als die Söhne des heiligen Ignatius zum Schutze der ſo hart bedrängten Kirche in die vorderſten Schlachtreihen traten, befand ſich die kirchliche Kunſt im Zuſtande tiefen Verfalles. Der italieniſch-franzöſiſche Geſchmack, welcher damals der herrſchende war, ſagte den eifrigen Katholiken um ſo mehr zu, als der Proteſtantismus ſich von Norden her ausbreitete. Kein Wunder, daß unter ſolchen Verhältniſſen an eine Reaction zu Gunſten der deutſchen Kunſt nicht gedacht wurde. Es kann dies in der That um ſo weniger Wunder nehmen, wenn man noch in Betracht zieht, daß der Orden ſeine erſten Wurzeln in Spanien und Italien (Coimbra und Rom) ſchlug und die claſſiſche Gelehrſamkeit zu ſeinen Hauptwaffen gehörte. Nichtsdeſtoweniger machte er, wie beiſpielweiſe die Jeſuitenkirchen zu Köln und Koblenz zeigen, mehrfach den Verſuch, auch den gothiſchen Styl zu einer gewiſſen Geltung zu bringen. Man überſah aber, daß ein ſo geſchloſſenes Syſtem eine Accommodation nicht geſtattet, daß man nothwendig für oder wider daſſelbe ſich erklären muß. Am Ende gewann eine Art von Palaſtſtyl die Oberhand, den eine gewiſſe Hinneigung zum Schaugepränge charakteriſirt; immer aber bleiben der hohe Verſtand und die ſolide Technik anzuerkennen, welche in den Jeſuitenbauten, faſt ohne Ausnahme, ſich allerwärts zeigen. Es ſteht zu hoffen, daß dieſe Eigenſchaften künftig in den Dienſt der ächtkirchlichen Kunſt treten werden, daß der Orden ſich namentlich auch in der Baukunſt die wunderbar tiefſinnig gegliederte Scholaſtik des h. Thomas von Aquin, dieſes geiſtigen Dombaumeiſters des Mittelalters, zum Vorbild nimmt, wie dieſelbe von ſeinem Stifter ihm für die Doctrin als feſter Leitſtern angewieſen iſt.*)

*) Vgl. Institutum soc. Jesu, decreta congregationum generalium. congr. V decr. 41 p. 505 (Pragae 1705). „Et primo loco unanimo omnium consensu statuit, doctrinam S. Thomae in theologia scholastica tamquam solidiorem, securiorem, magis approbatam et consentaneam nostris constitutionibus, sequendam esse a professoribus nostris.— — — Qui vero ejusdem auctoris parum studiosi vel etiam ab eo alieni sunt, a docendi munere repellantur." Man erſieht hieraus zugleich, wie irrig die vielfach geäußerte Anſicht iſt, die eigentliche Lebenskraft des Jeſuitenordens ſei bedingt durch die Verhältniſſe, unter welchen er ſeine Entſtehung gefunden hat. Derſelbe ſtreckt vielmehr ſeine Wurzeln tief in das Mittelalter herab und ſaugt aus ihm ſeine beſte Nahrung.

Der Plan zu einem vollständigen, auf etwa 150 Seminariſten berechneten Prieſterſeminare, wovon nunmehr gehandelt werden ſoll, wird in ſich zu befaſſen haben:

1) Eine Kapelle nebſt Sacriſtei. Das Chor der erſteren ſei ſo geräumig, daß es Raum zur würdigen Vornahme der großen Ordinationen darbietet. Für das Volk muß ein beſonderer, mit der Straße in directer Verbindung ſtehender Eingang vorhanden ſein.

2) Eine Bibliothek für etwa 20,000 Bände. Es iſt angemeſſen, dieſelbe von oben her zu beleuchten; ſie muß in möglichſter Entfernung von den Kaminen und Schornſteinröhren angelegt werden.

3) Ein Refectorium für 250 Perſonen mit Rückſicht auf die aus Veranlaſſung von Retraiten hinzukommenden Gäſte. Möglichſt in deſſen Nähe

4) Einen Speiſeſaal für die Profeſſoren für 25 Gedecke.

Sodann folgen weiter:

5) Hundertfünfzig kleine, leicht zu lüftende Zimmer für die Zöglinge des Seminars.

6) Zehn Profeſſoren-Wohnungen, beſtehend aus einem Schlafgemache und einem Studierzimmer.

7) Ein Zimmer nebſt Cabinet für den Biſchof, damit derſelbe vorübergehend in dem Seminare ſeinen Aufenthalt nehmen kann.

8) Vier Fremden-Schlafzimmer, von welchen zwei zur Aufnahme fremder Biſchöfe herzurichten ſind.

9) Drei Hörſäle, wovon zwei an hundert Zöglinge faſſen können.

10) Ein Saal zum gemeinſchaftlichen Studium.

11) Ein Erholungsſaal.

12) Ein die größeren Localien möglichſt in Verbindung bringender Kreuzgang.

13) Eine Leinwandkammer.

14) Verſchiedene Zimmer für das Dienſtperſonal, welche in dem Gebäude zu vertheilen ſind.

15) Eine Küche in Verbindung mit dem Keller, dem Brunnen, dem Kohlengelaſſe, den Speiſekammern u. dgl. Appartinenzien, wo möglich an das Refectorium anſtoßend.

16) Eine Krankenanſtalt.

17) Ein Oratorium.

18) Die Wirthſchaftsgebäude für den Hausbedarf ſind mit dem Hofe und Garten in Zuſammenhang zu bringen. Für die Seminariſten iſt ein beſonderer Garten zum Spazierengehen einzurichten, welcher, eben ſo wie deren Wohnräume, ſo viel als thunlich iſolirt werden muß. So-

ferne das Seminar in der Nähe der biſchöflichen Wohnung liegt, was ſehr zu wünſchen iſt, wird eine beſondere Communication mit derſelben herzuſtellen ſein. Was die Erwärmung betrifft, ſo iſt der Waſſerheizung unbedingt der Vorzug vor der Luftheizung zu geben.

Das vorſtehende, nach einem bewährten Muſter angefertigte Schema, welches auch anderweit, z. B. bei Jeſuitencollegien, theilweiſe Anwendung findet, ſetzt eine nach einem großen Maßſtabe auszuführende Anſtalt voraus; es kann aber leicht den Verhältniſſen entſprechend reducirt und abgeändert werden.

Was insbeſondere das äſthetiſche Moment anbelangt, ſo wird daſſelbe, je nach der Lage und dem Zwecke der einzelnen Theile des Baues, ſich bald mehr bald weniger geltend zu machen haben. Die Armuth unſerer Architekten an Hülfsmitteln und insbeſondere an Erfindungsgabe pflegt bei ſolchen ausgedehnten Werken doppelt grell zu Tage zu treten. Irgend ein Motiv und dazu noch gar häufig ein mißverſtandenes, wird da förmlich zu Tode gehetzt; wenn man einen verticalen Ausſchnitt von Eines Fenſters Breite aus der Façade hat, ſo iſt alles Uebrige nur noch ein Multiplications-Exempel. Wo es nur immer thunlich iſt, überwölbe man die Räume im Erdgeſchoß, oder doch wenigſtens den Kreuzgang, das Refectorium und die Küche; in ſolchem Falle muß die Conſtruction durch Strebepfeiler, überwölbte Fenſter u. ſ. w. äußerlich ihren Ausdruck finden. Die Architekten, welche das Weſen des gothiſchen Styls nicht kennen, ſuchen es, wenn ſie in dieſem Style bauen ſollen, häufig dadurch zu zwingen, daß ſie allerwärts Spitzbogen anbringen, wozu denn beſonders die Fenſter eine erwünſchte Gelegenheit bieten. Spitzbogige Fenſter paſſen aber durchaus nicht zu flach überdeckten Räumen und die Alten haben ſich auch wohl vor dergleichen abgeſchmackten Zuſammenſtellungen gehütet, vielmehr in ſolchem Falle meiſt Fenſter mit ſteinernen Kreuzen angewendet, welche ſie nach Bedürfniß aneinanderrückten, halbirten und blendeten.

Wer ſich davon im Großen unterrichten will, wie das Mittelalter ſolche und ähnliche Aufgaben, wie die in Rede ſtehenden, gelöſt hat, wolle ſich einmal in die engliſchen Univerſitätsſtädte Oxford und Cambridge begeben und die dortigen Collegien näher ins Auge faſſen. Schreiber dieſes war wenigſtens, nachdem er ſolches gethan, vollkommen mit ſich darüber im Klaren, was von dem Gerede der Moderniſten zu halten ſei, daß die Gothik nicht für unſere heutigen Bedürfniſſe paſſe, daß namentlich unſere Anſprüche in Bezug auf Bequemlichkeit, Lüftung und Helle in derſelben keine Befriedigung finden; es wird dieſen eben ſo großartigen als reichen und zweckmäßigen Conſtructionen gegenüber verſtummen. Freilich hat hier auch

der engliſche Conſervatismus, einer Revolution zum Trotze, welche die rechtmäßigen Eigenthümer aus ihrem auf den geheiligteſten Titeln ruhenden Beſitzthum vertrieb, faſt Alles, was von ihnen herſtammte, bis ſelbſt auf die Möbel herab, verſchont; das Bildniß eines Heinrich VIII. hat neben den „papiſtiſchen" Fürſten, Prieſtern und Gelehrten Platz genommen, von deren Genie und Freigebigkeit dieſe weiten, ſchmucken Hallen ſo beredtes Zeugniß ablegen, während unſere Nivelleurs nicht ruheten, bis auch die letzte Spur altväterlicher Herrlichkeit vertilgt oder doch bis zur Unkenntlichkeit entſtellt war. Letzteres war allerdings logiſch correcter; aber es bewährt ſich denn hier wieder, wie es im Grunde denn doch für ein Glück erachtet werden muß, daß das Engländerthum ein wahrer Knäuel von Widerſprüchen und Gegenſätzen iſt.

Das Weſentlichſte iſt die Erneuerung des rechten Verſtändniſſes im Schooße der Orden ſelbſt. Wende man nicht ein, daß die Zeitverhältniſſe dermalen ganz anders geſtaltet ſeien, als damals, wo die Klöſter, ſo zu ſagen, allein die Brennpunkte aller Cultur bildeten. Es iſt wahr, aus den damaligen ſogen. Barbaren ſind inmittelſt „Culturvölker" geworden, hoch erfahren in vielen Dingen, erfüllt mit Kenntniſſen, anſtellig und gewandt über die Maßen bis in die unterſten Schichten hinab; die Herrſchaft über den Stoff hat eine Ausdehnung gewonnen, wie es vor Zeiten Niemand auch nur zu ahnen vermochte; die Maſchinenkraft verſchlingt den Raum und meiſtert die Zeit. Es ſei ferne von mir, ein Lobredner der Vergangenheit auf Koſten der Gegenwart zu werden, zu verkennen, was Letztere in ſeiner Art Großes leiſtet. So viel aber iſt ſicher: dasjenige Feld, um deſſen Beſtellung es ſich hier handelt, liegt brach, oder es wuchert doch nur Unkraut darauf. Seitdem die lebendige Einheit auseinander gefahren iſt in platten Materialismus und bodenloſe Abſtraction, iſt die kunſtbildende Kraft gebrochen, das heilige Feuer, welches dieſelbe zu beleben hat, iſt erloſchen, oder doch latent geworden. Die Aufgabe der Klöſter nach dieſer Seite hin iſt demnach keine geringere, als ſie damals war, wo dieſelben den erſten Impuls zu der großen Kunſtepoche gegeben, welche vier Jahrhunderte umfaßt; die Schönheit muß wieder durch den Glauben vergeiſtigt werden, aus den Klöſtern müſſen abermals die Miſſionäre der ächt kirchlichen Kunſt hervorgehen, alle Künſte, von der Buchbinderkunſt an bis hinauf zur Baukunſt, wieder ihre Werkſtätten in denſelben aufſchlagen, die Einheit von Wiſſenſchaft und Kunſt muß hier wieder begründet werden. Die in fieberhafter Unruhe ſich abzehrende Welt wird dazu nimmer im Stande ſein; was ihr hauptſächlich fehlt, iſt dasjenige, worauf der heilige Benedictus vorzugsweiſe Gewicht gelegt, was er den Künſtlern des von ihm gegründeten Ordens in ſeinen Statuten einzig mit ausdrücklichen Worten vorgeſchrieben

hat — die Demuth.*) Die Früchte jener wunderbaren Vereinigung der Demuth mit dem Enthusiasmus waren die Riesenwerke von Monte Casino, St. Gallen, Hirsau, Fulda, Tegernsee, das prachtvolle Clüny mit der größten Kirche der Christenheit und das majestätisch-strenge Cisterz nebst einer endlosen Nachkommenschaft von Monumenten, in welchen die Schönheit mit der Erhabenheit gleichsam zu wetteifern schien. In ihren Hallen wurden jene Miniaturen gefertigt, aus welchen die gesammte religiöse Malerei hervorging. Hier wuchsen dem heiligen Gesange die Flügel: in der kirchlichen Musik, als Kunst wie als Wissenschaft betrachtet, nehmen die Mönche dieses Ordens den ersten Rang ein. Es gilt nur, die geistigen Potenzen, welche hier thätig waren, wieder erstarken zu machen; will die Laienwelt helfend hinzutreten, desto besser; wo nicht, lasse man sie, wie schon gesagt, ruhig ihre Wege ziehen, verfolge aber darum nur um so entschiedener den seinigen.

Es kommt hierbei auch noch ein anderer, wohl nicht unwichtiger Punkt in Betracht. Die gefährlichste Klippe vielleicht, welche den wieder aufblühenden Orden droht, ist darin zu finden, daß sie ihre Wirksamkeit allzusehr nach außen hin richten, daß sie der seelsorglichen Thätigkeit des Weltclerus zu großen Abbruch thun und dadurch Zwiespalt hervorrufen, der nur lähmend nach beiden Seiten hin wirken kann. Gegen solche übertriebene Concurrenz gibt es kein besseres Vorbeugungsmittel, als das Vertiefen in Kunst und Wissenschaft; hier ist die Rennbahn frei und Allen kommt zu Gut, was der Einzelne erringt; die Leistungen auf diesem Gebiete können auch nicht bestritten werden; sie erzwingen sich allseitige Anerkennung. Es ist dies besonders wichtig einer Zeit gegenüber, in welcher der Wissensdünkel es hauptsächlich ist, was dem Glauben die Berechtigung streitig macht und ihm den Zutritt in die Gemüther verwehrt. Diesem falschen Dünkel gegenüber gibt es kein wirksameres Heilmittel, als die wahre Wissenschaft.

*) „Artifices si sunt in monasterio, cum omni humilitate et reverentia faciant ipsas artes, si permiserit abbas. Quod si aliquis ex eis extollitur pro scientia artis suae eo quod videatur aliquid conferre monasterio, hic talis evellatur ab ipsa arte, et denuo per eam non transeat, nisi forte humiliato ei iterum abbas jubeat.“ CLVII.

Museen und Vereine für kirchliche Kunst.

Das in der Ueberschrift zuerst stehende Wort ist nur um deswillen gebraucht, weil es einmal eingebürgert ist und sodann, um eine Veranlassung zu haben, darauf zu dringen, daß es wieder ausgebürgert oder doch wenigstens aus dem Gebiete der *christlichen* Kunst gewiesen werde. Es mag sich dann bei den Akademien, Stoen, Poikilen, Glypto-, Pinako- und sonstigen Theken häuslich niederlassen. Wie Dante und Calderon ganz leidliche Gedichte zu machen wußten, ohne vorher die „Musen" anzurufen, so wußten nicht minder ihre Zeitgenossen trefflich zu malen, zu meißeln und zu bauen, ohne zuvor in „Museen" Vorstudien gemacht, Auge und Geist gebildet zu haben. Wo die Kunst starr oder faul wird, beginnt die Blüthe der Kunstsammlungen, wie schon oben in der Einleitung näher dargelegt worden ist. Nichtsdestoweniger kann ich mich doch nicht unbedingt dagegen erklären; bei zweckmäßiger Einrichtung und Bewegung haben sie ihr Gutes; man möge also auch hier nicht das Kind mit dem Bade ausschütten.

Eine solche Kunstsammlung sollte zwei Abtheilungen haben, von welcher die eine den *bleibenden*, die andere den *wechselnden Bestand* bildet. In ersterer dürfte nichts Aufnahme finden, was dem Leben noch irgend dienen, noch irgend einen praktischen Zweck erfüllen kann. Was soll man in der That dazu sagen, wenn man in den sogen. Museen Reliquiarien, Monstranzen, Crucifixe und sonstiges dem Cultus geweihtes Kirchengeräthe aufgestellt sieht? — Ist dieser Cultus etwa bereits blos historischer Stoff oder Mythe geworden? Stehen wir vor Trümmern einer untergegangenen Welt? Sind die „Fahnen des Königes" etwa in den Staub getreten und sein Heergeräth von der „freien Wissenschaft" für gute Beute erklärt? — Am allerwenigsten darf eine unter kirchlicher Autorität errichtete Kunstsammlung zu solchen Fragen Veranlassung geben. Das Beste wäre daher wohl, von vorneherein durch ein förmliches Verbot dem Mißbrauche entgegenzutreten, um so mehr, als sonst leicht einzelne Kirchenvorstände in der Bildung einer Diöcesan-Kunstsammlung eine Art von indirecter Aufforderung erblicken könnten, sich zu dessen Gunsten ihrer unscheinbaren Alterthümer zu entschlagen und statt derselben zeitgemäßere, allenfalls aus Neusilber, anzuschaffen. Man erweist sich an vielen Orten gar zu gerne zu solchem Zwecke gefällig. Den Stock hätten hiernach also blos Modelle, Abgüsse, Zeichnungen, nicht mehr zu ergänzende Bruchstücke von Kunstgegenständen, Stoffen, Stickereien und dergleichen zu bilden. Viel Prunk

läßt ſich freilich mit allem dem nicht machen; darauf ſoll es aber auch nicht abgeſehen ſein. Prachtſtücke gehören in die Kirche, nicht hierhin; hier handelt es ſich nur darum, zu belehren und ſodann der Profanation von Gegenſtänden vorzubeugen, welche durch ihre Erſcheinung oder urſprüngliche Beſtimmung gewiſſermaßen geheiligt ſind. In Berückſichtigung dieſes letzteren Zweckes wären auch ſelbſt Gegenſtände von ganz untergeordnetem Kunſtwerthe der Sammlung einzuverleiben. — Was insbeſondere die Abgüſſe anbelangt, ſo kann nicht ſorgfältig genug darauf geſehen werden, daß dieſelben unmittelbar von den Originalen genommen und nicht überarbeitet ſind; durch das leidige Sauber- und Glattmachen verlieren ſie, ſo zu ſagen, allen Werth, wenigſtens für das Studium, um welches es ſich hier doch zunächſt handelt. Ein im Locale auszulegendes Verzeichniß muß die Herkunft eines jeden Gegenſtandes und wo möglich noch kurze geſchichtliche und beſchreibende Notizen über denſelben enthalten, und zwar nicht blos um des wiſſenſchaftlichen Intereſſes willen, ſondern auch um der Geſchmacksmengerei vorzubeugen, welche Zweck, Material und Entſtehungszeit außer Acht läßt und nur eben fragt, ob etwas alt und ſchön für das Auge iſt. Wie bei der Architektur, ſo ſollte auch bei dem Geräthe möglichſt auf traditionelle Einheit im Style hingewirkt werden; man ſollte daher zunächſt ſammeln und nachbilden, was aus der Umgebung ſtammt und der im Mittelalter in derſelben herrſchend geweſenen Kunſtſchule angehört. Ein beſonderes Augenmerk wird dabei auf die Glasmalerei zu richten ſein. Hier fehlt es ganz beſonders, hier muß raſch und gründlich geholfen werden. Es iſt aber auch dieſe Gattung von Kunſtwerken vorzugsweiſe bedroht und ſchon darum eine genaue Nachbildung des noch Vorhandenen dringend räthlich. Für Frankreich hat man in dieſer Hinſicht bereits mit den Fenſtern der Kathedralen von Bourges und Tours*) einen großartigen Anfang gemacht und dabei auch ein ganz beſonderes Augenmerk auf die Technik gerichtet. In letzterer Beziehung ſind Nachbildungen in natürlicher Größe, wenigſtens von einzelnen Compartimenten, mittelſt Kalkirung am zweckmäßigſten; ſelbſt ſcheinbare Zufälligkeiten ſollten nicht übergangen werden, wie denn überhaupt für alle ſolche Zeichnungen nicht Schönheit, ſondern Treue das Haupterforderniß bildet. Wo eine Nachbildung auf rein mechaniſchem Wege möglich iſt, verdient dieſe den Vorzug, in welcher Hinſicht das Durchreiben eingetiefter Bilder, Inſchriften u. ſ. w. hier beſonders erwähnt werden mag.

*) Wir verweiſen auf die Werke: Les vitraux de la cathédrale de Bourges der Jeſuitenpatres Cahier und Martin, ſowie auf die von J. Marchand gezeichneten „Verrières du choeur de l'église métropolitaine de Tours“ mit Text von Bouraſſé und Manceau, beſonders aber auf E. Hucher, vitraux peints de la cathédrale du Mans. mit 10 col. Tafeln.

Man legt zu dem fraglichen Zwecke ungeleimtes Papier auf die Tafel und reibt mit einem zarten Lederballen, welcher durch eine Mischung von Graphit und Oel geschwärzt ist, darüber, wodurch denn die Flächen schwarz werden, die Tiefen aber weiß bleiben, so daß in gewissem Sinne das Bild umgekehrt zum Vorschein kommt. Weniger delicate Gegenstände von geringem Umfange, wie z. B. gemusterte Fließe, Inschriften, kann man ganz einfach mittelst der schwarzen Masse durchreiben, womit die Soldaten ihr Lederzeug zu lakiren pflegen oder auch ohne alle Schwärze oder Farbe in folgender Art: Man bürstet die Inschrift ganz rein, klebt feuchtes, nicht geleimtes Papier darüber, stößt dasselbe mit einer Bürste in alle Vertiefungen, läßt es Dreiviertels trocken werden und nimmt es alsdann ab, um es an der Luft vollständig trocken werden zu lassen. Man erhält so ein Reliefbild. Solcher Facsimile's besitzt man nie zuviel, zumal sie so leicht und wohlfeil zu nehmen sind und überdies so wenig Raum erfordern; dieselben haben für das Kunststudium und die Praxis unter Umständen mehr Werth als der sorgsamste brillanteste Kupferstich. Insbesondere ist die Inschriftskunde (Epigraphik) einer der wichtigsten Zweige der Archäologie, eine unerschöpfliche Fundgrube für unsere Annalen. Wie viele Thatsachen und Daten sind nicht allein schon auf den Grabsteinen verzeichnet, die mit denselben für immer verloren gehen! Von großer Nützlichkeit für unseren Zweck ist auch das Daguerreotyp, besonders wo es sich um Sculpturwerke handelt und wenn man Messungen damit verbindet. Man denke sich beispielsweise eine auf diesem Wege gebildete Sammlung der bedeutenderen mittelalterlichen Kirchenportale! Welche Fülle von Schönheit aller Art, welcher Gedankenreichthum, welche Masse von Stoff für den Archäologen und von Mustern für den Künstler würde dieselbe nicht beschließen! — Ueberhaupt gilt es, die mehr und mehr überhand nehmende Mechanik und die sich häufenden Erfindungen auf dem Gebiete der Naturkunde aus Rebellen gegen die höhere Kunst zu deren Vasallen zu machen, was weit leichter ist, als es den Anschein hat. — Auch alte Manuscripte, Drucke, Initialen, Miniaturen soll man zu sammeln suchen. Wie viel Kostbares der Art fährt noch herum, einer Seele vergleichbar, die ihre Ruhe nicht finden kann! Wie nichtswürdig und schamlos man auch, bis in die neueste Zeit hinein, mit den Schätzen dieser Art verfahren ist, welche vordem die Kirchen und Klöster in unglaublicher Menge verbargen, so ist doch noch nicht gradezu Alles exterminirt; Manches hat sich unter den Schutz von Privaten geflüchtet, in deren Hand das einzelne Blatt weniger Werth hat und die theilweise gewiß sich gerne bereit finden lassen, dasselbe der unter kirchlicher Autorität stehender Sammlung einzuverleiben, vielleicht schon um das schwere Unrecht Dritter wieder einigermaßen zu sühnen. — Auch vom

rein praktiſchen Geſichtspunkte aus betrachtet iſt eine ſolche Sammlung ſehr wichtig. Der Modernismus hat ſich mit ſeinen ſaft- und markloſen Typen und Bilderchen bereits in hohem Maße unſerer Kirchen bemächtigt, wie die neueren Chor- und Meßbücher, die Altartafeln u. ſ. w. nur allzuſehr darthun; der ſtrenge kirchliche Styl muß auch hier wieder Beſitz ergreifen und zu dieſem Ende iſt eine Reihe guter Muſter unentbehrlich. Nur wolle man nicht zuviel mit Farbendruck und dergleichen kommen; lieber ernſte, würdige Einfachheit, als ſolcher Prunk, zumal wo er die Rolle der Kunſt ſpielen ſoll und will! — Endlich möchte ich noch Eine Gattung von Gegenſtänden für die kirchlichen Kunſtſammlungen ganz beſonders empfehlen: alte Siegel in Originalen und Abgüſſen. In keiner anderen Weiſe kann man, wie mich die eigene Erfahrung gelehrt hat, mehr und geeigneteres Material zu archäologiſchen Studien aller Art, praktiſchen wie theoretiſchen, zuſammenbringen und zwar mit einem kaum nennenswerthen Koſtenaufwande. Vom 12. Jahrhundert ab, in welchem die große Kunſtperiode beginnt, kommen die Siegel allerwärts ſo häufig vor, daß an Stylmuſtern jeder Art kein Mangel iſt. Da die Daten leicht feſtzuſtellen ſind, ſo kann man die vollſtändigſte Chronologie auf eine einigermaßen reiche Sammlung gründen und zugleich, was vielleicht das Intereſſanteſte iſt, die künſtleriſchen Regungen in den verſchiedenen Ländern und ihren Zuſammenhang für jeden gegebenen Zeitpunkt conſtatiren. Mit Hülfe von ein paar tauſend Siegelabdrücken wird es ſchon möglich, eine Geſchichte der Architektur, der Sculptur, der Epigraphik, des Coſtüms durch das ganze Mittelalter hindurch in zureichend feſten Umriſſen darzuſtellen; kurz für den Aeſthetiker bietet die Sphragiſtik noch eine bei weitem reichere Fundgrube, als für den Diplomatiker, der bis jetzt ſie doch faſt ausſchließlich benutzt hat. Mit ihrer Hülfe, und nur mit ihrer Hülfe, wird ſich endlich eine vollſtändige Genealogie der mittelalterlichen Kunſtwerke aufſtellen, alles Einzelne einer beſtimmten Gruppe ſich zutheilen laſſen. An dieſen unſcheinbaren Geräthſchaften zeigt ſich überdies auch ſo recht, wie friſch und lebendig der Kunſttrieb im Mittelalter war, wie er jede Aufgabe in eben ſo paſſender, als eigenthümlicher Art zu löſen, allen Verhältniſſen und Bedingungen ſich anzubequemen, auch im beſchränkteſten Raume einen überraſchenden Reichthum zu entfalten wußte. Man ſieht hier, wie aus der byzantiniſchen Starrheit ſich ganz allmählig die lebenvolle Gothik entwickelt, wie in demſelben Maaße der architektoniſche Charakter überwiegend wird, bis mit dem Hereinbrechen der Renaiſſance die ornamentiſtiſche Willkür und endlich die Tapezierer tonangebend werden. Alle Phaſen des guten und des ſchlechten Geſchmackes zeigen ſich gleichſam im Reflexe: auf der Einen Seite der feine Kunſtſinn jener Meiſter, die mit ihrem unvergleichlichen

Takte die Gränzgebiete der verschiedenen Kunstgattungen stets inne zu halten wußten und sofort herausfühlten, daß ein heraldischer Adler ganz anders aussehen müsse, als ein Menagerie-Adler, ein Siegelfigur ganz anders, als eine freistehende Statue, oder gar als ein lebendiger Mensch — und anderseits die aufgeblasene Bornirtheit der Modernisten, welche auf Grund ihrer Gyps- und Naturstudien vermeinen, jenen Alten das Pensum corrigiren zu können und stets den Refrain im Munde führen: „Ja, hätten die Alten das Alles so gewüßt und gekonnt, wie wir es wissen und können, sie würden grade so (natürlich nur die Bescheidensten lassen sich in dieser Art vernehmen) gebaut, gemalt und gemeißelt haben." Armes Pygmäengeschlecht!

Selbst die kirchlichen Siegel, welche Jahrhunderte hindurch, unter symbolischer Hinweisung auf den heiligen Namen unseres Erlösers, die bedeutungsreiche Form der Fischblase (vesica piscis) oder, wenn man so will, des Fisches gezeigt hatten, vermochten dem Einflusse der Antike gegenüber nicht Stand zu halten und schlossen sich in serviler Nachahmung der Form der classischen Medaillen an, freilich ohne zu der diesen letzteren eigenthümlichen künstlerischen Vollendung, auch nur entfernt, zu gelangen. Die so gut wie verlorene Stempelschneidekunst wird sich eben so, wie fast alle übrigen Kunstzweige nur durch ein Untertauchen in den christlichen Geist des Mittelalters wieder verjüngen können.

Ich komme nunmehr zu dem wechselnden Bestande der Sammlung. Derselbe wird erstlich alles Dasjenige befassen, was an sich noch zum Gebrauche geeignet ist, zur Zeit aber keine Bestimmung hat, weil es der ursprünglichen in irgend einer Weise entfremdet worden ist. Wie gerecht in jeder Hinsicht auch die Erwerbung von Seiten der Sammlung sein mag, der höhere Zweck darf, meines Erachtens, nicht aus dem Auge verloren werden. Die obere kirchliche Behörde würde vielmehr darüber zu befinden haben, unter welchen Modalitäten der Gegenstand zurückgegeben oder anderweit verwendet werden solle, sobald er dem künstlerischen Zwecke der Sammlung insoweit gedient hat, daß Abbildungen oder Abdrücke davon angefertigt worden sind — Alles, natürlich unter der Voraussetzung, daß er Cultus-Zwecken, im weiteren Sinne des Wortes, gedient hatte.

Weiter läßt sich der in Rede stehende Bestand zweckmäßig dadurch mehren, daß die der Reparatur bedürftigen Kunstgegenstände, vor und nach derselben, eine Zeitlang im Locale der Sammlung aufgestellt werden. Bei Geräthschaften nicht minder als bei Architekturen ist das Restauriren und Flicken in den meisten Fällen eine höchst gefährliche Sache, und sollte damit, wie bereits oben des Weiteren ausgeführt ward, nicht ohne den vorherigen Beirath sachverständiger Personen vorgegangen werden, wozu jene Aufstellung die passendste Gelegen-

heit bieten würde. Zugleich gewährte dieselbe am besten die Möglichkeit einer Controle über den Ausfall der Herstellungsarbeit, zumal wenn eine abermalige Ausstellung nach Vollendung der Arbeit stattfindet. Und wahrlich, die Controle thut noth! Unser Handwerk, das höhere wie das niedere, ist nach und nach förmlich, man darf wohl sagen, bis zum Stumpfsinn herabgekommen, so weit es sich um die Lösung künstlerischer Aufgaben handelt. Man kann da nicht Durchschnitte, Profile, Modelle genug anfertigen, um dasjenige begreiflich zu machen, was die ungeschicktesten alten Meister in der Faust hatten. Selbst die Prachtstücke der Goldschmiedekunst für Höfe und Jubelgreise, wo man es sich doch ein gutes Stück Geld kosten zu lassen pflegt, bekunden diesen Bankerott; das mechanisch nachgegossene Modell, gehoben durch den Gegensatz zwischen polirten und mattirten Partien und verbrämt mit einigem, aus der Fabrik bezogenem, aufgeklebten Ornamente — das ist Alles, wozu man es besten Falles zu bringen vermag; kaum noch eine Spur von Meißel, Grabstichel, oder Punze, überhaupt von eigentlicher Handfertigkeit wird da sichtbar. Wie sehr auch unsere „Kunstblätter" in die Posaune stoßen mögen, die Periode des Roccoco ist in Vergleich mit der unsrigen das goldene Zeitalter zu nennen, selbst abgesehen von dem Vorzug der ersteren, daß sie an sich glaubte.

Jeder strebsame Meister, welcher irgend ein Kirchengeräth angefertigt oder ausgebessert hätte, würde gewiß mit Freuden die ihm gebotene Gelegenheit ergreifen, seine Arbeit vorerst vor ein Publicum zu bringen, welches ihm ebenso durch Belehrung wie durch Empfehlung behülflich und förderlich werden kann. Das durch den Wetteifer geschärfte Auge der Concurrenten wird, zumal in Verbindung mit den gewiß nicht minder scharfen Zungen derselben, im Anfang zwar höchst unbequem erscheinen, im Verfolge aber, sobald die eigentliche Kunstübung einmal wieder festen Fuß gefaßt hat, stellt sich das Verhältniß umgekehrt; der Reiz der Concurrenz verfehlt ganz gewiß auch hier seine Wirkung nicht. Und kein Vehikel sollte ungenutzt bleiben, um das Selbstgefühl des Handwerks wieder zu beleben, um es dahin zu bringen, daß der Meister neben dem Geldgewinne auch die Ehre seiner Zunft in Betracht zieht, daß er das Schurzfell höher achten lernt, als den Frack, mittels dessen er sich zum Herrn zu machen bemüht ist. „Bildung", wonach heutzutage Alles jagt, ist allerdings eine schöne Sache; ob aber ein Kunsthandwerker darauf Anspruch machen kann, der weder seine Kunst noch sein Handwerk aus dem Grunde versteht, dürfte mehr als zweifelhaft sein, selbst wenn derselbe alle Tage seine Zeitung läse und über sie zu sprechen wüßte wie ein Buch.

Es wird nicht viel Mühe kosten, auch Besitzer von einzelnen Kunstgegenständen dazu zu vermögen, zeitweise dieselben der Sammlung einzu-

verleiben und dadurch nutzbar zu machen. Liegt es doch auch im Intereſſe der Beſitzer ſelbſt, daß ſolche Sachen in weiteren Kreiſen beſprochen und bekannt werden. Gegen Ausſtellungen kirchlicher Geräthſchaften in großem Maßſtabe iſt dagegen um ſo mehr einzuwenden. Das Zuſammen- und Zurückſchleppen ſo vieler Gegenſtände kann durchſchnittlich nicht ohne Beſchädigung derſelben ablaufen, zumal dieſelben ſtets alt und meiſt delicater Natur ſind. Keinerlei Vorſichtsmaßregeln werden hiergegen abſolute Gewähr leiſten. Dazu kommt noch die vermehrte Gefahr der Entwendung und endlich gar eines Brandes, wodurch die Kunſtſchätze einer ganzen Provinz, die, wer weiß wie viel Plünderungen und Kataſtrophen glücklich entgangen ſind und noch Jahrhunderte den Stolz von hundert Kirchen ausmachen würden, in wenig Stunden zu Aſche werden können. Keine Kriegsgefahr kann bedrohlicher ſein, als dieſe und es iſt ein ſchlechter oder vielmehr gar kein Troſt, wenn irgend eine Aſſecuranzgeſellſchaft hinterher ſo und ſo viel tauſend Thaler Entſchädigung zahlen muß. Das Schlimmſte aber iſt die mit ſolchen Ausſtellungen verbundene Profanation, auf welche bereits oben in dem vom Kirchengeräthe handelnden Kapitel hingewieſen worden iſt. Schon das Zuſammenraffen, Ver- und Auspacken, Claſſificiren und Aufhängen in Reih und Glied, kurz alle die vielfachen und von den verſchiedenſten Perſonen vorzunehmenden Manipulationen entſprechen wenig der Würde gottgeweihter Gegenſtände. Dieſe Würde iſt überdies auch in der That, wenigſtens theilweiſe, an gewiſſe Localitäten geknüpft: ein Kelch, ein prieſterliches Gewand oder gar ein Reliquiarium — ſie haben eine ganz andere Bedeutung an dem Orte, wohin ſie geſtiftet und wo ſie ſeit Jahrhunderten aufbewahrt worden, als wenn man ſie abgeſondert für ſich betrachtet; ſie bilden gleichſam ein Glied, einen integrirenden Beſtandtheil des betreffenden Gotteshauſes; das zarte Gewebe, durch welches die Geſchichte ſie allmählig verbunden hat, ſoll man ohne Noth nicht zerreißen; der Wandertrieb unſeres Jahrhunderts greift ohnehin ſchon weit genug. Man ſtreift den geweihten Dingen mit Einem Worte den Blumenſtaub ab, man raubt ihnen das Aroma, indem man ſie ſolchergeſtalt an den Markt bringt und dem Entrée zahlenden Publicum preisgibt, welches mit einem beliebigen Grade von Hoch- oder Mißachtung ſich denſelben gegenüber verhält. Es gibt eine gewiſſe Kunſtgenußſucht, die weit ſchlimmer iſt, als alle Gleichgültigkeit und die man wahrlich nicht nähren ſollte. Hier liegt, meines Erachtens, eine große Gefahr für das Gedeihen und die Fruchtbarkeit des allerwärts wieder aufkeimenden höheren Kunſtſinns und es kann nicht zu eindringlich und zu oft vor dem Abwege gewarnt werden. Ueberlaſſe man alſo der Induſtrie, der Kunſt- und der Fabrikinduſtrie, dieſe Gattung von Ausſtellungen; ſie ſind dem Maſchinen-

thum und der Allerweltsconcurrenz ganz entsprechend. Die ächten, die warmen Jünger der christlichen Kunst verlangen auch gar nicht, daß man es ihnen so absonderlich bequem mache; sie scheuen die kleinen Unbequemlichkeiten einer Wanderung nicht, um von Kirche zu Kirche die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und finden reichlichen Ersatz darin, daß sie letzteres in Ruhe und Sammlung thun können, wie es die Bedeutung der Sache erheischt. Kommt es doch überhaupt bei weitem mehr darauf an, daß man *recht* sieht, als daß man *viel* sieht. Nur Eine Rücksicht kann zu Gunsten von Ausstellungen der fraglichen Art geltend gemacht werden, die Rücksicht auf das allseitige Bekanntwerden der im Lande zerstreueten Kunstschätze; allein dieselbe wiegt keinesfalls die Gegengründe auf. Ueberdies läßt sich aber auch dieser Zweck ebenso gut, wenn nicht besser, durch Veranstaltungen anderer Art erreichen. Ich denke dabei insbesondere an die *Vereine für kirchliche Kunst*, zu deren Besprechung nunmehr übergegangen werden soll.

Es ist mit dem Vereinswesen vielfach Mißbrauch getrieben worden; man glaubte darin eine Panacee für alle Schäden zu haben und alles Wünschenswerthe damit zu Stande bringen zu können. Nicht blos hat man sich hierin stark getäuscht, sondern die Sache hat sogar ihre höchst bedenkliche Kehrseite, vor der man nicht genug auf der Hut sein kann. Es würde zu weit abführen, wollte ich hier näher im Allgemeinen auf die, übrigens recht interessante und wichtige Materie eingehen; ich werde mich daher darauf beschränken, das Vereinswesen und seine Aufgabe innerhalb der Schranken zu beleuchten, in welcher sich gegenwärtige Schrift überhaupt bewegt, also auch z. B. die profane Kunst gänzlich außer Betracht lassen. Was einem Vereine für christliche Kunst vor allem noth thut, ist die *Stabilität*. Die oberste Leitung muß in festen Händen liegen, oder, wenn man lieber so will, möglichst von Einem Haupte ausgehen; es darf daher so wenig wie möglich dem Zufall der Wahlen von unten nach oben anheim gegeben werden. Vielmehr scheint es mir das Beste, den ganzen Organismus um eine bleibende Autorität zu concentriren, was in unserem Falle selbstredend der *Bischof* der betreffenden Diöcese sein würde.

Von ihm würden ebenwohl die Ernennungen zu den verschiedenen Functionen auszugehen haben, im Verfolge etwa, wenn das leitende Collegium einmal constituirt ist, auf Grund von Präsentationen desselben. Alles Wählen durch Generalversammlungen ist mehr oder weniger dem Zufalle unterworfen und bietet keine Gewähr für das Vertrauen des Bischofs, welches die Grundbedingung der gedeihlichen Wirksamkeit des Vereins ist. Vor Allem bedarf Letzterer der Autorität, und zwar einer Autorität, wie er sich dieselbe, wenigstens den Hauptpersonen, den Pfarrern, gegenüber nie selbst wird

geben können, auch wenn etwa der Biſchof im Allgemeinen dem Vereine ſeine Billigung ertheilen, vielleicht ſelbſt eine Art von Protectorat übernehmen ſollte.

In Frankreich hat man Gelegenheit gehabt, nach beiden Seiten hin reiche Erfahrungen zu ſammeln. Es beſtehet in dieſem Lande neben dem von der Staatsregierung ausgehenden und getragenen comité des arts et monumens die aus dem Volk hervorgegangene société française pour la conservation des monumens. Wenn die letztere Geſellſchaft bis jetzt nicht minder erhebliche Ergebniſſe ihres Wirkens aufzuweiſen hat, als das Regierungscomité, welchem die ganze Staatsmaſchine zur Verfügung ſteht, ſo liegt der Grund hiervon lediglich darin, daß jener Verein trotz alles gegentheiligen Scheines, trotz aller Abſtimmungen, Wahlen u. ſ. w. ganz und gar in ſeinem Gründer und Dirigenten, dem Herrn de Caumont, aufgeht, daß er, ſo zu ſagen, nur von ſeinem Leben lebt. Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, mich hiervon zu überzeugen und erachte es für unzweifelhaft, daß ſein Abgang dem Vereine eine unheilbare Wunde ſchlagen würde, wohingegen das Regierungscomité alle derartige, in Perſonen beruhende Wechſelfälle überdauern wird. Denn ſelbſt in dem großen, an opferwilligen Naturen gewiß nicht armen Frankreich möchte ſich wohl ſchwerlich ſo bald wieder ein Mann finden, welcher Herrn de Caumont irgend zu erſetzen im Stande wäre. Es gehören dazu nicht blos ſeltene Naturanlagen, ſondern auch Vermögen, Zeit, Unabhängigkeit, eine ausdauernde Feſtigkeit einerſeits, die vor keiner Schwierigkeit zurückſchreckt, durch keinerlei Undank, ja ſelbſt Anfeindung ſich irre machen läßt, und weiter ſodann eine Gabe der Vermittlung, welche die widerſtrebenden oder divergirenden Elemente immer wieder um den gemeinſamen Mittelpunkt zu ſammeln verſteht. Wo es ſich um einen Zweck handelt, der halbwegs mechaniſch verfolgt werden kann, ſo bald nur einmal der erſte Anſtoß in rechter Weiſe gegeben iſt, da mögen ganz frei gebildete und ſich frei erneuernde Vereine, etwa noch unter Beihülfe von beſoldeten Geſchäftsführern für den alltäglichen Dienſt, den ſolche immer am beſten verſehen, ausreichend befunden werden; ſobald aber eine unausgeſetzte Thätigkeit erfordert wird, um den Zweck zu erreichen und wenn gar dieſer Zweck ſelbſt einestheils ſo vielgeſtaltiger Art iſt, wie der hier in Frage ſtehende und anderntheils der ſelbſtthätigen geiſtigen Mitwirkung einer größeren Anzahl von Perſonen bedarf, muß nothwendig eine bleibende, auf ſich ſelbſt ruhende Autorität als Unterlage dienen, wenn nicht etwas ganz Prekäres, von Wind und Wetter Abhängiges herauskommen ſoll. Es bedarf übrigens wohl nicht erſt der Bemerkung, daß alles Vorſtehende nur für den Fall gilt, wo der Zielpunkt in unbeſtimmter Ferne liegt; rein locale, in mehr oder weniger feſte Gränzen eingeſchriebene Beſtrebungen bleiben hier außer Betracht.

In territorialer Hinsicht wäre gleichfalls die kirchliche Eintheilung zu Grunde zu legen (Diöcesan-, Decanats-, Pfarrvereine), jedoch so, daß nur in dem Maaße, wie es dem Bedürfnisse und den Mitteln entspricht, mit der Bildung der einzelnen Vereine vorgegangen wird. Man hüte sich ja davor, von vorneherein einen zu großen Anlauf zu nehmen: „mal étreint, qui trop embrasse.“ Unter Umständen kann es sogar angemessener sein, gleich mit der Gründung eines einzelnen Pfarr- oder doch Decanatsvereines vorzugehen, statt erst abzuwarten, bis die ganze Maschinerie statutenmäßig aufgestellt ist. Ueberhaupt kommt Alles zunächst darauf an, daß ein recht lebendiges Interesse, wenn auch vorläufig blos bei Wenigen vorhanden ist: nur der Hunger verdaut. Ohnehin wird das gesammte Wirken eines solchen Vereines einen vorherrschend negativen Charakter an sich tragen müssen; er wird vorzugsweise vorzubauen und zu hindern, sodann zu forschen und zu rathen, nicht zu schaffen haben. Letzteres kann nur von Einem Kopfe ausgehen, nicht von Vielen zugleich und überdies nur von einem solchen, in welchem das gediegenste Wissen und Können sich concentriren. Ich kann nicht umhin, hier auf eine große Gefahr hinzudeuten, welche die christliche Kunst bedroht. Dieselbe liegt in der Halbwisserei, die nirgendwo unheilvoller wirkt, als auf dem Kunstgebiete, sobald sie positiv einzugreifen sich unterfängt. Das aufs Ungefähr hin gemachte ist, wo es sich um Kunstaufgaben handelt, immer schlecht, am schlechtesten gegenüber einem so durchgebildeten Systeme, wie das der mittelalterlichen Kunst. Um in der gothischen Architektur etwas auch nur Annehmbares leisten zu können, bedarf es nicht blos einer gründlichen Kenntniß der Technik und der Formen — der Hauptreiz dieser Architektur, besonders wo es sich um einfachere Gestaltungen handelt, liegt vielmehr in den Verhältnissen, in dem richtigen Verhältniß zwischen Höhe, Länge und Breite, zwischen Masse und Form, Licht und Schatten, ja sogar, bis zu einem gewissen Grade, in dem Verhältnisse des Ganzen zu seiner Umgebung. Hier läßt sich nun aber keine feste Norm in Zahl und Maaß aufstellen, mindestens ist es absolut nothwendig, daß ein feiner Schönheitssinn, ein durch vieles Sehen und Vergleichen geübtes Auge ergänzend mitwirken, ganz abgesehen einmal von jenem geheimnißvollen höheren Lebensathem, welchen nur das Genie seinen Schöpfungen einzuflößen vermag. Dinge der fraglichen Art nehmen sich überdies auf dem Papiere immer ganz anders aus, als in der Wirklichkeit, ein Erfahrungssatz, der leider in unserer Zeit überhaupt viel zu wenig Beachtung findet. Wenn nach allem Diesem den Dilettanten aufs ernstlichste zu rathen ist, der eigenen Kunstübung sich möglichst zu enthalten, so erscheint anderseits das Studium, die Erhaltung und die Ueberwachung des vorhandenen Alten als eine um so dringendere Pflicht.

Soviel zunächst das Studium betrifft, so wäre demselben eine vorzugsweise praktische Richtung zu geben. Während man ganze Bibliotheken über Kunst geschrieben hat und noch immer schreibt, verschwanden und verschwinden die Kunstschöpfungen der Vergangenheit, oder sie werden dermaßen zugerichtet, daß man Carikaturen vor sich zu haben glaubt. Mit der ausschließlich gelehrten oder gelehrt thuenden Aesthetik ist der Sache wenig gedient — gewissen Individuen freilich um so mehr, solchen nämlich, welchen die Kunst nur ein Fußschemel zur Erhöhung der eigenen Person ist.

Wir haben es indessen hier weniger mit dem Privatstudium an sich zu thun, als mit dem Einflusse, welcher Seitens des Vereines darauf zu üben ist. Derselbe wird der Thätigkeit seiner Mitglieder hauptsächlich zwei Zielpunkte geben: die Geschichte und die Beschreibung der in seinen Bereich gehörenden Kunstwerke. In ersterer Beziehung wäre dahin zu wirken, daß jeder Pfarrer soviel als möglich die Entstehung und die Schicksale der ihm untergebenen kirchlichen Gebäude nebst deren Zubehör zusammenstellte und so den Grund zu einer Pfarrchronik legte, welche die Nachfolger stets fortzusetzen hätten. Daß alle noch vorhandenen Urkunden sorgfältig zu ordnen und einzuregistriren sind, brauchte als selbstverständlich hier nicht erst bemerkt zu werden, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß denjenigen Documenten, welche nicht auf Vermögensverhältnisse Bezug haben, selten die gebührende Sorgfalt zugewendet wird; um solche aber handelt es sich grade hier zunächst. Als schlechthin werthlos dürfte aber keine Scriptur der fraglichen Art vernichtet werden. Den Platz, welchen sie einnimmt, ist sie immer werth. Erwägt man, daß die aufgehobenen Stifter und Klöster dermalen stets zu irgend einem Pfarrverbande gehören, deren Geschichte daher mit unter die vorliegende Aufgabe fällt, so wird man finden, daß es in solchen Fällen wenigstens an Stoff nicht fehlt, daß im Gegentheil nicht selten die Ueberfülle voraussichtlich davor zurückschrecken machen wird. Allein die Schwierigkeit der Aufgabe sollte nie diese Folge haben: Anfangen und Etwas thun, kann Jeder unter allen Umständen, wenn auch nur sammeln und ordnen, Gedrucktes wie Ungedrucktes. Diese Chroniken in Verbindung mit den Pfarrarchiven würden im Verfolge, bei aller Unscheinbarkeit und Unvollständigkeit im Einzelnen, die bedeutendsten Quellen für die allgemeine Geschichtschreibung werden, deren Verfälschung begann, als der Clerus, uneingedenk der hohen Wichtigkeit der Sache, die Hand davon abzog. Vielleicht können bald die Klöster wieder einen Theil der Arbeit auf sich nehmen. Umgekehrt wird bei einer großen Zahl von Landpfarren die Chronik nur aus wenig Blättern bestehen können und für die Kunst insbesondere gar nichts herauskommen; hier würde ein Zusammenwirken, etwa nach Decanaten, um so mehr am Orte sein, als der Land-

clerus durchschnittlich die meiste freie Zeit hat, welche er wohl kaum würdiger verwenden kann, als zu solchen Studien. Der Charakter der Kirche ist wesentlich traditionell und historisch; damit ist auch ihren wirkenden Gliedern die Richtung gewiesen.

Wenn auch nicht an sich, so ist doch für unseren Zweck die Beschreibung des Vorhandenen wichtiger noch, als das Ermitteln und Aneinanderreihen der geschichtlichen Thatsachen. Wie jeder ärztlichen Cur eine sorgfältige Diagnose vorangehen muß, so wird auch hier nur dann gründlich zu helfen sein, wenn man den Sachverhalt vorerst genau constatirt. Zur Zeit wissen wir weder, was wir haben, noch wo es demselben fehlt. Ueberdies läßt sich auch nur von einem höheren, allgemeineren Standpunkte aus eine feste Regel, ein System aufstellen, nach welchem die Bauwerke zu unterhalten und herzustellen wären. Verfährt man hier nicht streng systematisch, so wird nie von Einheit und Ordnung die Rede sein können, ohne welche selbst die reichsten Hülfsmittel auf die Länge sich als unzureichend erweisen werden und das Rechte meist am unrechten Orte, oder umgekehrt geschieht. Hier muß sofortige Hülfe eintreten, wenn der Schaden nicht unheilbar werden oder doch unverhältnißmäßige Opfer fordern soll; dort, wo der Uebelstand vielleicht bedeutend mehr in die Augen fällt, thut in Wirklichkeit Eile noch nicht noth. Um bei solcher Lage der Sache nicht verderbliche Mißgriffe zu machen, das Unwichtigere zu thun und das Wichtigere darüber zu versäumen, bedarf es, wie gesagt, eines planmäßigen Zusammenwirkens Vieler unter einer intelligenten Leitung.*) Sodann beruht jedes Kunststudium, wenn es wahrhaft fruchtbringend sein soll, zunächst auf der Anschauung der wirklichen Gegenstände; Bücher und selbst Zeichnungen vermögen schlechterdings nicht dafür Ersatz zu leisten. Veranlaßt aber der Verein seine Mitglieder das Vorhandene genau zu beschreiben, so veranlaßt er dieselben damit zugleich, genau zuzusehen und den Gegenstand in sich aufzunehmen. Es wird hier eingewendet werden, daß die Fähigkeit, ein Kunstwerk zu beschreiben, schon eine Bekanntschaft mit seinem Wesen voraussetze, man sich daher in einem Zirkel bewege, wenn man den eben bezeichneten Weg betrete. Und bis zu einem gewissen Grade

*) Gestützt auf obige Gründe, welche ich in einer ausführlichen Rede näher entwickelte, stellte ich am 26. Februar 1852 zu Berlin in der zweiten Kammer den Antrag, zu beschließen, daß das betreffende Ministerium bei Aufstellung des nächsten Etats auf die planmäßige Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Landes specielle Rücksicht zu nehmen habe. Obgleich beide Kammern diesem Antrage ihre Zustimmung ertheilten und trotz wiederholter Anregung der Sache von meiner Seite, hat das Ministerium bis jetzt noch nichts von sich verlauten lassen — ein Beweis mehr, daß die Kirche und die Einzelnen wohl daran thun, soweit möglich, auf eigene Hand sich der Aufgabe zu unterziehen.

ist dies allerdings richtig: selbst eine allgemeine Orientirung auf dem Kunstgebiete genügt hier nicht; wo es sich um Bauwerke handelt, werden dazu namentlich specielle Kenntnisse von mancherlei Art erfordert. Alle die vielfachen und je nach den Stylen wechselnden Einzelheiten müssen ihrer Bestimmung und ihrem Zusammenhange nach verstanden werden und endlich muß auch noch der rechte Ausdruck dafür zur Hand sein. Letzteres bietet eine nicht geringe Schwierigkeit dar, da die Handbücher über Baukunst von der kirchlichen Architektur keine oder doch nur sehr obenhin Notiz zu nehmen pflegen, die Sprache der mittelalterlichen Hütten durch den Classicismus verdrängt ist und eine neue Terminologie auf Grund der alten sich noch nicht bilden oder doch nicht fixiren konnte. Das nachfolgende „Glossar" ist dazu bestimmt, diese Lücke einigermaßen auszufüllen und zugleich die Elementarbegriffe zum Verständniß bringen zu helfen. Meines Erachtens sollte man zwar die alten Handwerksausdrücke wieder möglichst ins Leben einzuführen trachten, darum aber letzterem doch nicht ohne Noth Gewalt anthun; auch hier hat man vor einer gewissen pedantischen Puristerei auf der Hut zu sein.

Um in die Beschreibungen, welche von den Mitgliedern oder sonst Beauftragten dem Vereinsvorstande einzusenden sind, die erforderliche Klarheit und Präcision zu bringen, namentlich aber um dahin zu wirken, daß sie möglichst übersichtlich und erschöpfend ausfallen, wird es nöthig sein, *Formulare* und *Fragestücke* zu entwerfen, die auch der weniger Kundige ohne Mühe und Zeitaufwand auszufüllen und beziehungsweise zu beantworten im Stande ist. Dieselben müssen so ins Einzelne gehen, daß nicht leicht etwas Charakteristisches übersehen werden kann und dadurch zugleich ein Gesammtbild gewährt wird. Ich lasse hier ein Formular folgen, welches, je nach dem Bedürfnisse und den Umständen, leicht abzuändern und zu ergänzen ist. Zwischen den Abtheilungen und Positionen ist selbstredend stets so viel Raum zu belassen, um die Beantwortung einrücken zu können, welche auf diesem Formulare großentheils nur in einer einfachen Bejahung oder Verneinung zu bestehen braucht, indem es sich vorliegend, wie bemerkt, nur um die Entwerfung eines *Gesammtbildes* handelt und die im Verfolge noch näher zu besprechenden Fragebogen die hier bleibenden Lücken zu ergänzen bestimmt sind, so wie andererseits die bereits oben in Betracht gezogene Chronik den historischen Hintergrund liefert.

Datum der Stiftung, Grundsteinlegung, Einweihung u. s. w. Kirchenpatron. Pfarrei. Decanat.

I. *Grundriß*. Hauptform (ist es ein Längen-, Central- oder Kreuzbau?), Länge und Breite des Chores, Schiffes, Kreuzschiffes, der Seitenschiffe, Orientirung nach der Himmelsgegend, angebaute Capellen, Thürme, Vorhallen.

II. Inneres. 1) Apsis (Grundriß, Fenster, Ueberwölbung, Scheidebogen), 2) Chor, (Höhenverhältniß zum Schiffe, Umgang, Triumphbogen, Lichtgaden, Triforium, Lettner, Pfeiler, Ueberwölbung — mit oder ohne Rippen? — Altarstein — wo aufgestellt? alt oder neu? — Altarstufen-Aufsatz, Priestersitze, Piscina, Sacramentshäuschen, Wandnische u. s. w.).

In ähnlicher Weise wird das Formular über alle Gestaltungen im Inneren, von der Crypta an bis hinauf zur Kuppellanterne sich erstrecken, stets unter Beifügung der Himmelsgegend und, so viel thunlich, der Maaße. Es ist räthlich, das feste Zierwerk, Standbilder, Reliefs, Farbenfenster u. dgl. Geräthe in besondern Rubriken mit so viel Unterabtheilungen, als es die Natur des Gegenstandes erfordert, zu behandeln. So wäre z. B. unter „Taufstein" zu fragen nach dem Orte seiner Aufstellung, dem Material, der Größe, der Gestalt — mit oder ohne Füße? — den Inschriften, Reliefs, dem Deckel, den Stufen, auf welchen er steht, dem Zustande, in welchem er sich befindet, ob restaurirt, wohl oder schlecht erhalten, angestrichen? u. s. w.

Demnächst befaßt sich unsere Analyse gleichmäßig mit dem Aeußeren, etwa am Thurme beginnend, dessen allgemeiner Charakter, Verhältniß zu andern Thürmen der Umgegend vorerst kurz zu bezeichnen wäre, sodann aber ist vom Fuße an alles Einzelne zu beschreiben, was im Aeußeren oder Innern sich bemerklich macht, einschließlich des Mörtels: das Material, die Mauerdicken, die Glocken, die Art der Verbindung mit dem Innern der Kirche, die Treppe, die Ueberdachung, das Kreuz. Mit besonderer Sorgfalt sind die Portale zu detailliren, da sich in ihnen nicht selten die symbolischen Gedanken des Ganzen concentriren, auch die Styleigenthümlichkeiten hier vorzugsweise hervorzutreten pflegen. Weiter kann man noch die zu der Kirche in irgend einer Beziehung stehenden Umgebungen derselben in das Formular hineinziehen und endlich mit einigen kurzen Notizen über den allgemeinen Zustand, die ins Auge fallenden Gebrechen, die stattgehabten Umänderungen u. dgl. schließen. Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit sind die Haupterfordernisse eines solchen Schemas, dessen Entwerfung sich die Vereine vor Allem angelegen sein lassen sollten. Wie schon bemerkt, bedarf dasselbe des Fragenverzeichnisses als Complementes, letzteres bildet gewissermaßen die jenes Rippenwerk umhüllende Musculatur. Zur besseren Veranschaulichung lasse ich hier eine Anzahl solcher Fragen, und zwar nicht absichtlich in logischer Ordnung, folgen, welche nach Anleitung der von dem comité des arts et monumens ausgegebenen sogen. questionnaires, die sich als recht praktisch erwiesen haben, abgefaßt sind.

Wie viele gottesdienſtliche Gebäude gibt es in dem Orte und welcher Art ſind ſie?

Aus welchem Materiale ſind die Mauern errichtet?

Sind die Ueberdachungen des Inneren durch Säulen oder Pfeiler getragen? durch wie viele? in wie viel Reihen?

Sind die Pfeiler viereckigt, rund, gebündelt? Haben dieſelben Capitäle?

Sind die Capitäle mit Bildhauerarbeit verziert? Zeigen dieſe Verzierungen menſchliche, thieriſche oder Pflanzen-Formen? Gewahrt man daran Perlen oder Stickmuſter? Iſt das Laubwerk der Natur ſo nachgebildet, daß man die Pflanze, welche als Vorbild diente, unterſcheiden kann?

Sind die Fenſter vertical oder horizontal in mehrere Compartimente getheilt? Haben ſie Steinwerkverzierung („Formen") in der Bogenſpitze? Bietet dieſelbe einfache oder complicirte geometriſche Figuren dar?

Sind die Fenſter von weißem oder von farbigem Glaſe? Sind Figuren auf denſelben angebracht? Wie groß ſind dieſe Figuren? Sind die Farben hell oder dunkel? Iſt das Fleiſch durch weißes Glas oder durch eine mehr oder weniger ſchattirte Farbe dargeſtellt? Befindet ſich hinter den Figuren ein dunkelfarbiger, teppich- oder moſaikartiger Grund, oder iſt der Hintergrund durch Landſchaften oder Architekturen gebildet? Befinden ſich Inſchriften, Jahreszahlen, Chiffern auf denſelben?

Welches iſt die Naturfarbe der verſchiedenen an dem Baue verwendeten Materialien? Iſt die Kirche übertüncht? Finden ſich bei Abnahme der Tünchſchichte Spuren von alten Malereien an den Wänden? Welcher Art ſind dieſelben? Sind ſie ſtark contourirt? Welche Größe haben die Figuren? Finden ſich Architekturformen auf dem Gemälde und welcher Stylperiode gehören dieſelben an? Iſt die Beplattung ganz oder theilweiſe alt? Von welchem Materiale iſt dieſelbe? Befinden ſich muſiviſche oder eingetiefte Verzierungen oder Inſchriften darauf? Sind die Motive zu den Verzierungen der menſchlichen Figur, dem Thier- oder dem Pflanzenreiche entnommen? Woher ſtammt das Material?

Befinden ſich Grabmäler in der Kirche? Welcher Art ſind dieſelben? Sind ſie mit Bildwerk verſehen? Coſtüme? Wappen? Inſchriften? Befanden dieſelben ſich dem Anſcheine nach ſtets an dem Platze, welchen ſie dermalen einnehmen?

Beſtand in der Gemeinde N. N. früher ein Kloſter? Zu welchem Orden gehörte daſſelbe? Welchen Patron hatte es? Was iſt noch davon vorhanden? Iſt der Kreuzgang erhalten? Könnte der Bau

noch seiner ursprünglichen Bestimmung genügen? Findet in der Kirche noch Gottesdienst irgend einer Art statt?

Gibt es in der Umgegend vereinzelte Capellen oder sogen. Stationen? Finden Wallfahrten, Bittgänge dahin statt? an bestimmten Tagen? Ist etwa eine Quelle in der Nähe? oder ein Wald? Welche örtliche Traditionen und Gebräuche knüpfen sich an diese Andachtsörter? Sucht man hier Hülfe gegen besondere Uebel und Krankheiten? Ist ein Gnadenbild vorhanden? Aus welcher Zeit stammt dasselbe? Sieht man dort Weihgeschenke, Kunstwerke, Geräthschaften aus alter Zeit?

Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, was ich meine: die Hauptsache ist immer, daß nichts übersehen, nichts vergessen wird, auch das Kleinste nicht. Besondere Rücksicht ist noch auf den Reparaturzustand der Kirche, beziehungsweise ihre Reparaturfähigkeit zu nehmen. Zeigen sich Risse? Ist das Dachwerk wohl erhalten? Ist die Wasserableitung in Ordnung? Stehen die Wände im Senkel? u. s. w.

Für die mit der Architektur in keinem oder nur in entferntem, zufälligem Zusammenhange stehenden Bildwerke, Gemälde und sonstige Kunstgegenstände ist, soweit dieselben nicht in das mit dem Küster aufzunehmende Inventar gehören, noch ein besonders Schema zu entwerfen, worin Auskunft über den Gegenstand, die Größe, das Alter, die Erhaltung, das Material u. s. w. jedes einzelnen Stückes verlangt wird. In dasselbe gehören namentlich auch die alten Chorbücher und was sonst noch an zerstreuten Alterthümern vorhanden ist.

Diese verschiedenen Formulare und Verzeichnisse dienen nicht blos dazu, um zu constatiren, was Alles sich an den verschiedenen Orten befindet; sondern sie gewähren auch noch dadurch einen erheblichen Vortheil, daß man bei Correspondenzen darauf Bezug nehmen und in den Vereinsversammlungen sie den wechselseitigen Mittheilungen zum Grunde legen kann. Es ist nämlich sehr räthlich, diese Versammlungen dazu zu benutzen, um die Aufzeichnungen mündlich zu ergänzen, was am besten in Form eines vom Vorsitzenden zu leitenden Examens geschieht. Wenigstens hat sich diese, meines Wissens zuerst von Hrn. de Caumont eingeführte Methode, bei den Generalversammlungen der société française pour la conservation des monumens ganz gut bewährt.

Werthvoller als alle mündlichen oder schriftlichen Berichte sind von kundiger Haud aufgenommene Zeichnungen, zumal, wenn denselben genaue Messungen zum Grunde liegen. Lieber treibe man die Treue bis zur Servilität, als daß man auch nur das Mindeste dem malerischen Effecte zum Opfer bringt oder sich und Andere mit einem Ungefähr abfindet. Man muß sich hier der Richtung unserer Zeit gewaltsam entgegenstemmen, eine

Richtung, welche sich leider in theuern Prachtwerken geltend macht, die mehr anlocken und blenden als befriedigen. Statt zu illuminiren und zu schattiren, verwende man lieber Zeit und Mühe darauf, die Umrisse genau, kräftig und in möglichst großem Maßstabe schlicht und recht uns vorzuführen, wenigstens von denjenigen Theilen, welche das betreffende Kunstwerk vorzugsweise charakterisiren. Man mag nebenher auch den Reiz des Malerischen, der Kontraste u. s. w. zu Hülfe rufen; allein auch nur nebenher; das Beste aber ist jedenfalls zu diesem Zwecke sich der Photographie zu bedienen. Die große Mehrzahl der bis jetzt veröffentlichten Architekturzeichnungen ist praktisch unnütz, wenn nicht sogar gefährlich, insofern mancher sich darnach richtet und auf Abwege geräth. Besonders den Clerus, welcher so häufig in die Lage kommt, selbstthätig eingreifen zu müssen, möchte ich davor warnen, sich durch solche Darstellungen zu Nachahmungen verleiten zu lassen oder auch nur sein Geld dafür auszugeben, selbst wenn sie unter der Firma irgend eines akademischen Architektenvereins erscheinen sollten.

Ich verhehle mir keineswegs, daß der unmittelbare Nutzen aus allen vorgedachten Veranstaltungen kein sonderlich großer sein, daß meist nur rohes Material gewonnen werden wird, welches noch sehr der Sichtung und Verarbeitung bedarf. Allein dadurch, daß aller Anfang schwer ist, soll man sich vom Anfangen nicht abhalten lassen, und in der That liegt schon in dem bloßen Beginnen ein großer Gewinn für die Sache sowohl, als für die betreffenden Personen. Wie ganz anders stände es jetzt um unsere öffentlichen Kunstdenkmäler und um die Kenntniß von denselben, wenn vor fünfzig Jahren etwa der oben vorgezeichnete Weg oder ein ähnlicher beschritten worden wäre! Wie viel Unschätzbares, was nun für immer dahin ist, würde gerettet, wie manche Verstümmelung und Verhunzung gehindert, wie manches Interesse und Verständniß geweckt worden sein! Auch hier verliere man den Erfahrungssatz nicht aus dem Auge, daß das Beste der Feind des Guten ist; wie entfernt auch das Ziel und wie schwer dasselbe zu erreichen immerhin sein mag, kein Schritt sollte uns verdrießen, den wir in der Richtung zu demselben hinthun können! Allmählig wird man dazu kommmen, Monographien über das Wichtigere zu schreiben, jenes Material für die allgemeine Kunstgeschichte, für eine Monumental-Statistik, einen archäologischen Katalog zu verarbeiten, die einzelnen Denkmäler in Gruppen zu ordnen und die Wechselbeziehungen zwischen letzteren ausfindig zu machen — mit Einem Worte das Gesammtgebiet der Alterthumskunde innerhalb gewisser Gränzen zu beherrschen und so neue, fruchtbringende Anlagen darauf zu ermöglichen. Die Geister müssen durch unausgesetzten Verkehr mit den Werken der Alten wieder gleichsam durch-

tränkt werden von jenen Anschauungen und Ideen, aus denen dieselben erwachsen sind, wenn lebenskräftige Schöpfungen, ihnen zur Seite gestellt werden, neu erstehen sollen. Es kann nicht oft genug hieran erinnert, nicht eindringlich genug davor gewarnt werden, daß man mit bloßen Schemen und Abstractionen die Lücken auszufüllen versucht, welche auf dem in Rede stehenden Gebiete sich allerwärts zeigen.

Um in diesem Sinne nachhaltig zu wirken, ist es nöthig, bei der Ausbildung der Priester auf das Kunststudium besondere Rücksicht zu nehmen; sie müssen das Salz in allen hierauf gerichteten Bestrebungen, und insbesondere die Haupttriebfedern der Vereine sein, auf welche diese Bestrebungen basirt werden sollen. Es wäre daher zu wünschen, daß in jedem Seminare zu diesem Ende Vorlesungen gehalten oder doch mindestens alle hervorragenden Erzeugnisse der betreffenden Literatur zur Benutzung angeschafft würden,*) und zwar um so mehr, als es dem Einzelnen schwer fällt, auch nur die nothwendigsten Hülfsmittel sich zu verschaffen und des Nothwendigen nicht eben wenig ist. Es darf nämlich ein starker, obgleich ziemlich verbreiteter Irrthum genannt werden, wenn man glaubt, mit Hülfe eines Elementar-Handbuchs und einiger Sammelwerke wäre es möglich, sich zum Kunstkenner auszubilden. Es ist die Kunst eine Welt für sich, in der das Heimath- und Bürgerrecht so leichten Kaufes sich nicht ersteht, zumal bei der zur Zeit herrschenden Geistesrichtung. Das Mittelalter athmete in einer ganz anderen Atmosphäre; alle seine Anschauungen gestalteten sich fast unwillkürlich künstlerisch; ein frischer, kräftiger Bildungstrieb machte sich allerwärts geltend und ein festes Princip hielt denselben hinwiederum stets in geregelten Bahnen. Die Hoffnung und der Glaube gaben seinen Bestrebungen die Richtung nach oben, während die Liebe ihnen freudige Lebenswärme einflößte, wie tiefe Schatten auch sonst darauf ruhen mochten. Das ist, aus Gründen, auf welche ich hier nicht wiederholt eingehen will, im Laufe der letzten Jahrhunderte anders geworden, ja sogar nach der entgegengesetzten Seite umgeschlagen. Zwar zeigen sich vielfach Anzeigen der Einkehr der Gegenwart in sich selbst und der Umkehr zum Besseren, die Luft reinigt sich mehr und mehr; aber es wird noch viel Zeit und manchen harten Kampf kosten, bevor die Factoren, welche die wahrhaft classischen, schöpferischen Kunstperioden bedingen, wieder zur Genüge erstarkt sind; es sind dieselben theilweise Tugenden, die nur durch Uebung, und zwar durch lange fortgesetzte

*) In meiner schon erwähnten Schrift: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart" 2. Aufl. S. 98 u. fgg. habe ich diesen Punkt ausführlicher besprochen, und sei es gestattet, darauf hinzuweisen, so wie auf das sehr brauchbare „Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters" von H. Otte, worin namentlich die Literatur sorgfältig verzeichnet ist.

Uebung, erworben werden können. Auch der Glaube gehört unter dieſe Tugenden; ihm zunächſt verdankte das Mittelalter ſeine Kunſt, wie ſeine Wiſſenſchaft und Poeſie. In dem Maaße, in welchem unſre Zeit gläubiger wird, der Zweifelſucht abſagt und der falſchen Philoſophie, in demſelben Maaße wird auch das kunſtbildende Vermögen ſich wieder einſtellen und vor Allem das, worauf es hauptſächlich ankommt — der Segen von Oben. Man laſſe nur die Wahrheit ſich wieder Bahn brechen in alle Lebensverhältniſſe, und es wird auf dieſe Bahn auch die Schönheit ihren Glanz werfen: die äſthetiſchen Ideen eines Volkes ſind nur der Reflex ſeines Glaubens. Durch die Erneuerung des inneren Menſchen hat das Chriſtenthum bei ſeinem erſten Auftreten die Geſellſchaft umgebildet und verjüngt; das Chriſtenthum hat noch nichts von ſeiner Kraft verloren: geben wir uns demſelben nur hin und helfe in Demuth und Opferwilligkeit Einer dem Andern!

Glossar.

Das nachfolgende Vocabular soll mit Hülfe der beigegebenen Zeichnungen die am häufigsten vorkommenden technischen Benennungen der einzelnen Bautheile dem in der Materie Unbewanderten erklären. Es hat, wie das ganze Buch, zunächst nur das praktische Bedürfniß zum Zielpunkt und macht weder auf Vollständigkeit noch auf innere Vollendung Anspruch: der Laie schreibt für Laien von seinem Standpunkte aus. Letzterer wird es denn auch erklären, weshalb in der Auswahl der Abbildungen der gothische Baustyl sich ausschließlich berücksichtigt findet.

(Hierzu die Abbildungen auf den beiden letzten Tafeln.)

Abakus: viereckige Platte, welche das Capitäl deckt und so den Uebergang von der Säule zum Gebälke bildet. Gehört vorzugsweise den vorchristlichen Stylen an. (s. Säule).

Achtort: zwei sich durchkreuzende Vierecke (Grundquadrate), das gewöhnliche Schema des Chorschlusses bei den Alten, wonach sich auch im Uebrigen die Bildungen zu richten pflegen.

Ambonen: kanzelartige Aufbauten au der Gränze zwischen Chor und Schiff in der Basilika, von welchen herab dem Volke das Evangelium und die Episteln vorgelesen wurden.

Apsis: (Chornische, Tribüne, Concha) der hinterste Theil am Chore einer Basilika, gebildet durch eine im Halbkreis gezogene Mauer und mit einer Halbkugel überwölbt. Auch wohl Presbyterium genannt, weil in älterer Zeit die Sitze der Priester sich an den Halbkreis anlehnten. Später, als der Chor sich selbstständiger entwickelte, fiel sie weg.

Architrav (der), macht mit dem Fries- und Hauptgesims das Gebälke aus, welches die einzelnen Säulen der Länge nach miteinander verbindet, und zwar lagern auf ihm die übrigen Theile des Gebälkes.

Archivolte (die): bildet wie der Stirnbogen, der Bogensturz und die Gewände die Einfassung der vorderen Ansicht eines Bogens. In der antiken Baukunst tritt diese Umrahmung aus der Mauerfläche hervor, in der christlichen, namentlich der gothischen, profilirt sie sich einwärts und wird vorzugsweise durch wechselnde Rundstäbe und Kehlen gebildet. (S. Abb. 1).

Arkade: eine fortlaufende Reihe von Bogen. Bei mehrschiffigen Kirchen trennen diese Bogenreihen die Schiffe von einander. Vgl. Bogen.

Arkaturen: Reihen von geblendeten Bogenstellungen, welche sich im Aeußeren oder im Inneren eines Baues hinziehen, um die Monotonie der Wände zu brechen. Dieselben haben zumeist nur einen ornamentalen Zweck.

Arm: s. Transept.

Atrium (Paradisus), der mit Hallen umgebene Vorhof der ältesten christlichen Kirchen, in dessen Mitte der Reinigungsbrunnen (Labrum, Cantharus) sich befand.

Attiken: Aufsätze über dem Hauptgesimse eines Bauwerks, in der mittelalterlichen Architektur durch Balustraden oder Brustlehnen ersetzt, welche das Hauptdach umziehen.

Aufriß: die äußere Ansicht eines Gebäudes mit seinen Façaden, Fronten, von welchen eine sich besonders durch Anlage und Schmuck auszeichnet: Hauptfronte. Der Aufriß, welcher in der Steinmetzensprache auch Aufzug und Auszug genannt wird, liegt im Grundrisse (s. d. W.) beschlossen, soweit die aufstehenden Massen sich senkrecht über denselben erheben.

Baldachin: (Abb. 16), Ueberdachung einer Figur.

Baldachin: s. Tragstein.

Balustrade: s. Attiken.

Band: s. Holzkehle.

Baptisterium: ein runder oder mehreckigter Centralbau in der Nähe der Basiliken zur Vornahme der h. Taufhandlung. In der Mitte des Baues befand sich die Taufwanne. Als später innerhalb der Kirchen getauft ward, nannte man auch wohl die speciell dazu bestimmte Räumlichkeit das Baptisterium. Im uneigentlichen Sinne werden alle kleineren um einen Mittelpunkt angelegten Kirchen mit diesem Namen belegt, insbesondere solche, welche, wie z. B. Schloßcapellen, nur für den Privatgottesdienst eingerichtet sind und deshalb der Schiffe entbehren können.

Basiliken: ursprünglich große, durch zwei oder mehr Säulenreihen abgetheilte Bauwerke, welche zu Versammlungen, kaufmännischen Geschäften und zu Gerichtsverhandlungen benutzt wurden. Sie waren zum Theil mit flachen Decken versehen, zum Theil unbedeckt. Als christliche Kirchen erbaut werden durften, bediente man sich bei deren Anlage vorzugsweise der Grundform dieser Basiliken. Dieselbe ist ein längliches Viereck, an dessen einer Schmalseite die muschelartig mit einer Halbkugel überwölbte Nische (Apsis, s. d. W.) vorsprang. Zuweilen befanden sich oberhalb der Seitenschiffe Emporkirchen, welche dann von den Frauen benutzt wurden. (S. Atrium, Ambonen). Die Basilika wurde durch die Einführung des Gewölbebaues wesentlich umgebildet, nachdem ihre Form im Abendlande die herrschende geworden war. Sie ist ein sogen. Längenbau (die Längenrichtung waltet darin vor) zum Unterschiede von dem Centralbaue, dem im Oriente herrschenden Typus, als dessen Muster die von Justinian erbaute Sophienkirche zu Constantinopel erscheint. Der eigentliche

byzantinische Styl nimmt von hier seinen Ausgangspunkt. Im uneigentlichen Sinne wird auch wohl der zunächst in der Lombardei, wie zuvor angeführt, umgebildete romanische Basilikenstyl, wegen seiner allerdings theilweise aus Byzanz stammenden Ornamentik, mit dem Namen: byzantinischer Styl, belegt.

Basis: s. Pfeiler und Säule.

Bildniß: alter Steinmetzenausdruck zur Bezeichnung derjenigen Bildhauerei, welche andere als vegetabilische („Laubwerk") und architektonische Darstellungen befaßt, vorzugsweise Statuen und Reliefs.

Blätterknoten: auf den Giebelschenkeln s. Strebebogen.

Bogen: gewölbte Ueberdachungen, welche sich entweder auf Mauern oder auf vereinzelte Glieder (Pfeiler, Säulen) stützen. Die Kämpfergesimse trennen den Bogen von seiner senkrechten Stütze, wo nicht beide ohne irgend ein vermittelndes Glied in einander übergehen. Die Seitenfläche des Bogens nach der Dicke der Wölbung bei Fenster und Thüren wird Leibung genannt. Der Bogen ist durchgängig stärker als eine wagerechte Ueberlage; seine einfachste Form ist der Halbzirkel. Der Stichbogen wird dagegen aus Zirkelstücken gebildet. Die wichtigste, den gothischen Styl charakterisirende Gattung desselben ist der Spitzbogen. (Abb. 2). Er ist ein gleichseitiger, wenn er aus einem gleichseitigen Dreieck construirt wird und der Mittelpunkt des Kreises, dessen Segmente den betreffenden Bogen bilden, im Fußpunkte (Stützpunkte) des anderen Bogens liegt. Je nachdem die Mittelpunkte der Kreise zwischen die beiden Fußpunkte oder außerhalb derselben rücken, entsteht der stumpfe, oder aber der lanzettförmige Spitzbogen. (S. Gewölbe, Archivolte, Gratbogen und Gurtbogen).

Bogenfries: s. Tragstein.

Bogensturz: s. Archivolte.

Bossen: s. Strebebogen.

Cannelirung: s. Säule.

Capitäl: s. Säule.

Caryatide: Figur in hoch erhabener Sculptur, welche auf dem Kopfe ein Karnieß, einen Balken u. dgl. trägt. In der mittelalterlichen Architektur kommen die Caryatiden sehr selten zur Anwendung.

Cassetten: vertiefte Feldereintheilungen zur Erleichterung und Ausschmückung der Decken, insbesondere der Balkendecken, wie sie in der altchristlichen Basilika häufig vorkommen. Die Cassettenfelder werden durch allerhand Figuren- und Laubwerk, Rosetten, Sterne, Rauten u. s. w. in Verbindung mit Gold und Farbe verziert.

Catharinen-Rad, s. Radfenster.

Ciborium: (umbraculum, tabernaculum) ein auf vier Säulen über dem Altar sich erhebender Baldachin, dessen Inneres durch Vorhänge, welche zwischen den Säulen angebracht waren, den Blicken des Volkes entzogen werden konnte. Von der Decke dieses Baldachins hing der Behälter, worin die consecrirten Hostien aufbewahrt wurden, häufig in Gestalt einer Taube, nebst kostbaren Weihgeschenken u. dgl. herab. Später trat das in der Nähe des Altars an der Evangelienseite der Chorwand angebrachte Sacramentshäuschen (Abb. 13) an die Stelle. Dermalen bezeichnet Ciborium ein geweihtes Gefäß in Form eines großen Kelches zur Aufbewahrung der h. Hostien.

Confession: ursprünglich eine Wölbung unter dem Altare mit Reliquien von Märtyrern oder Bekennern. Als später die Altäre erhöht wurden, brachte man den Reliquienbehälter unter der Altarplatte an oder ließ in letztere eine Höhlung zu diesem Zwecke ein. Der Name stammt, nach Pellicia (I. 5.) daher, weil der Priester sich beim Beten des Confiteor in der Meßliturgie nach dem in Rede stehenden Behälter hin zu neigen hat.

Console: s. Tragstein.

Crypta: Unterkirche für die Todtenfeier. Dieselbe nimmt meistens den Raum unter dem Chore ein; zuweilen erstreckt sie sich auch unter der ganzen Kirche her und diente zunächst als Begräbnißstätte für die Angehörigen der betreffenden Kirche. Bei den Kirchen gothischen Styles kommen Crypten äußerst selten vor.

Dachfirsten: die obere Kante des Daches, bei reicheren Bauten durch einen darüber hinlaufenden Kamm verziert. Derselbe ist von Blei, welches zu allerlei Figuren (meist Dreiblätter oder Lilien) ausgeschnitten ist. Die Bleidächer wurden häufig ornamentirt. (Abb. 3.) In neuester Zeit werden die Kämme auch wohl — ganz styl- und zweckwidrig — aus Gußeisen angefertigt.

Dachreiter: (Abb. 4) ein nicht gemauerter Thurm auf der Dachfirste ruhend und zwar meist auf dem Durchschnittspunkte der beiden Schiffe. Die sogen. Sanctusglocke wird darin aufgehängt.

Deckenschaft: freistehender Pfeiler zur Unterstützung wagerechter Lasten.

Dienste: s. Pfosten.

Eckblatt: s. Säule.

Empore: erhöhete Logen in der Kirche, welche in der Periode des romanischen und des Uebergangsstyls häufig die Arkaden des ganzen Hauptschiffes entlang über der Wölbung der Seitenschiffe sich hinziehen, meist aber im westlichen Theile des Mittelschiffes angebracht wurden.

Entlastungsbogen: s. Gurtbogen.

Eselsrücken: ein geschweifter Spitzbogen.

Fase: abgeschrägtes Glied.

Fassade: s. Aufriß.

Fischblasen: s. Maaßwerk.

Fialen (auch wohl „Violen") (Abb. 5) mit Blumenknäufen (Kreuzblumen) und Blattwerk (Bosen, Bossen) verzierten pyramidalischen Auslaufungen von Strebepfeilern. Indeß wurden die Fialen auch nicht selten als selbstständiges Verzierungsglied angewendet, wo sie denn aus drei Theilen, dem Fuß, dem Leib und dem Riesen (pyramidalische Verdachung, verwandt mit dem englischen: to rise, aufsteigen) gebildet wurden. S. Wimberg.

Flammen: s. Maaßwerk.

Fresco: Wandmalerei auf den noch nassen, frischen (al fresco) Kalk, wodurch sich die Farben mit letzterem derartig verbinden, daß sie auf mechanischem Wege nicht mehr davon getrennt werden können. Diese Gattung der Malerei kam vorzugsweise in Italien vom Ende des 15. Jahrhunderts ab in Schwang. Im weiteren uneigentlichen Sinne nennt man auch wohl alle Arten von Wandgemälden Fresken, insbesondere die tempera-ausgeführten und die enkaustischen Malereien. Bei diesen ist eine gewisse Wachsmischung das Bindemittel, welches durch Hitze mit der Wand in Verbindung gebracht wird. Die Temperabilder wurden mittelst Eiweis auf Holz auch wohl auf Leinwand und

Kreidegrund gemalt, sollen direct auf die Wände im Innern, zu deren Bemalung man sich im Mittelalter meist der Wasserfarben bediente.

Fronte: s. Aufriß.

Fuß: s. Gesims und Fiale.

Gaden: die Geschosse, welche auf einandergestellt den Bau bilden.

Gesimse (Simse): (Abb. 6), dieselben haben die Begränzung und Vermittelung größerer Abtheilungen eines Baues zum Zwecke, sie gliedern denselben und machen seinen Organismus anschaulich. Sie selbst sind verschiedenartig besonders mit Rücksicht auf den Wasserabfluß und die Schattenwirkung gegliedert. Das Fußgesims begränzt den untersten Theil, den Fuß des Baues, das Deck-, Krönungs-, Kranz- oder Hauptgesimse schließt das Ganze schützend nach oben ab; die Gurt-, Trennungs- und Einfassungsgesimse sind von untergeordneter Bedeutung und schon durch ihre Namen genügend bezeichnet. Das Kafffims ist das unter den Fenstern hinlaufende Gesims; eine Gurtung nennt man ein Gesims zur Abschließung eines Geschosses.

Gewölbe (das): ist eine gebogene, dergestalt aus Steinen zusammengefügte Decke, daß dieselben sich wechselsweise in ihrer Lage halten. Der Bogen (s. d. W.) ist das Grundelement des Gewölbes. Die Alten kannten folgende Hauptarten von Gewölben: 1) das Tonnengewölbe, durch einen Halbcylinder gebildet; wo denn vier sphärische Dreiecke, Gewölbkappen, entstehen. (Abb. 7) 2) das Kreuzgewölbe, durch zwei sich durchkreuzende Tonnengewölbe gebildet; 3) muschelförmige Gewölbe, deren Form schon der Name andeutet; 4) das Kuppelgewölbe, welches sowohl im Grundrisse als im Durchschnitte Kreislinien beschreibt. Unter letzterer Bezeichnung begreift man indeß auch solche, welche im Grundrisse Polygone bilden und deshalb mit Ecken oder Gräten versehen sind, die aus den Winkeln des Polygons aufsteigen (Kloster-Haubengewölbe). Vom 12. Jahrhundert ab herrscht in der christlichen Baukunst das spitzbogige Gewölbe vor, welches aus zwei gleichen Zirkelbogen besteht und daher auch zwei Mittelpunkte hat, deren Lage die Höhe des Gewölbes bedingt. Die, hauptsächlich technischen, Vortheile dieser gothischen Gewölbe bestehen darin, daß sie weniger Druck ausüben und aus kleinerem, minder sorgfältig bearbeitetem Material angefertigt werden können, wodurch sie denn verhältnißmäßig dauerhafter und wohlfeiler auszuführen sind, als die anderen Gewölbe. Ueberdies gestatten sie dem Baumeister mehr künstlerische Freiheit und ermöglichen so eine größere ästhetische Wirkung. Den Gegensatz zum Spitzgewölbe bildet das platte Gewölbe. Es besteht aus graden Bogen, welche aus keilförmigen Steinen sich zusammensetzen. Dieses Gewölbe ist von allen das schwächste.

Giebel: Schluß eines Gebäudes mit Satteldach, an dessen schmalen Seiten er vorkommt; seine Form ist das gleichschenkelige Dreieck. Ueber Ziergiebel im gothischen Style s. Wimberg.

Giebelreiter: ein auf einem Wandgiebel angebrachtes Thürmchen. (Abb. 4a.)

Grat: die Kante, welche zwei Gewölbkappen begränzt.

Gratbogen: (Abb. 7b.) Bogen, welche sich zufolge der wechselseitigen Durchschneidung der Gewölbfelder in der Durchschneidungslinie bilden.

Gurtbogen: (Abb. 7c.) dieselben bilden die Träger, das Gerippe der Bedeckung oder Ueberwölbung des Innern, sie springen von Pfeiler zu Pfeiler,

sowohl in der Länge als in der Breite des Bauwerks (Längengurtbogen, Quergurtbogen), und bilden den Einschluß, die Umrahmung der Gewölbe. Es werden häufig sogen. Entlastungsbogen darüber angebracht, eine Art von Hülfsconstruction zum Zwecke der Verminderung und Ableitung des vertikalen Druckes. Die Gurtbogen, welche als Scheidebogen zwischen Pfeilerstellungen dienen, sind aus mehreren Gliedern, Rundstäben, Kehlen, Fasen ꝛc. gebildet.

Halbsäulen: (Wandsäulen), mit den Mauern verbundene, zur Hälfte daraus hervorragende Säulen. Dieselben kommen erst bei den Römern häufig vor. Wandpfeiler, Pilaster s. Pfeiler.

Halbfronte: s. Aufriß.

Helm: das pyramidenförmige Dach eines Thurmes. Die schlanken Helme kamen erst im spätern Mittelalter auf; sie wurden meist von Holzwerk, auch wohl ganz von Stein (besonders in England) ausgeführt.

Hohlkehle: (Kehle, Kehlleiste), ein untergeordnetes, durch Eintiefung gebildetes architektonisches Glied zur Vermittlung größerer Bautheile, so wie die Plättchen, Stäbchen, der Band, Wulst und die verschiedenen Arten von Wellen. Dieselben gehören vorzugsweise der heidnischen Architektur an oder wurden doch in der christlichen Periode sehr frei behandelt.

Hufeisen-Bogen: Rundbogen, welche sich unten wieder einwärts ziehen und besonders der arabischen (mauriſchen) Architektur eigen sind.

Kämpfer: s. Bogen.

Kaffims: s. Gesimse.

Kamm: s. Dachfirste.

Kappe: (Abb. 7 a.) ein Feld eines in mehrere Abschnitte getheilten Gewölbes. Im gothischen Bausthle werden die Gewölbkappen in der Regel durch Rippen aus Haustein von einander geschieden, welche indeß mehr eine ornamentale als eine constructive Bedeutung haben, da das Gewölbe nicht eigentlich auf denselben ruht, sondern in sich selbst seinen Schluß und Halt finden muß.

Knauf: s. Säule.

Kragstein: s. Tragstein.

Kreuzblume: s. Wimberg.

Kreuzfeld: (Vierung), das durch die Durchschneidung des Langhauses und des Querschiffes gebildete Feld.

Kreuzwerk: a. Steinm.-Ausdruck für Kreuzschiff, Transept, Querschiff.

Lanterne: kleinerer, meist kuppelförmiger Thurm auf dem Durchschnittspunkte oder auf der Höhe einer großen Kuppel, welcher vorzugsweise dazu bestimmt ist, Licht in das Innere einzulassen.

Laibung: (Leibung) s. Bogen.

Leib: s. Fiale.

Lichtgaden: s. Triforium.

Maßbrett: Steinmetzen-Ausdruck für Chablone.

Maßwerk: (Abb. 8), im weitern Sinne, alle diejenigen Constructionstheile, in welchen die streng geometrische Gestaltung vorherrschend war, im Gegensatz zum „Pflanzenwerk" (das französische maçon und das englische mason hängen wohl damit zusammen); im engeren Sinne, Combinationen von geometrischen Figuren, besonders Kreisen und sogen. Päſſen (s. d. W.) zur Füllung leerer Zwischenräume z. B. des obern Theiles der Fensteröffnungen

(s. Fenster) der Geländer, der Wimberge u. s. w. Die Profilirung (der Umriß) dieser Glieder ist sehr sinnreich auf die wechselnden Verbindungen jener Figuren und ihre Functionen berechnet, überhaupt gehört das Maaßwerk zu den charakteristischsten Eigenthümlichkeiten des gothischen Styls. Die complicirteren, insbesondere die geschwungenen „Formen" (sogen. Fischblasen, Flammen) kommen erst in der späteren Gothik vor und werden daher gewöhnlich als Zeichen des Verfalles betrachtet, obgleich sie, am rechten Orte angewendet, z. B. wo das ornamentale Element vorzuwiegen hat, sehr angemessen erscheinen können. Als Gegensatz zum Maßwerk, worin das rein Technische überwiegt, ward wohl der Ausdruck „Kunst" zur Bezeichnung der freieren Thätigkeit des Bildhauers gebraucht.

Modell s. Säule.

Modillon s. Tragstein.

Nase: (Abb. 9a.) ein Glied in den Päßen (s. d. W.) durch die Auslaufungen zweier sich berührender Bogenlinien gebildet, die aus einer Hohlkehle auslaufen und daher zwischen sich und der Hohlkehlenlinie einen dreieckigen Raum bilden. Sie ist zugespitzt, auch wohl noch durch ein Rosettchen verziert.

Netzgewölbe: (Abb. 10) ein mit netzförmig sich durchschneidenden Gräten (Rippen) überzogenes, in derselben Form gebrochenes Gewölbe. Eine Species davon ist das Sterngewölbe, dessen Schema ineinander laufende Sterne bilden. Solche complicirte Gewölbformen kommen selten vor dem 15. Jahrhundert vor.

Oberlicht: ein Fenster gleich oberhalb des Thürsturzes.

Ordnung: s. Säule.

Ort: (auch wohl: Uhr) Steinmetzen-Ausdruck für: Ecke, z. B. ein Achtort, Achtuhr für Achteck. In den mittelalterlichen Grundrissen spielt das „Achtort" eine besondere Rolle.

Paß, (Dreipaß, Abb. 9, Vierpaß, Mehrpaß) durch Zirkelschläge gebildete Formen des Maaßwerkes (s. d. W.) in Gestalt von Dreiblättern, Vier-, Fünf- und Mehrblättern.

Pfeiler: (Abb. 11), (in christlichen Bauwerken) freistehende, zum Tragen der Bogen, Gewölbe und sonstigen Ueberdachungen bestimmte Glieder. Während die Säule (s. d. W.) ein nach feststehenden Verhältnissen gestalteter, in sich geschlossener Organismus ist, verstattet der weniger selbstständige Pfeiler jede Freiheit, welche der Zweck und der Charakter des ganzen Baues erfordern. An dem vorchristlichen Tempel, der wesentlich Außenbau war, bildete die Säule das Hauptarchitekturstück, wohingegen der, vorzugsweise dem Innenbaue dienende Pfeiler sich, wie bemerkt, in jeder Hinsicht mehr dienend verhält und daher in den verschiedensten Gestaltungen und Proportionen vorkommt, vom schwerfälligen viereckigten Pfeiler aus Mauerstein bis zum zierlich-schlanken Bündel hinauf, der elastisch wie ein Springquell aus dem Boden aufsteigt und seine Strahlen über das Gewölbe hin ausbreitet. Weder der Fuß noch das Capitäl, beziehungsweise der Kämpfer (s. d. W.) sind wesentliche Bestandtheile des Pfeilers; wo dieselben vorkommen, zeigen sie gleichfalls die verschiedenartigsten Formen und Ornamente. In der Mitte zwischen dem gothischen Pfeiler und der antiken Säule, jedoch der letzteren näher, steht die romanische Säule meist mit attischer Basis (eine Hohlkehle zwischen zwei wulstförmigen Ringen auf einer Platte oder Plinthe). Charakteristisch für diese Säulengattung ist noch das Eckblatt, welches auf den

vier Ecken der Platte liegt und sich an den untern Wulst anschließt. Die Capitäle sind der Regel nach entweder sogen. Würfelcapitäle (ein unten abgekanteter und zugerundeter Würfel) oder freie Nachbildungen des korinthischen Capitäls. Der antike Pfeiler, Pilaster, schließt sich, correspondirend den Säulen, an die Mauer an, indem er letzteren ihre Verhältnisse und Verzierungen entlehnt. — (Vgl. noch Strebepfeiler).

Pfosten: (Abb. 9 b.) Stäbe von Stein, durch welche die großen Fenster des gothischen Stils in mehrere Compartimente abgetheilt werden und die oben in der Bogenöffnung des Fensters in das Maßwerk (in der Steinmetzsprache auch wohl schlechthin „Formen" genannt) übergehen, welches diese Oeffnung mit Ornament ausfüllt. Bei mehrtheiligen Fenstern sind die Pfosten häufig von verschiedener Stärke, so jedoch, daß der schwächere (der „junge") in dem stärkeren (der „alte") Pfosten enthalten ist und nur einen Abschnitt desselben bildet. In ähnlicher Art unterscheiden sich auch die sogen. Dienste (d. h. aus dem Kerne der Pfeiler hervortretende Halb- oder Dreiviertelssäulen, auf welchen oben die Bögen und die Rippen ruhen und die den sogen. Pfeilerbündel ausmachen helfen), in alte und junge Dienste.

Platte: s. Pfeiler.

Plättchen: s. Hohlkehle.

Plinthe: s. Pfeiler.

Pilaster: s. Säule und Pfeiler.

Postament s. Säule.

Radfenster: (Abb. 12), (Rosette) rundes, durch speichenartige Stäbe in verschiedene Abtheilungen zerfallende Kirchenfenster. Dieselben kommen vorzugsweise an den Giebelseiten oberhalb der Portale vor und werden vom 13. Jahrhundert ab, besonders in Frankreich ziemlich allgemein. Das germanische Mittelalter knüpfte an das Rad, welches in der heidnischen Zeit eine Beziehung zur Verehrung des Sonnengottes gehabt zu haben scheint, allerhand mystische Vorstellungen (Glücksrad, Schicksalsrad) wodurch denn die Fensterrose eine besonders bedeutsame Rolle spielt. Auf der Peripherie und zwischen den Speichen des Radfensters wurden denn auch nicht selten menschliche Figuren angebracht. Von dem Marterwerkzeug der Heiligen wird das Radfenster auch wohl Catharinen-Rad genannt.

Riesen: s. Fiale.

Rippe: s. Kappe.

Sacramentshäuschen: s. Ciborium.

Säule: runde Stütze einer wagerechten Decke, bestehend aus dem Fuße (Basis), dem Schafte und dem Capitäle (Knauf, Säulenkopf). Zuweilen werden unter den Säulen noch Postamente (Säulenstühle) angebracht. Der Schaft ist der eigentliche Körper der Säule; seine Mittellinie (Axe) muß geradlinig, seine Grundfläche rund sein. Das Verhältniß seiner Stärke zur Höhe wechselt nach dem ästhetischen und praktischen Zwecke. Je geringer das Verhältniß der Stärke zur Höhe, desto kräftiger erscheint die Säule. Die Stärke derselben nimmt nach oben zu ab (Verjüngung) und erhält der Schaft eine schwache Biegung oder Schwellung (Entasis) seiner Außenlinien. Die Schäfte sind entweder glatt, oder mit Streifen, Canneluren (abgerundete Einschnitte, Kerbe) versehen. Der Säulenfuß dient dem Schafte unmittelbar zur Unterlage; in der Regel beträgt seine Höhe die Hälfte des unteren Säulen-

schaft-Durchmessers (Model). Das Capitäl trägt die Last des Gebälkes, worauf seine Construction im Allgemeinen und mehrere untergeordnete Glieder desselben (Abakus, Echinus, Hals u. s. w.) hindeuten. Die Griechen hatten drei Gattungen von Säulen (Ordnungen), welche zugleich das Gebälke und überhaupt den Styl des Bauwerkes bedingten: die dorische, die jonische und die corinthische Ordnung. Aus der Vereinigung der beiden letzteren entstand die zusammengesetzte (composite) oder römische Ordnung. Sodann ist noch die durch ihre Einfachheit ausgezeichnete, angeblich von den Etruskern herstammende toscanische Ordnung zu erwähnen. Das Detail ist hier um so mehr zu übergehen, als die Säule für christliche Baukunst von untergeordneter Bedeutung ist, indem der Pfeiler an ihre Stelle tritt. (s. d. W.)

Satthelthurm: ein in Giebel auslaufender Thurm.

Schaft: s. Säule.

Scheidebogen: s. Gurtbogen.

Scheitel: der höchste Punkt eines Bogens oder Gewölbes.

Schlußstein: (Abb. 7d.) das im Durchschneidungspunkte der Kreuzrippen befindliche, meist runde Glied, welches den Scheitel des Gewölbes bildet. Im späteren Mittelalter wurde der Schlußstein häufig mit reichbemalten Relief-Darstellungen verziert.

Schnecke: alter Ausdruck für Wendeltreppe.

Schwellung: s. Säule.

Spandrille: s. Zwickel.

Sparrenkopf: s. Tragstein.

Sprossenwerk: s. Pfosten.

Stäbchen: s. Hohlkehle.

Steinwerk: in der alten Steinmetzensprache künstlich construirte Architekturglieder wie Fialen, Wimberge u. s. w.

Sterngewölbe: s. Netzgewölbe.

Stichbogen: ein flacher Rundbogen.

Stirnbogen: s. Archivolte.

Strebebogen: (Abb. 14) ein aufsteigender Schwibbogen, welcher Strebepfeiler unter sich und mit der Wand verbindet, um den auf letztere drückenden Schub der Gewölbe nach den Streben überzuleiten. Dieselben sind meist durchbrochen und oben mit knollenartig in einander gewundenen Blättern (Bossen, Krabben) verziert.

Strebepfeiler: (Abb. 2b.) Widerhalter aus der Wand, vorspringende viereckigter Mauerpfeiler, welche ein Widerlager gegen den Druck der Gewölbe nach außen bilden. Da bei dem gothischen Style dieser Druck oder Schub stets auf einzelne Punkte hingeleitet wird, so genügte es, in der Richtung dieser Punkte die Mauer entsprechend zu verstärkern. Bei großen Kirchenbauten mit niedrigeren Seitenschiffen ließ man freistehende Strebepfeiler über letztere aufsteigen und verband dieselben durch Strebebogen mit der Wand des Hauptschiffes.

Strebesystem: (Abb. 14) nennt man den Inbegriff derjenigen baulichen Glieder, welche die Bestimmung haben, den Seitendruck der Gewölbe aufzunehmen und in einem Verticaldruck umzuwandeln. Damit im Zusammenhang steht der von den Meistern des Mittelalters zum Constructionsprincip erhobene Erfahrungssatz, daß bei einer gleichen Menge von Material eine dünne Mauer mit Streben mehr Stärke nnd Widerstandsfähigkeit besitzt, als eine dickere ohne Streben.

Thürsturz: die horizontale Ueberdeckung des Portales. Zuweilen ist dieselbe in den beiden Winkeln noch durch tragsteinartige Vorsprünge unterstützt.

Tragstein: (Kragstein, Console, Modillon; Abb. 15) ein aus der Wand vorspringendes Glied, welches ein anderes Architekturglied (z. B. den Kranzleisten) unterstützt. In der christlichen Architektur tritt an die Stelle derselben, besonders zum Tragen des Daches vielfach der sogen. Bogenfries aus Reihen an einander gefügter Halbkreise oder Spitzbogen bestehend. Im Mittelalter ward es sehr üblich, Standbilder auf Consolen oder Tragsteine zu setzen, und oberhalb der Figuren Ueberdachungen (Baldachine) vorspringen zu lassen. Console (Abb. 16a.) pflegt man Tragsteine von vorherrschend decorativen Charakter zu nennen.

Transept: das Wort wird in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht, indem es sowohl das ganze Querschiff, als auch die über das Hauptschiff vorspringenden Arme des Querschiffes bezeichnet. Die erstere Bedeutung ist indeß wohl die richtigere. Es gibt mittelalterliche Kirchen mit zwei und selbst mit drei Transepten. Der Name kommt von trans und septum der Abschluß, welcher das Querschiff vom Chore trennt.

Triforium: Gallerien, welche sich in den größeren gothischen Kirchen zwischen den obersten Fenstern des Mittelschiffes (sogen. Lichtgaden, englisch clerestory) und den Arkaden hinziehen.

Triumphthor: der Bogen, welcher das Mittelschiff der Kirche von dem Kreuz- oder Querschiffe, oder, wo ein solches nicht vorhanden ist, von dem Chore trennt.

Tympanum: das über den Portalen befindliche Bogenfeld. Dasselbe wurde im Mittelalter meist mit Bildwerk in erhabener Arbeit ausgeschmückt.

Uhr: s. Ort.

Verkröpfung: (Ueberschneidung), (Abb. 17), ein durch das Zusammenstoßen von Gesimsen gebildetes Glied. Die spätere Gothik ist besonders stark in Verkröpfungen.

Vierung: s. Kreuzfeld.

Walmung: Abdachung bei den Dächern.

Wandmalerei: s. Fresken.

Wandpfeiler: s. Pfeiler.

Wandsäule: s. Halbsäulen.

Wasserschlag: aus der Wand vorspringendes Glied, um das Wasser aufzufangen und von ersterer ferne zu halten.

Widerhalter: s. Strebepfeiler.

Widerlager: s. Bogen.

Wimberge: (Wind-Berge, Abb. 18), durchbrochene Ziergiebel über Spitzbogen, besonders über Fenstern und Portalen, auf deren hervortretender Profilirung die beiden Schenkel sich unten aufsetzen. Der Raum zwischen letzteren wird durch Maßwerk (s. d. W.) ausgefüllt; zur Seite stehen flankirend meist Fialen (s. d. W.); die Spitze der Wimberge krönt die Kreuzblume (Abb. 18a., in der Hüttensprache schlechthin „Blume" genannt) eine aus zwei übereinandergelegten Parallelogrammen construirtes Ornament, welches vielfach auf auslaufenden Spitzen im gothischen Baustyle vorkommt. Auf dem äußeren Rande gedachter Schenkel sind Blattverzierungen sogen. Bossen (Abb. 18b.; s. Strebebogen) angebracht. Eine sehr merkwürdige Abhandlung

über die Conſtruction der Wimberge und der Fialen aus dem Jahre 1486 von dem Regensburger Dombaumeiſter Matthias Roriczer (mit Einleitung und Commentar herausgegeben von A. Reichensperger, Trier bei Lintz 1845) gibt zugleich Aufſchluß über die Conſtructionsmethode der alten Meiſter überhaupt.

Wulſt: ſ. Hohlkehle.

Zackenbogen: (Abb. 18c.) auch wohl feſtonirter Bogen genannt, ein an der unteren Bogenlinie durch vorſpringende kleine Zirkelabſchnitte ausgezackter Bogen. Kommt vorzugsweiſe in Spanien und bei unſerer Spätgothik vor.

Zwickel: (Abb. 19, Spandrille) die dreieckigten Wandflächen an der Scheidemauer, welche zur Seite der Bogen übrig bleiben und oben durch ein horizontales Geſims begränzt ſind.

Berichtigungen.

Seite 9 Zeile 13 lies: Prieſterſchaft ſtatt Prieſterherrſchaft und
" 13 " 22 " Unverſtand ſtatt Verſtand.

Die Abbildungen zu vorliegender Schrift.

Das Motiv des, von der kunstgeübten Hand des Meisters V. Statz gefertigten Titelbildes, dessen Beziehung zu vorliegender Schrift wohl nicht erst näher dargelegt zu werden braucht, ist dem südlichen Portale der Xantener St. Victorskirche entnommen, welche, wie so viele andere Bauwerke des Mittelalters, theils unvollendet, theils verfallen dasteht. Schon seit Jahren trägt man sich mit dem Plane, die Restauration des herrlichen, auf das Aeußerste bedrohten Baudenkmals in Angriff zu nehmen und scheint es eben, als ob für dasselbe ein neuer Morgen anbrechen wollte. Der Mönch und der Werkmeister berathen, wie das Alte zu erhalten und das Neue damit in Einklang zu bringen, wie die wechselseitige Durchdringung von Gottesgelehrsamkeit und Kunst herzustellen sein möchte.

Tafel I. und II. Kirche zu Müllenbach auf dem Maifeld, bis zum Helme fertig. Sie ist aus Hau- und Bruchsteinen dortiger Gegend, meist von freiwilligen Beiträgen erbaut und kostet bis zum Thurmkreuze hinauf 15,000 Thlr.

Tafel III. Capelle zu Freß auf dem Mayfelde, errichtet von Hrn. Kraft, Subregens im Priesterseminar zu Trier mit einem Kostenaufwand von ungefähr 3000 Thlr; wobei indeß zu bemerken, daß in dortiger Gegend das Material eben so billig als trefflich ist. Die Leitung des Baues führte gleichfalls ein Priester, der in der kirchlichen Baukunst recht bewanderte Hospitalgeistliche Hr. Meurer aus Coblenz. Der gradlinigte Chorschluß im Entwurfe des Hrn. Statz wurde bei der Ausführung in einen dreiseitigen umgeändert. Im Allgemeinen möchte indeß der in England allgemein übliche viereckigten Form des Chores für derartige Bauten wohl der Vorzug zu geben sein. Es ist diese Form nicht blos wohlfeiler, sondern sie ist insofern auch angemessener, als das Fenster in der Schlußwand einen größeren Umfang bekommt, dem Ganzen zu einem bedeutenden Schmucke gereicht und zugleich für den Altaraufsatz eintritt. Dies Alles gilt natürlich nur unter der Voraussetzung, daß hier ein Farbenfenster angebracht wird, welches übrigens, falls nur die rechte Methode befolgt wird, einen besonders namhaften Kostenaufwand nicht erfordert. Endlich läßt sich auch bei der in Rede stehenden Form des Chores dessen hintere Hälfte füglich zu einer Sacristei herrichten, wie sie einer Capelle entspricht.

Tafel IV. Fenster, von welchen die drei oberen nur eine farbige Einfassung haben, die drei unteren durchaus in Farben gemustert sind. Letztere sind in der Glasbrennerei-Anstalt des Hrn. Baudri in Cöln für die Pfarrkirche zu Straelen bei Venloo ausgeführt worden.

Tafel V. Zusammenstellung von Fließen zur Beplattung, meist nach englischen Mustern.

Tafel VI. Romanischer Altar in der Kirche St. Gervais zu Mastricht, der h. Jungfrau gewidmet. In dem Medaillon inmitten des steinernen Aufsatzes sieht man eine sitzende h. Junfrau mit dem Kinde in sehr beschädigtem Zustande, in dem Halbkreise darüber mit Petrus und dem h. Gervasius (Pa-

tron der Kirche) zu beiden Seiten knieend. Mit Rücksicht auf die große Seltenheit von Mustern zu Altären in romanischen Style und auf die so traurigen Erfahrungen, welche allerwärts gemacht worden sind, wo man eine Kirche mit einem solchen versehen wollte, habe ich hier eine Ausnahme von der Regel, nur gothische Muster zu geben, eintreten lassen zu müssen geglaubt. Seitenstücke hierzu, jedoch ohne Aufsätze, finden sich in Didron's Annalen Bd. IV. S. 238 und Bd. XI. S. 28 abgebildet und ausführlich besprochen. Ueber unseren Altar hat der belgische Alterthumskenner A. Schaepkens eine lesenswerthe Abhandlung veröffentlicht.

Tafel VII. und VIII. Der Hauptaltar in der Elisabethenkirche zu Marburg. Die Zeichnung dieses Altares, welcher zu dem Besten dieser Art gehört, was ich jemals gesehen habe und sich wegen seiner Einfachheit besonders zur Nachahmung empfiehlt, verdanke ich der Güte des Herrn Architekten G. Ungewitter in Cassel. Derselbe gehört unverkennbar dem Ende des 13. Jahrhunderts an; in dem Glieder- und Laubwerk sind noch leise Nachklänge aus der romanischen Periode wahrzunehmen. Das Motiv zu dem Aufsatze ist von einem Reliquiarium hergenommen, wie denn auch die Reliquien des Schutzheiligen in einem Sarge ruhen, welcher nach dem Chorschlusse hin aus dem Aufsatze hervorspringt und brückenartig auf dem Altare einerseits und einem freistehenden Pfeiler anderseits ruht. Man sieht hier, daß es thurmhoher, überreicher Constructionen nicht bedarf, um selbst die glänzendsten Cathedralen mit einem würdigen Hochaltare auszustatten. In den Lauben befinden sich Statuetten und war der Aufsatz auf gemustertem, rothem und blauem Grunde reich vergoldet.

Tafel IX. Altar mit einem Aufsatze in Holzschnitzwerk von V. Statz für die Luxemburger Liebfrauenkirche entworfen und noch in der Ausführung begriffen, welche dem Bildhauer Stephan in Köln übertragen ist. Die Kosten des Ganzen werden sich auf 2000 bis 2500 Thlr. belaufen.

Tafel X. Zwei Taufsteine und zwei Weihwasserbecken, sämmtlich ausgeführt und zwar letztere in Köln zu dem Preise von 12 beziehungsweise 15 Thlr.

Tafel XI. Ein Sacramentshäuschen (a) für die Kirche zu Budberg bei Uerdingen projectirt; sodann unter c die Vorder- und unter b die Seiten-Ansicht eines für die St. Castorskirche zu Coblenz bestimmten Reliquienschreines. Derselbe ist von Holz, farbig staffirt und vergoldet; in die Felder kommen gemalte Figuren.

Tafel XII. Abb. a ein gemustertes Handtuch zum Gebrauche in der Sacristei auf einer Rolle unter einer geschnitzten Holzverdachung. Abb. b und e Weihwasserkessel; Abb. d eine Piszina; Abb. e ein Wandschrank zur Aufbewahrung von Kirchenutensilien; Abb. f ein hängendes Becken zum Abwaschen der Hände in der Sacristei. Die Buchstaben bezeichnen die Stelle, wo eine passende Inschrift angebracht werden kann.

Tafel XIII. Beschläge und Ornament von Eisen.

Tafel XIV. Abb. a Evangelienpult; b Stuhl für den officiirenden Priester; c Credenztisch, bei feierlichen Hochämtern zu gebrauchen.

Tafel XV. Kronleuchter aus Messing, projectirt für die Kirche zu Lobberich bei Kempen; soll leider nicht zur Ausführung kommen.

Tafel XVI. Armleuchter von Messing; der untere zur Beleuchtung mit Gas ist ausgeführt für die katholische Pfarrkirche zu Crefeld; sowohl der mittlere —

nach einem Muſter in der Reynoldikirche zu Dortmund — als der obere iſt für die Coblenzer Liebfrauenkirche angefertigt worden.

Taſel XVII. Ein eiſerner Standleuchter; ein Laternenarm von demſelben Materiale; zwei Altarleuchter von Meſſing.

Taſel XVIII. Oben zwei Vortragkreuze von Metall, unterhalb derſelben ein Kreuz von Holz auf einer Conſole.

Taſel XIX und XX. Monſtranzen, von welchen die Erſtere für das Hospital der barmherzigen Schweſtern in Bonn durch den Goldarbeiter Schwann in Köln ausgeführt worden iſt.

Taſel XXI. Ciborium für die St. Cunibertskirche in Köln durch den dortigen Goldarbeiter Horn ausgeführt.

Taſel XXII. Kelche und Patenen.

Taſel XXIII. Abb. a und b Weihrauchfäſſer, h Detail, c Schiffchen und e Weihrauchlöffel dazu. Abb. d, f, g Pollen und Pollenſchüſſel.

Taſel XIV. Abb. a geſticktes Kreuz auf der Rückſeite einer Caſel; b und c untere Theile von Stolen.

Taſel XXV. Muſter zu Stoffen für Kirchengewänder, ausgeführt in der Manufaktur von Caſaretto in Crefeld.

Taſel XXVI und XXVII. Miſſionshaus für Landsberg in Schleſien.

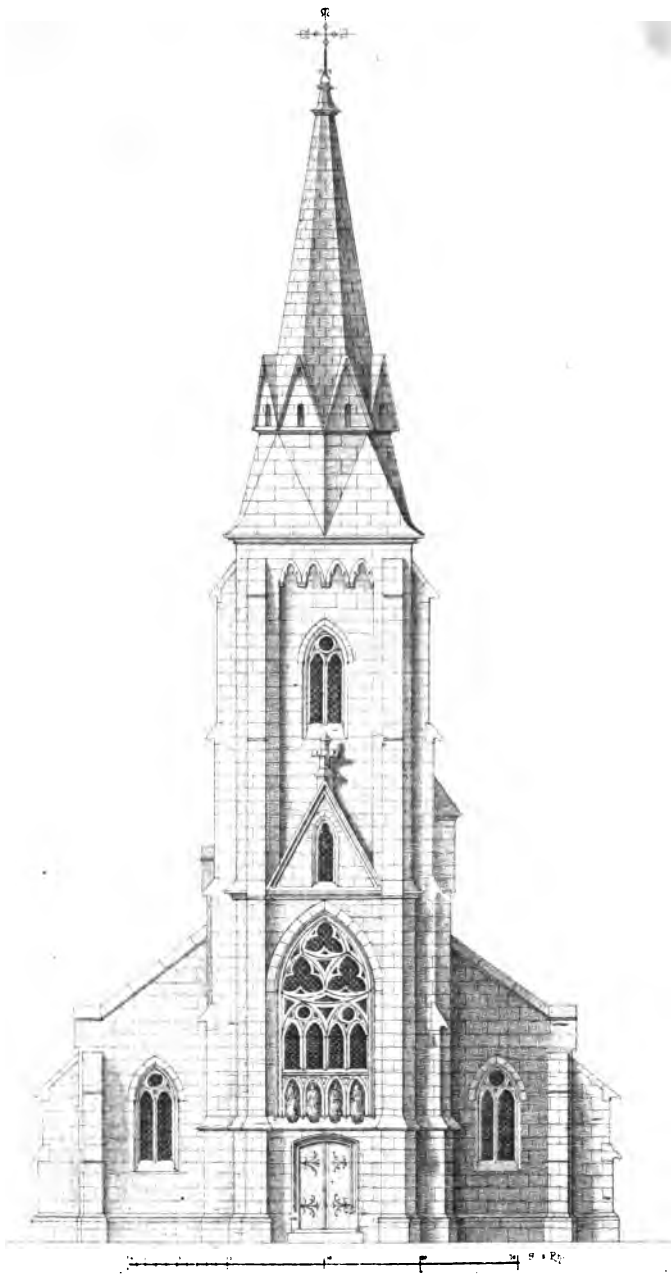
Taſel XXVIII und XXIX. Alte Kirchenſiegel. Abb. a. Siegel des Stiftes Berchtesgaden vom J. 1344 mit der Umſchrift: Sigillum Chunradi Dei gratia ecclesie Berthersgademensis prepositi. Abb. b. Siegel der Abtei Eberbach. Abb. c. Siegel mit der Umſchrift: Sigillum prioratus domus capitularis sante Barbare in Colonia. Abb. d. Siegel der Abtei Eichſtädt. Abb. e. Secretſiegel der Stadt Regensburg mit der Umſchrift: Secretum civium Ratisbonensium. Abb. f. Schweizer Kloſterſiegel.

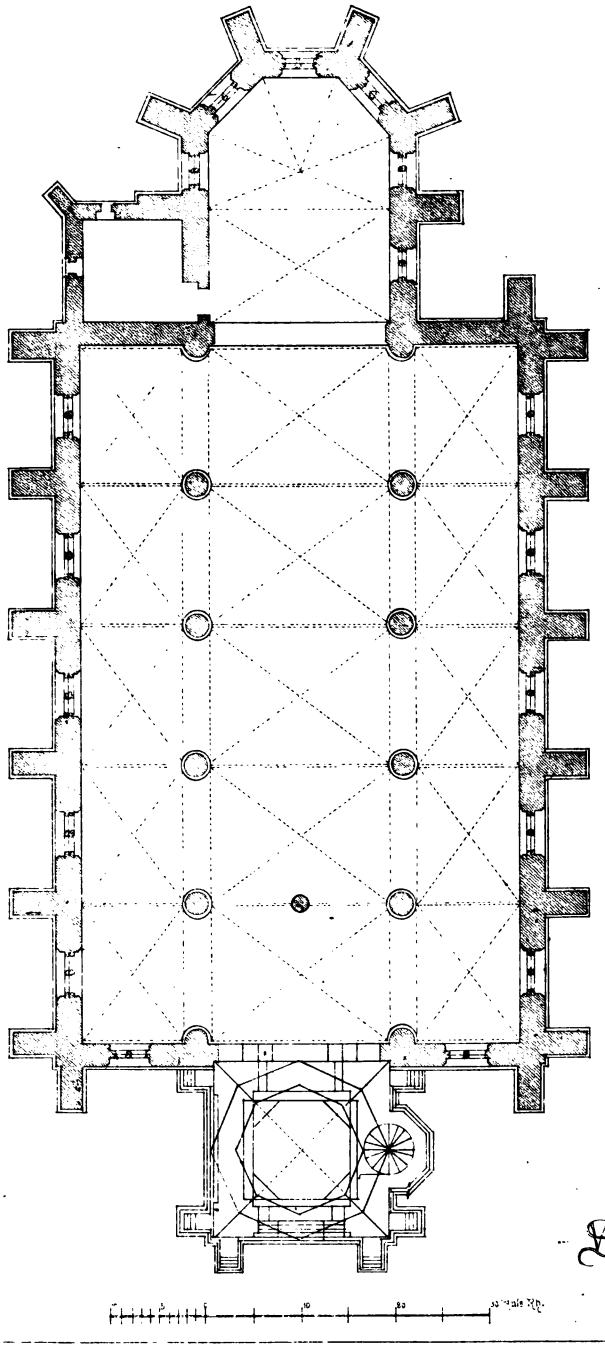
Taſel XXX und XXXI. Zum Gloſſar.

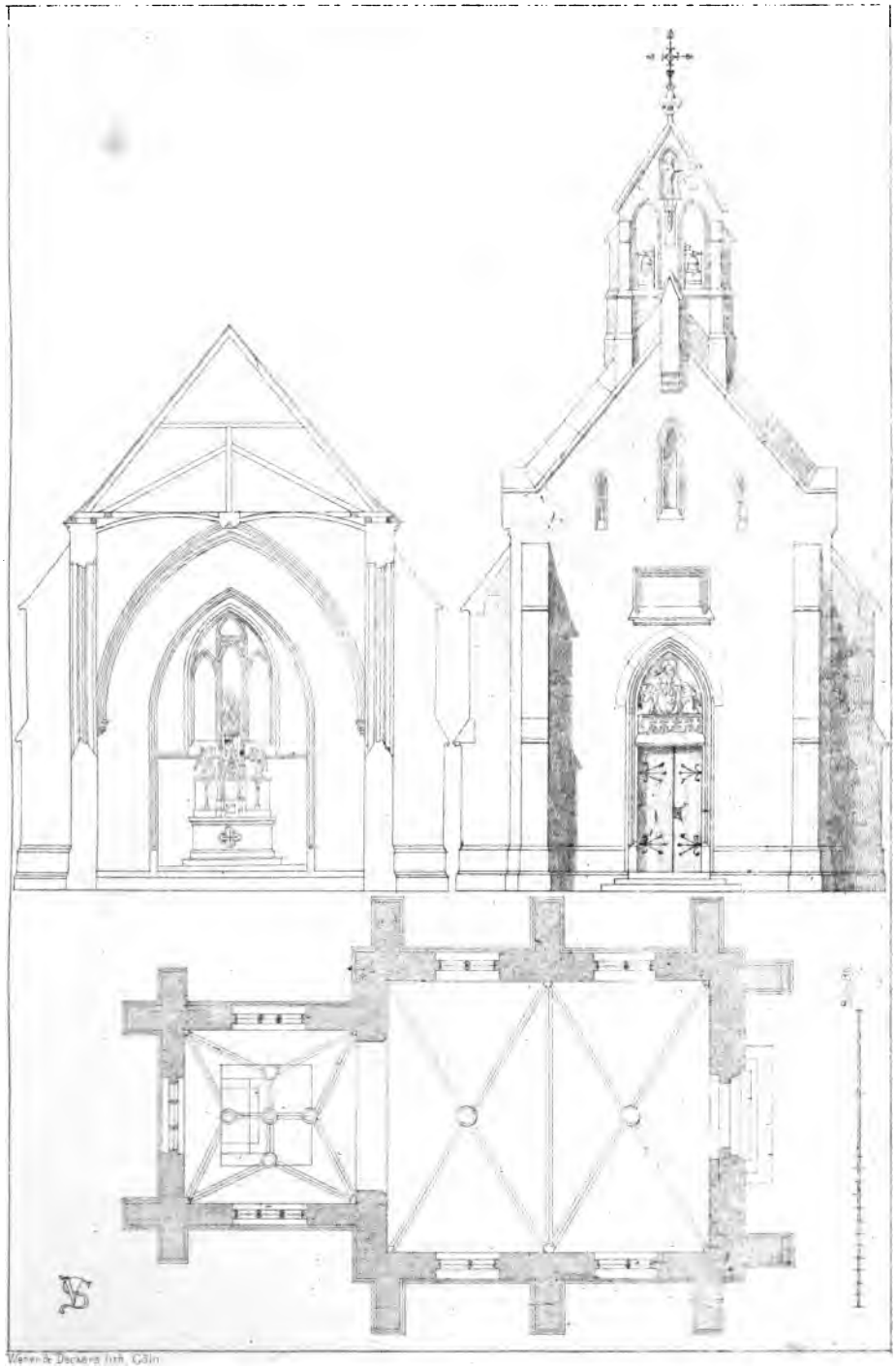
Zum Schluſſe noch eine allgemeine Bemerkung in Betreff dieſer Abbildungen. Abſichtlich ſind dazu vorzugsweiſe in neueſter Zeit ausgeführte Gegenſtände gewählt worden*), um dadurch einestheils zu zeigen, wie bereits ein neues Leben in dieſe beſondere Art von Kunſtübung wieder eingekehrt iſt, anderntheils, in welcher Art man ſich an das Alte anſchließen, daſſelbe benutzen kann, ohne es zu copiren. Vor Allem iſt freilich dazu erforderlich, daß man ſich in den Geiſt, welchem das Alte gleichſam entſproſſen iſt, wieder hineinlebt und aus demſelben herausſchafft, was denn ſchon von ſelbſt zur Folge haben wird, daß ſich Alles nach einem feſten, organiſchen Bildungsgeſetze geſtaltet, daß endlich auch die Theorie wieder in das rechte Verhältniß zur Praxis tritt. Auf dem Wege der Speculation und des Eklekticismus wird man nimmer zu wahrhaft lebendigen Bildungen gelangen; man wird ſtets ſuchen und niemals finden.

*) Ein wahres Prachtwerk über altes Kirchengeräthe gibt unter dem Titel: Kirchenmöbel und Utenſilien aus dem Mittelalter und der Renaiſſance in den Diöceſen Köln, Trier und Münſter — der Architekt C. W. Schmidt zur Trier in eigenem Verlage heraus, auf welches ich hiermit noch aufmerkſam machen möchte. Bis jetzt ſind 11 Tafeln in 2 Lieferungen erſchienen.

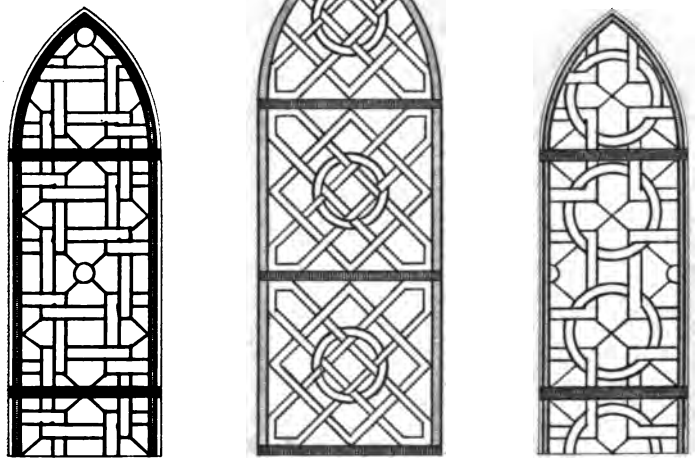
Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.



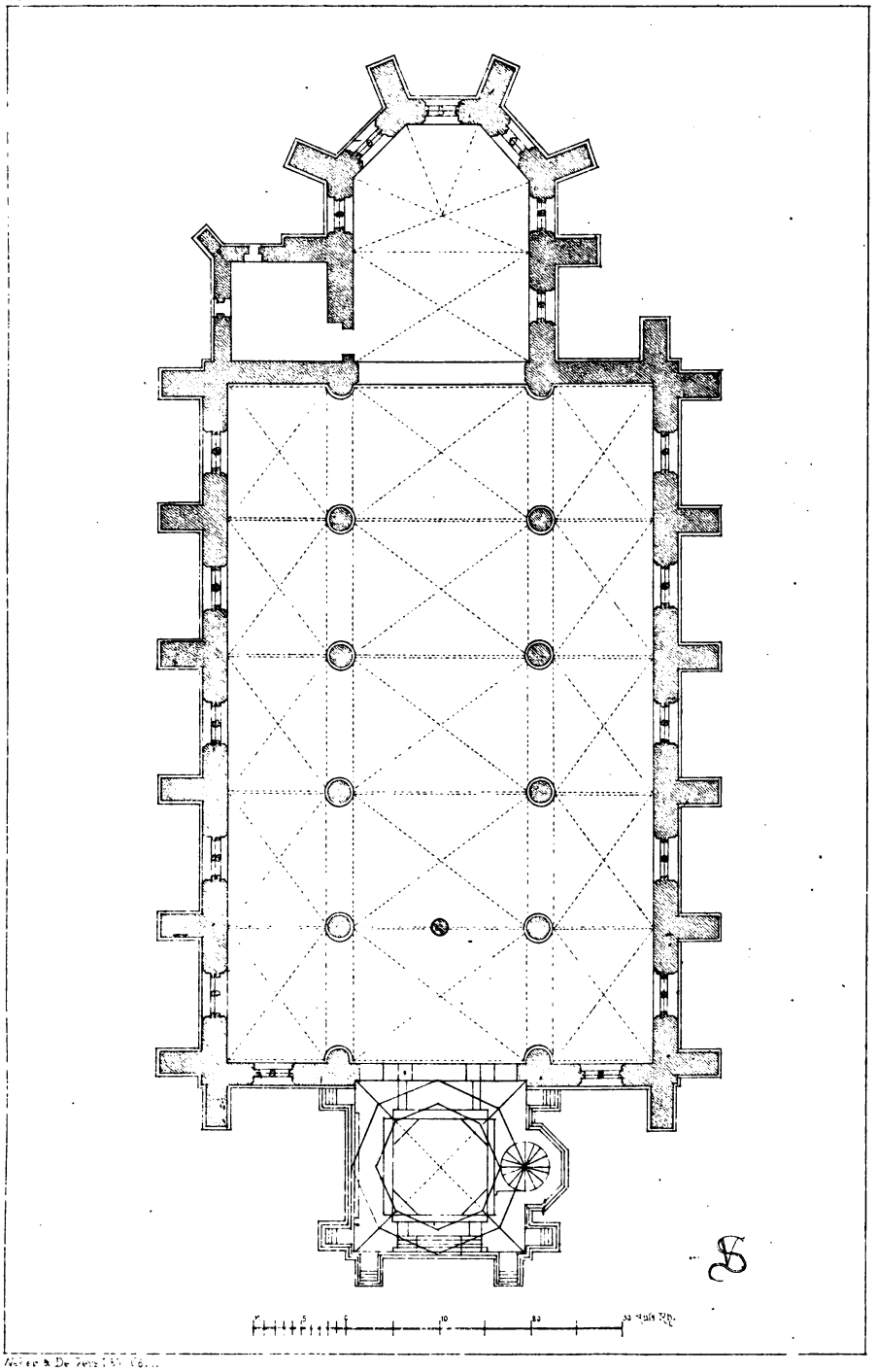


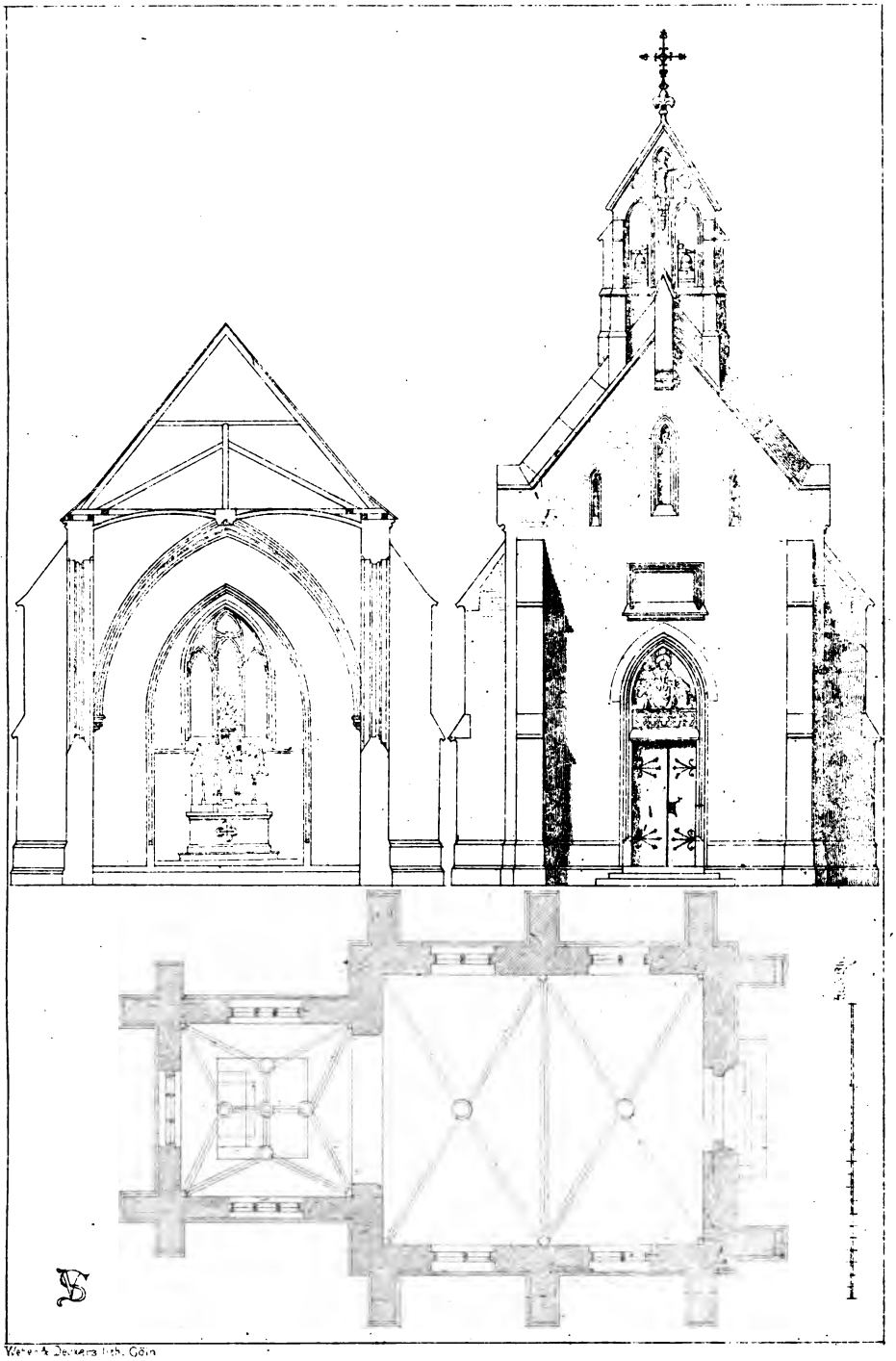


Wenner & Deckers lith. Cöln

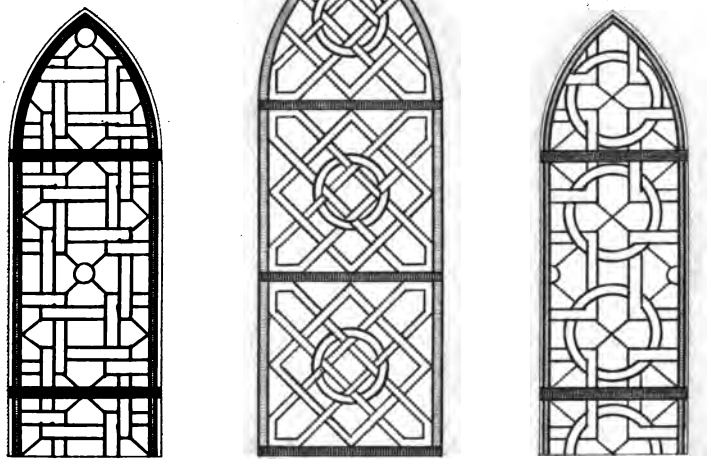


Weber & Deckenstein Cöln



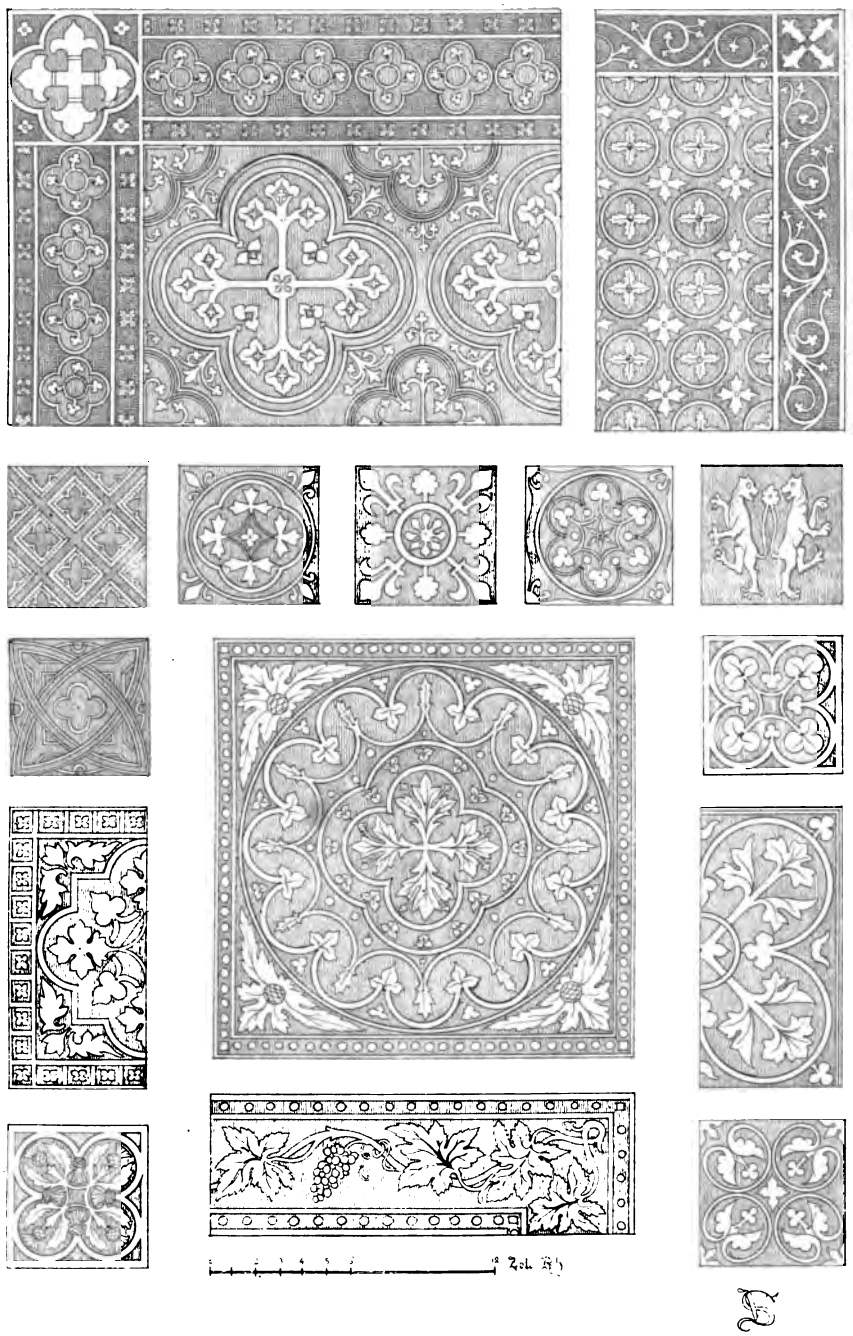


Weber & Deckers lith. Göln



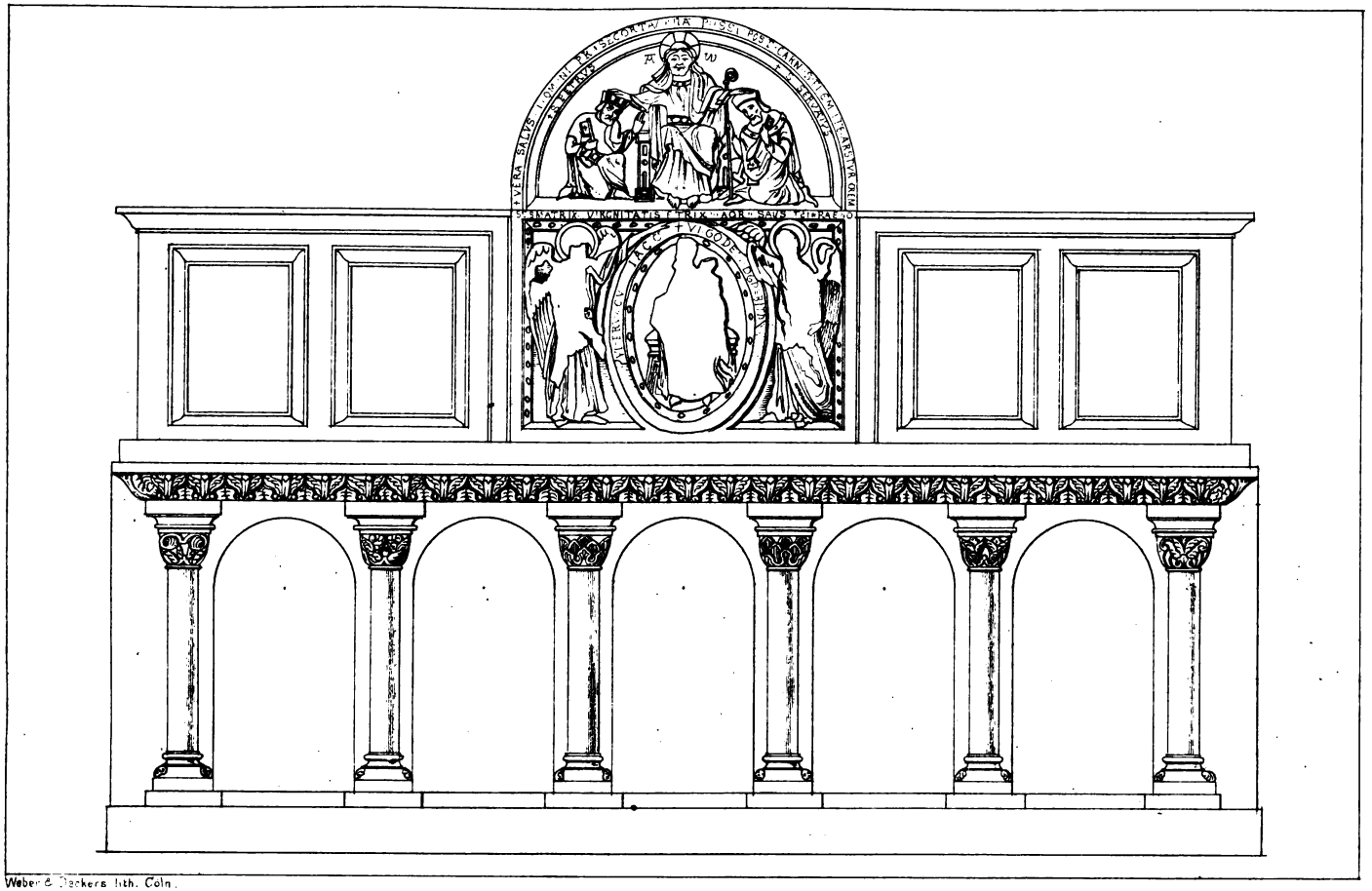
Weber & Deckens Lith. Cöln

V.



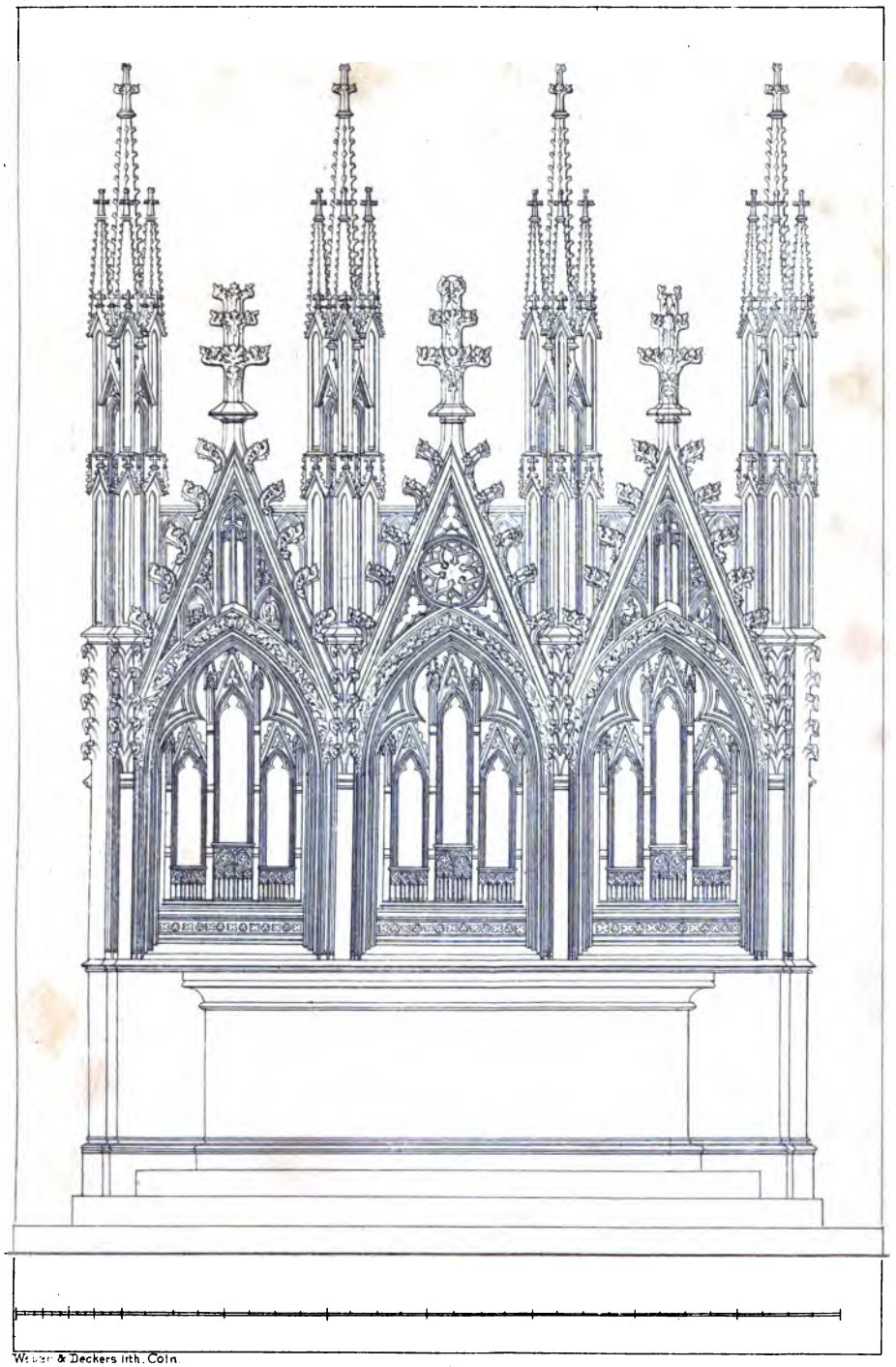
Weber & Dr. ... Cöln

VII

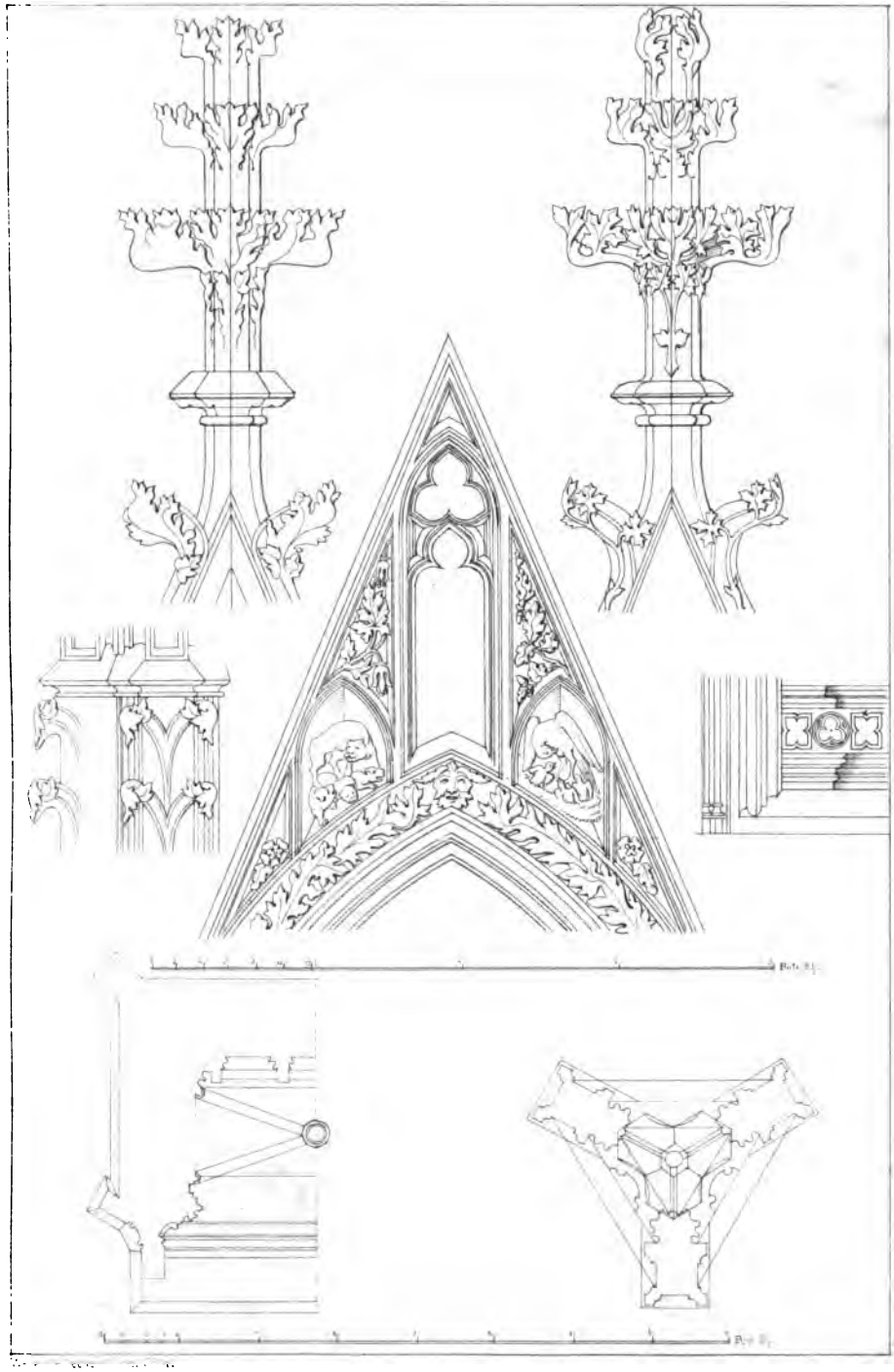


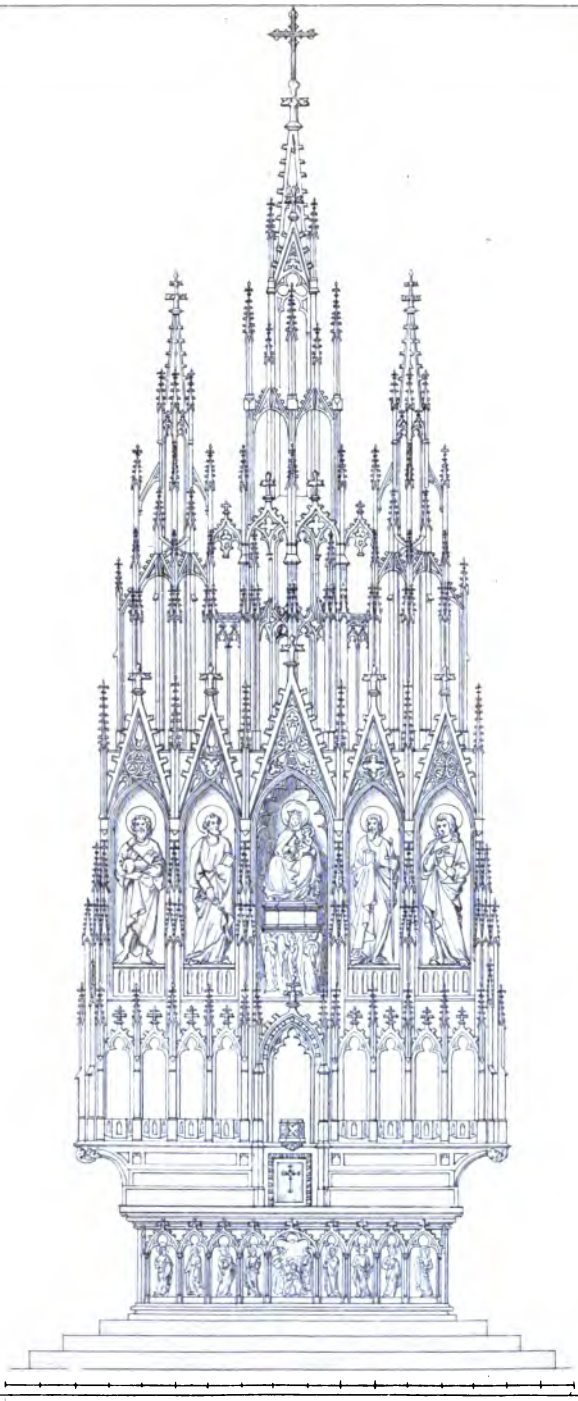
Weber & Heckers lith. Coln.

VII.

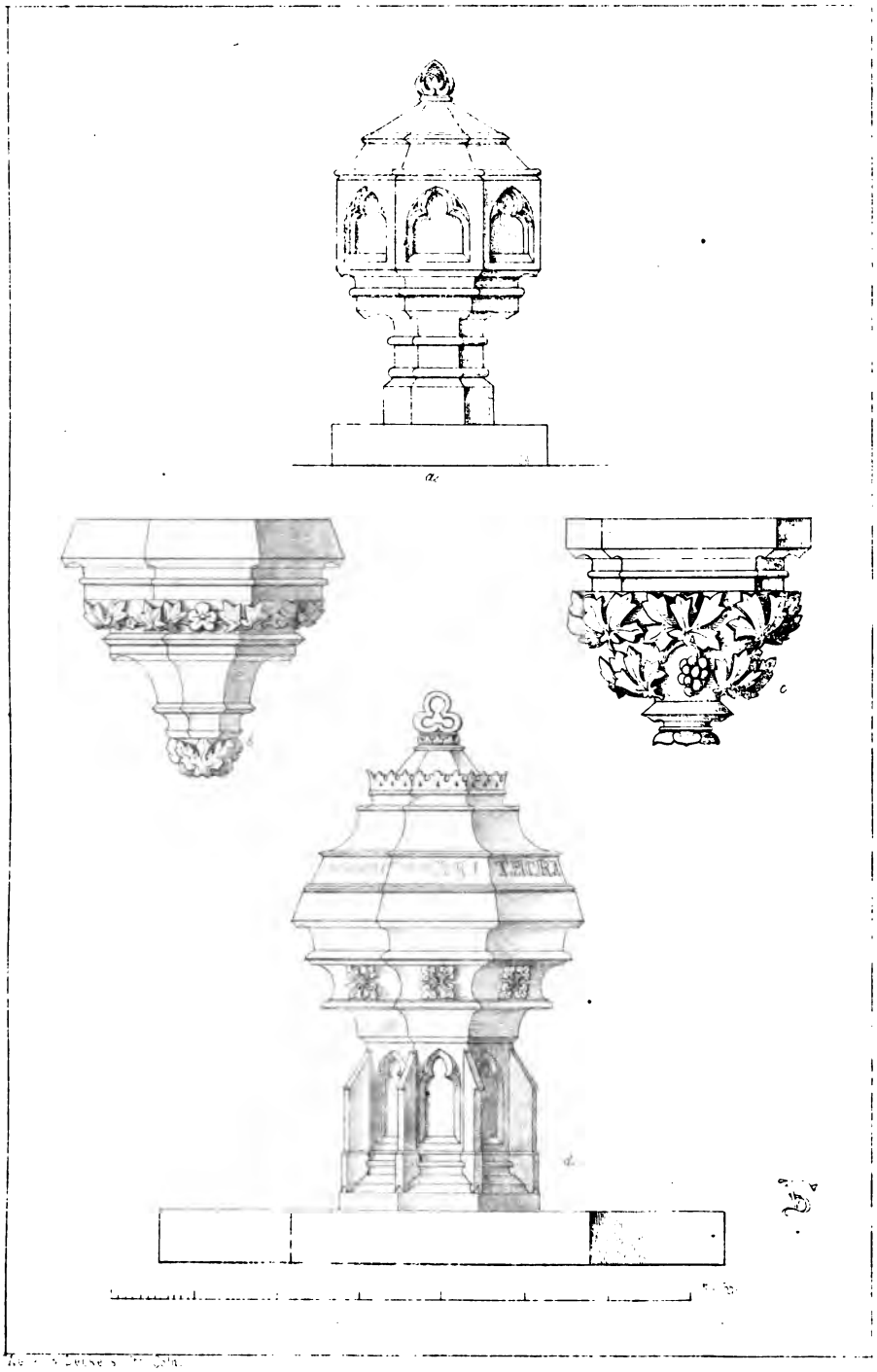


Weber & Deckers lith. Cöln

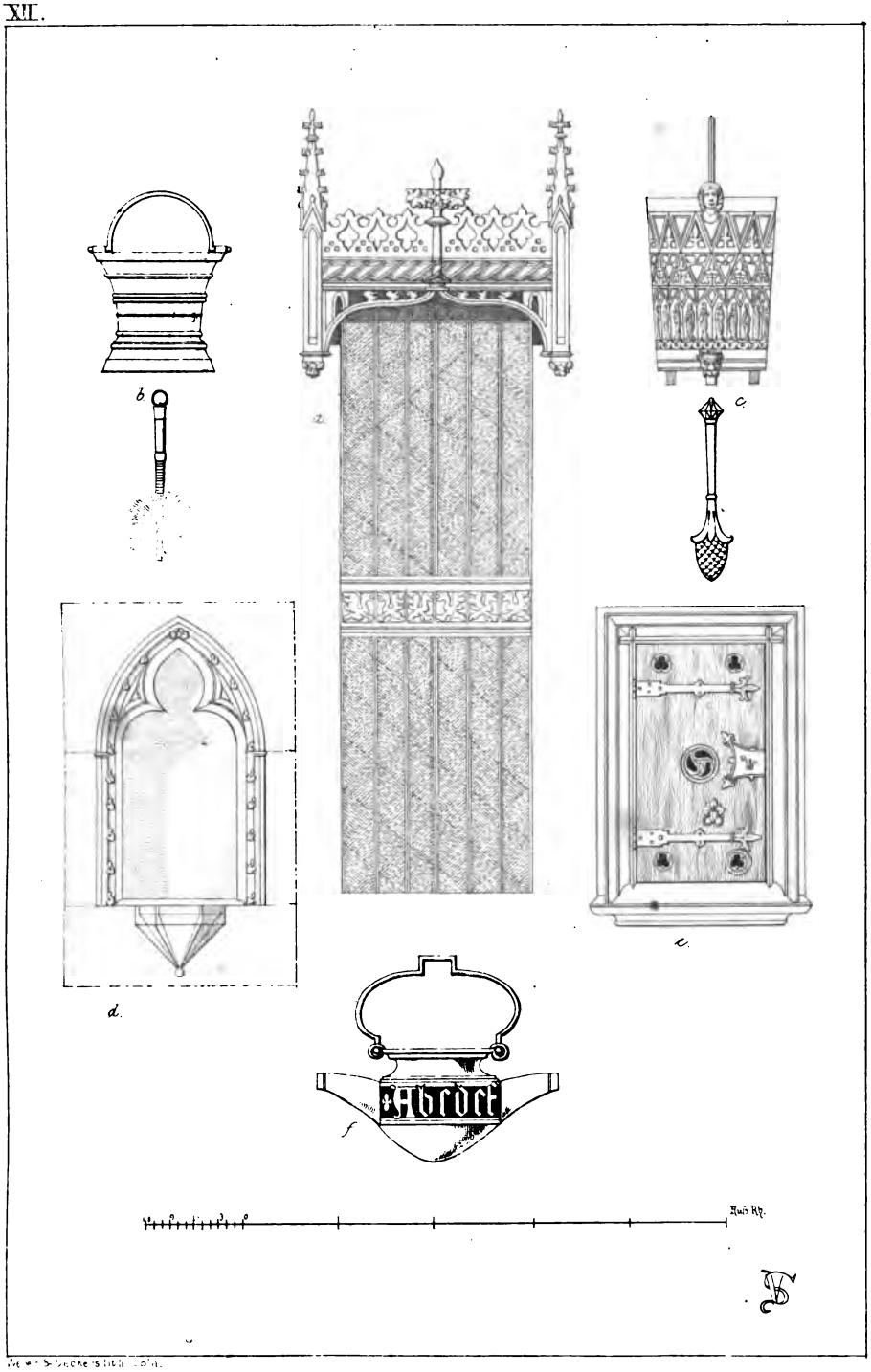


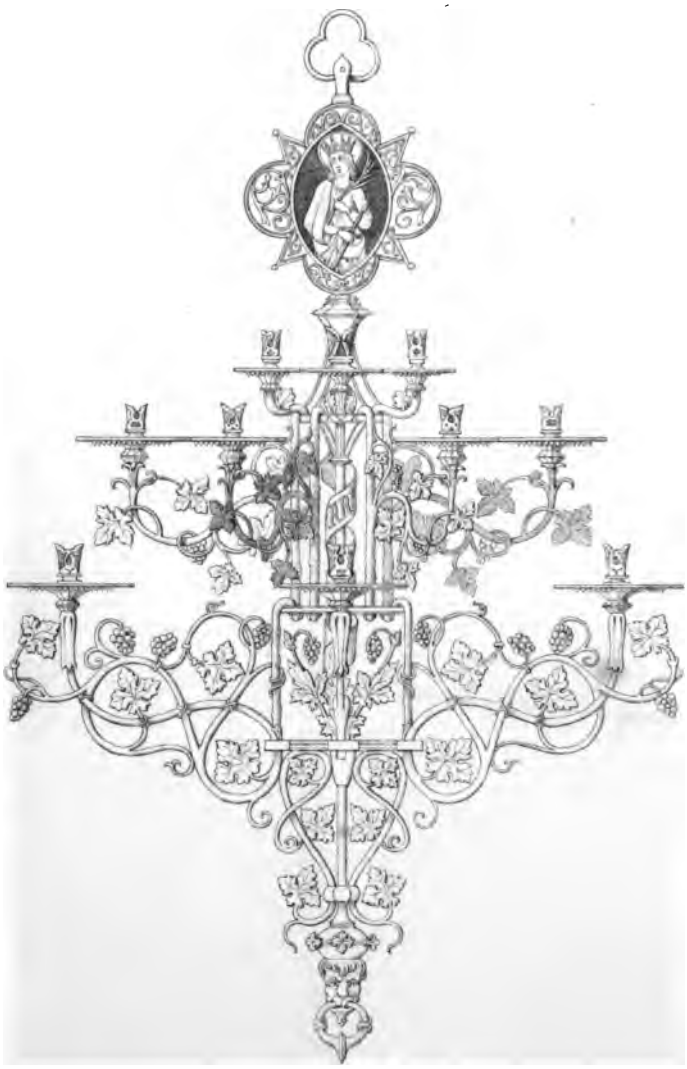


Weber & Denkers lith. Com.

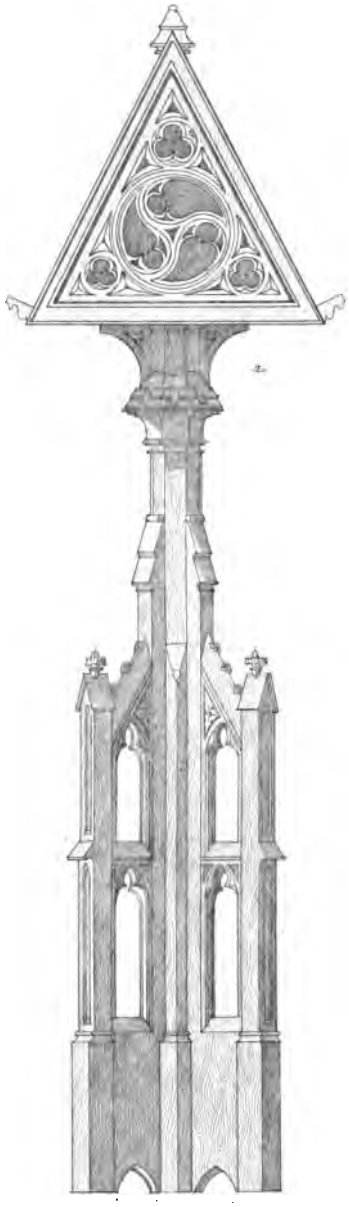


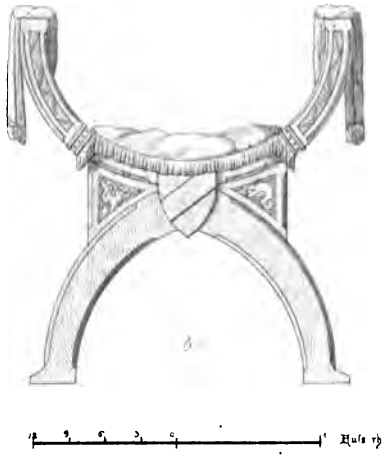
XII.

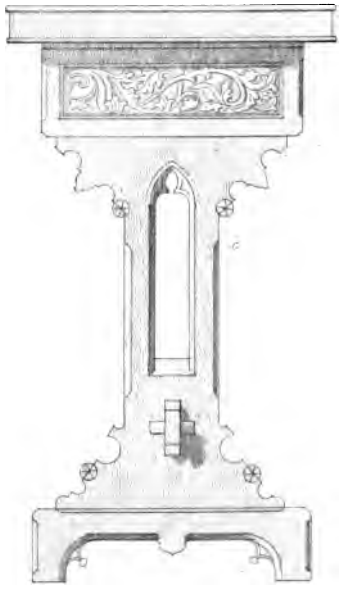




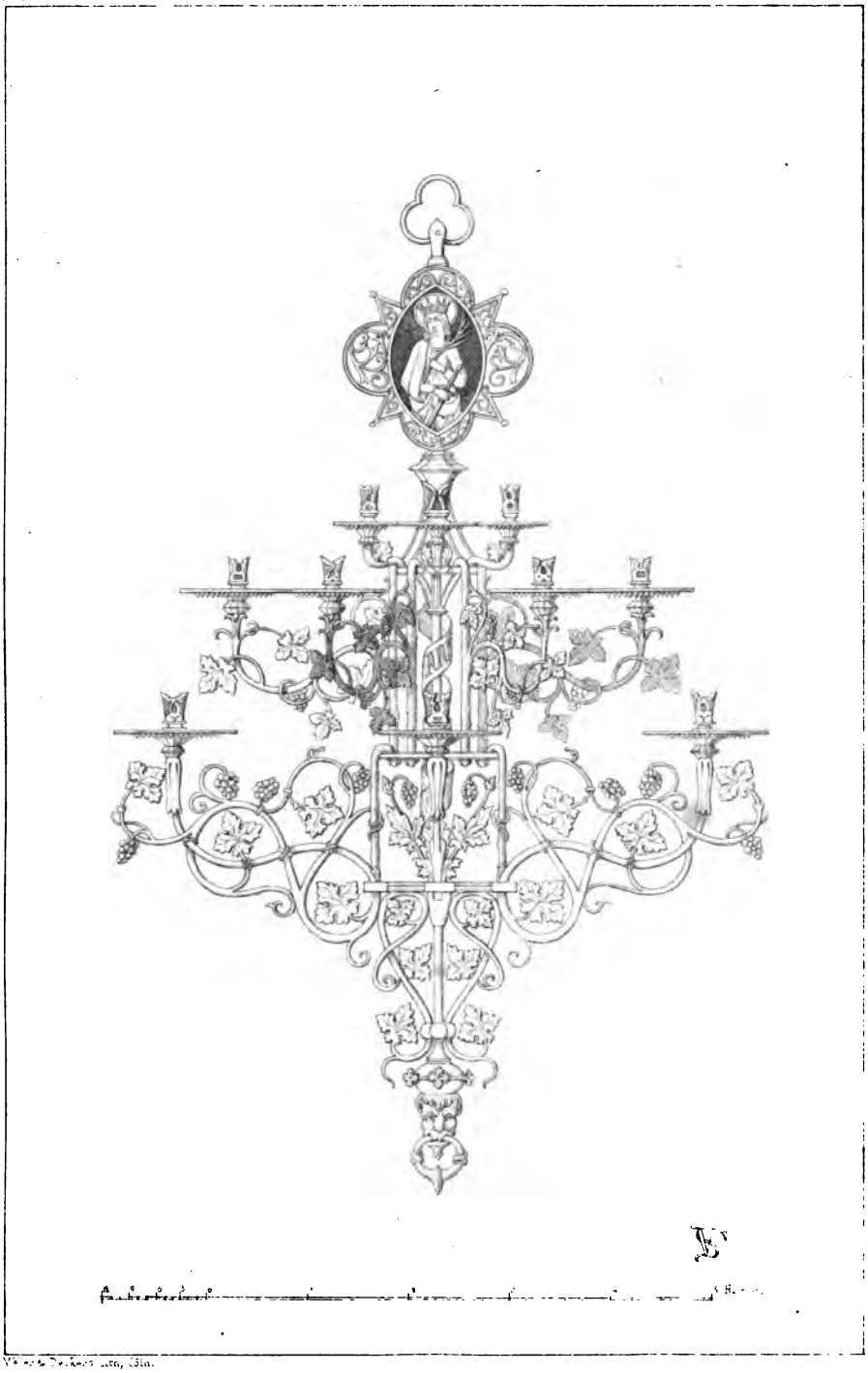
Verlag von Decker's Verlag, Cöln.



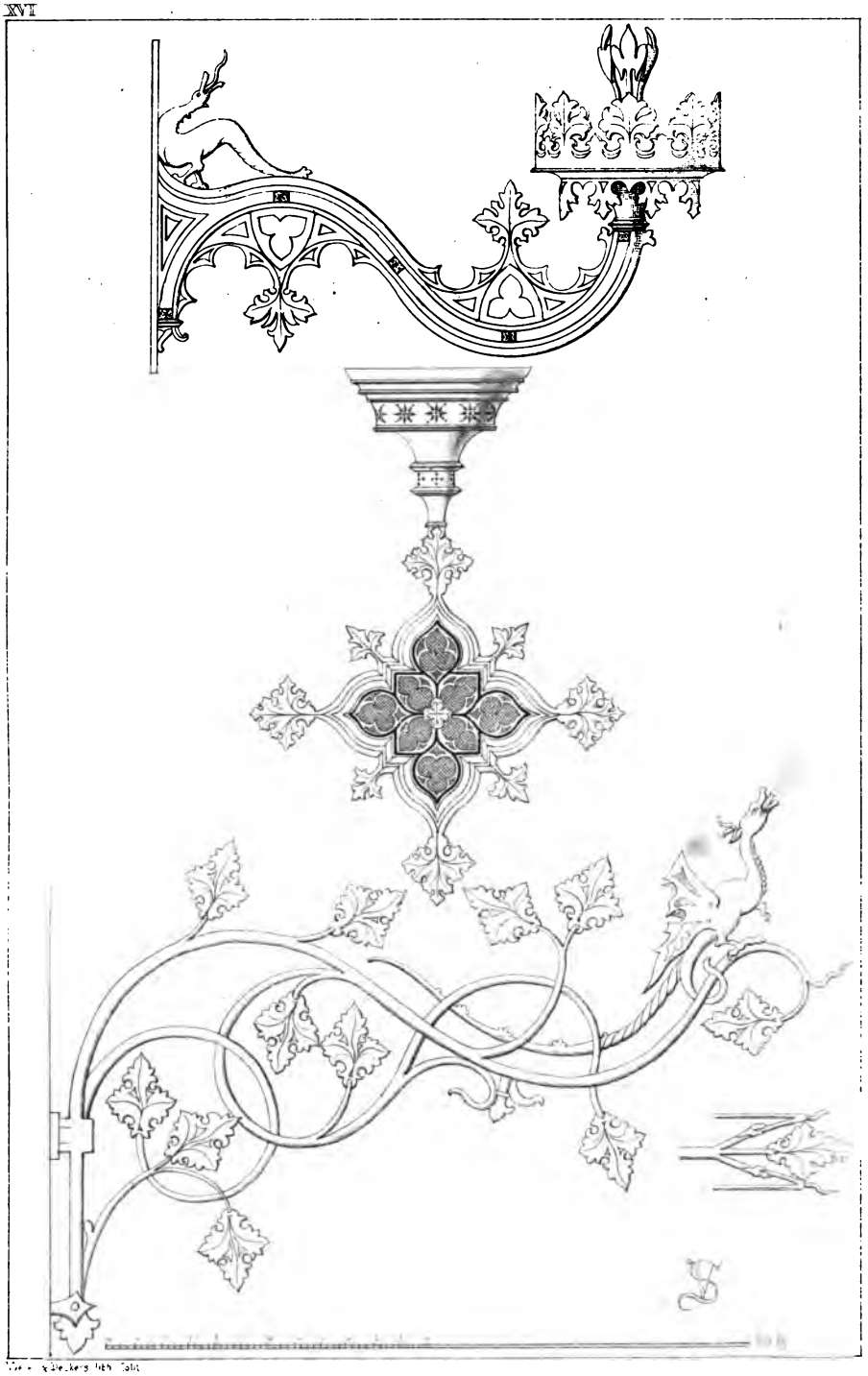


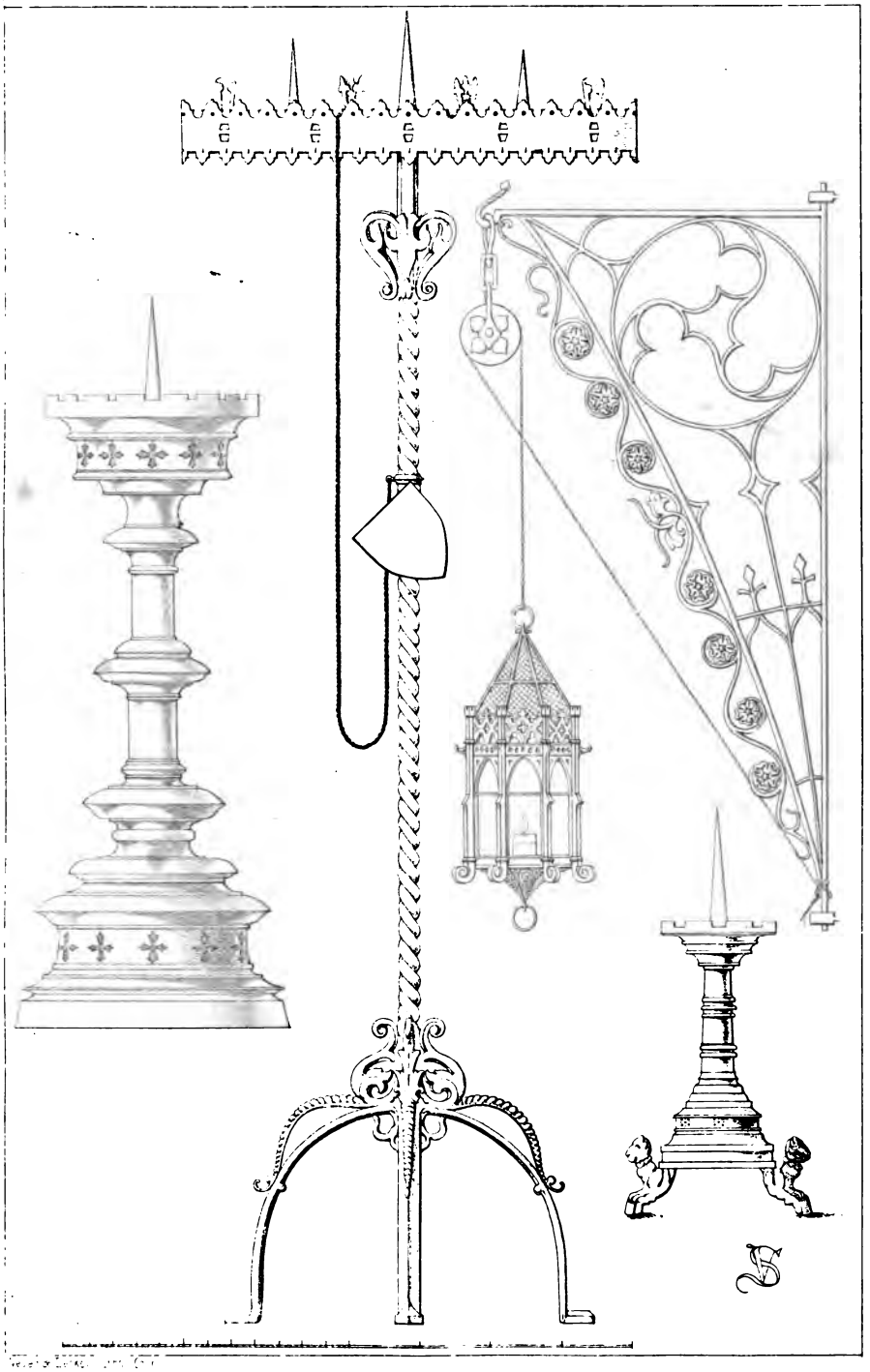


Dockers lith. Coln.

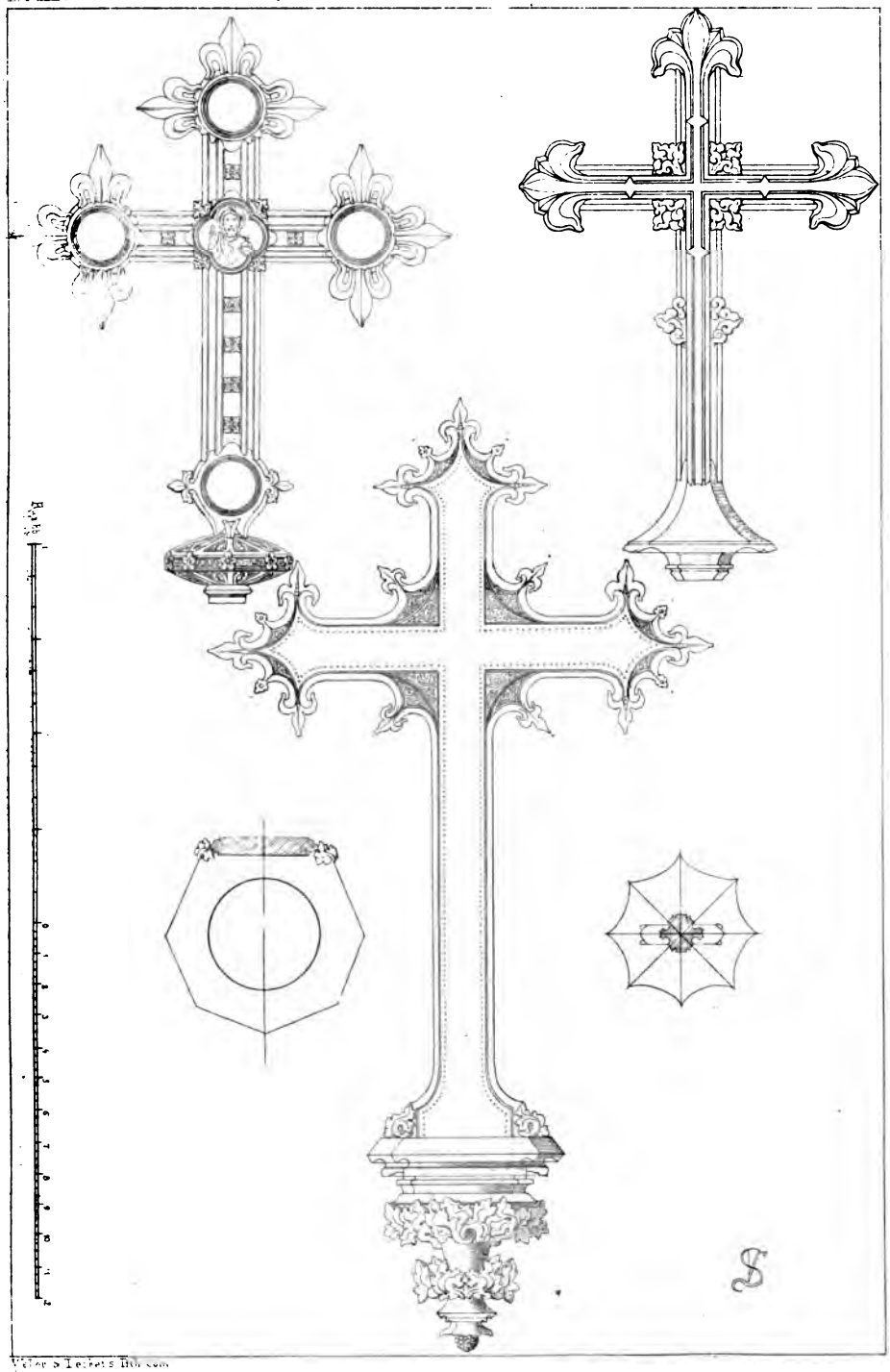


Vincent Dickens Lith, Edin.

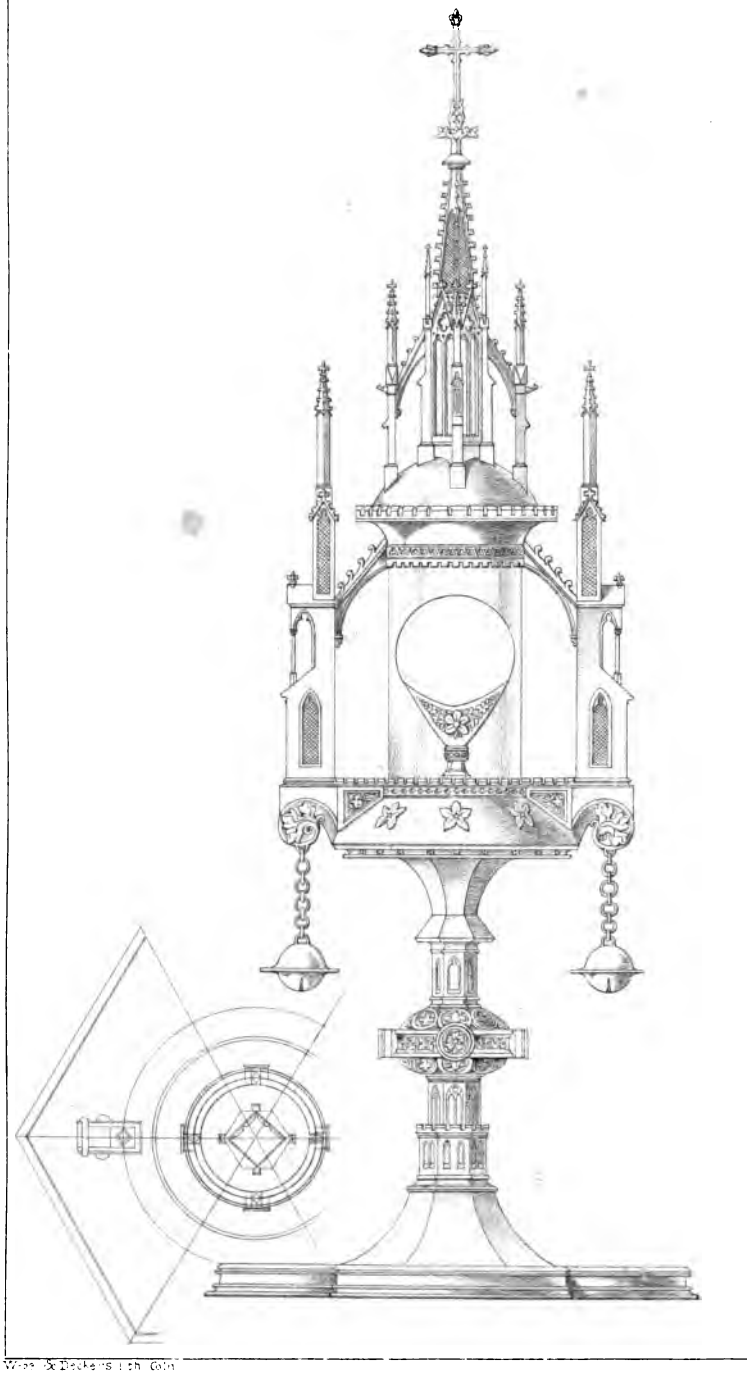




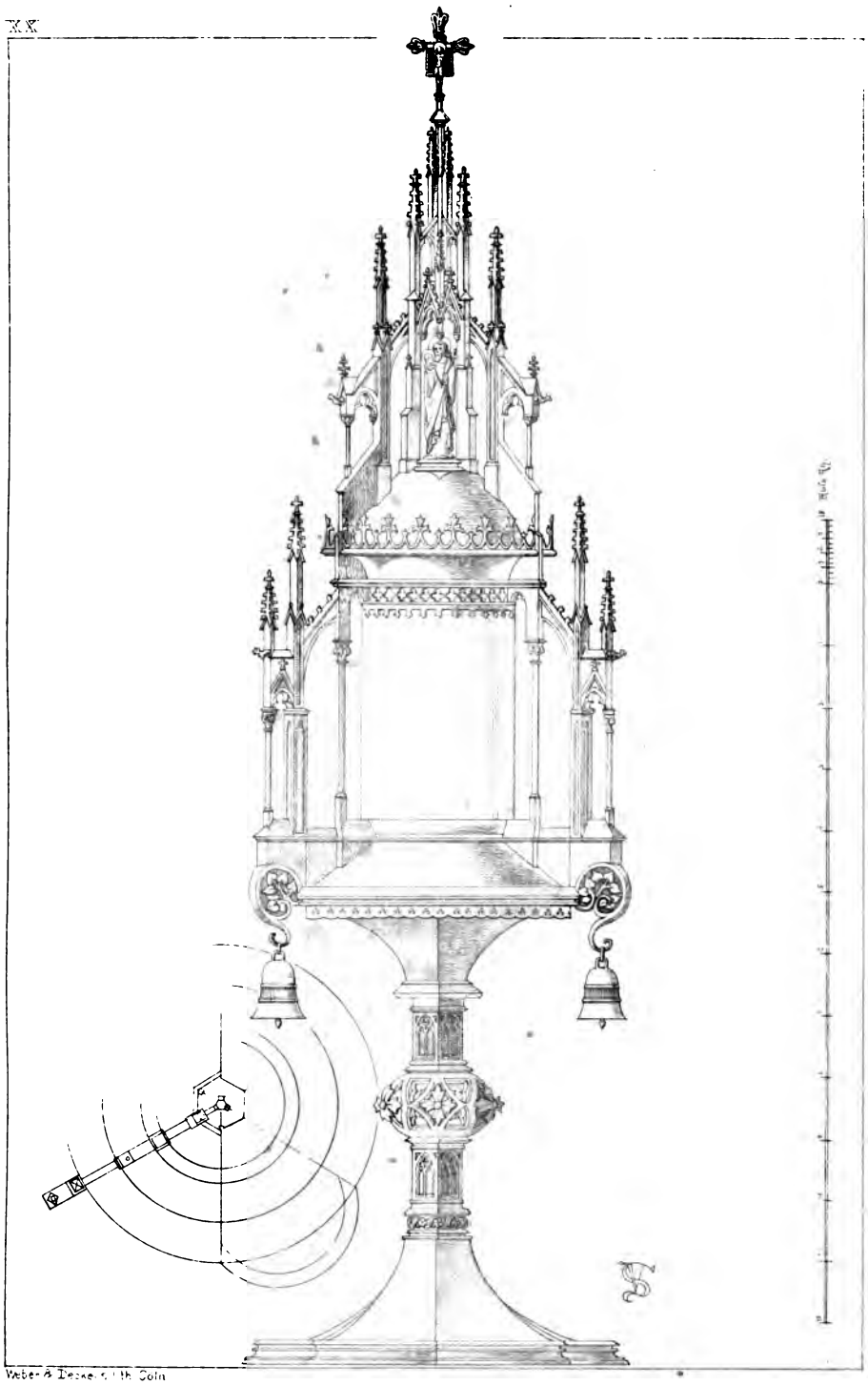
XVIII.



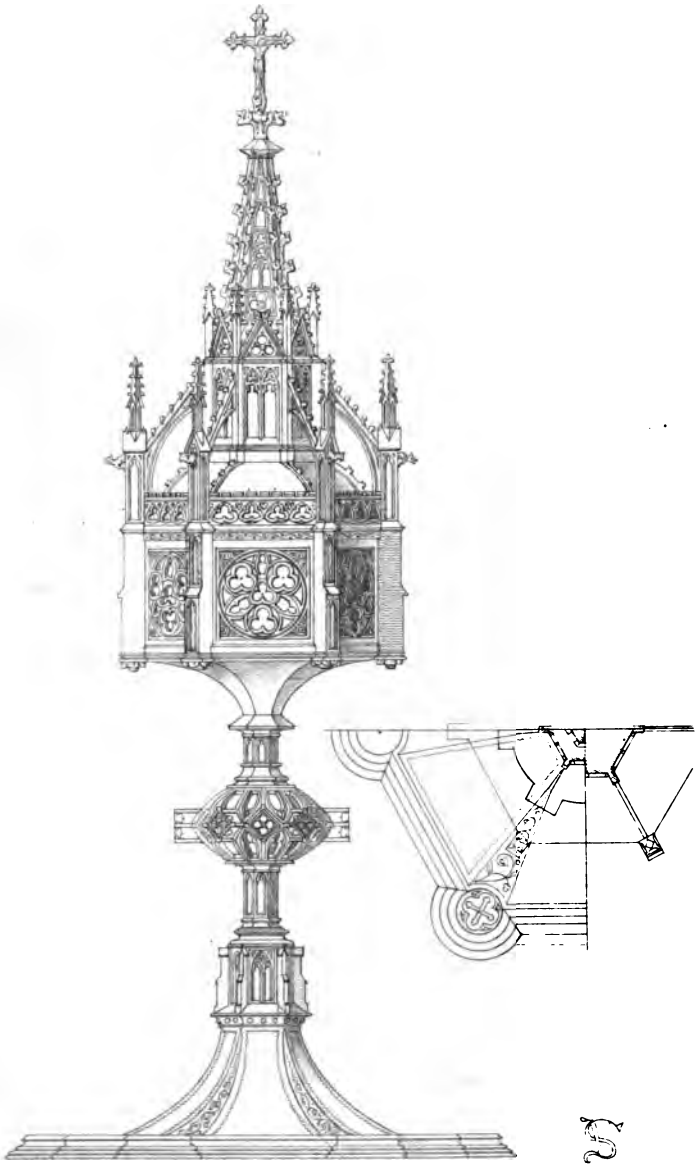
Weber & Lecker's lith. Cam.



Wiss. & Decker's Lith. Cöln



Weber & Deiner, Köln



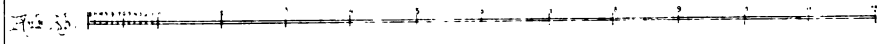
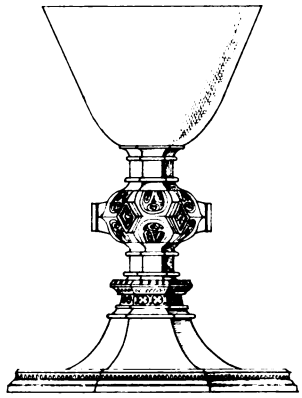
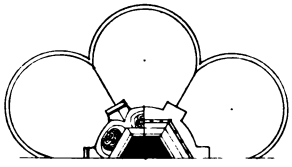
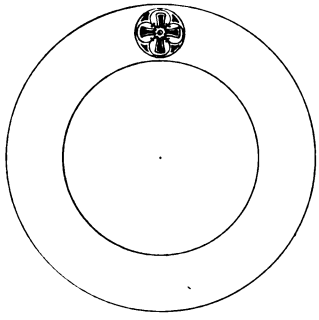
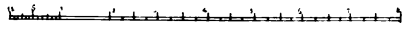


Fig. 55.

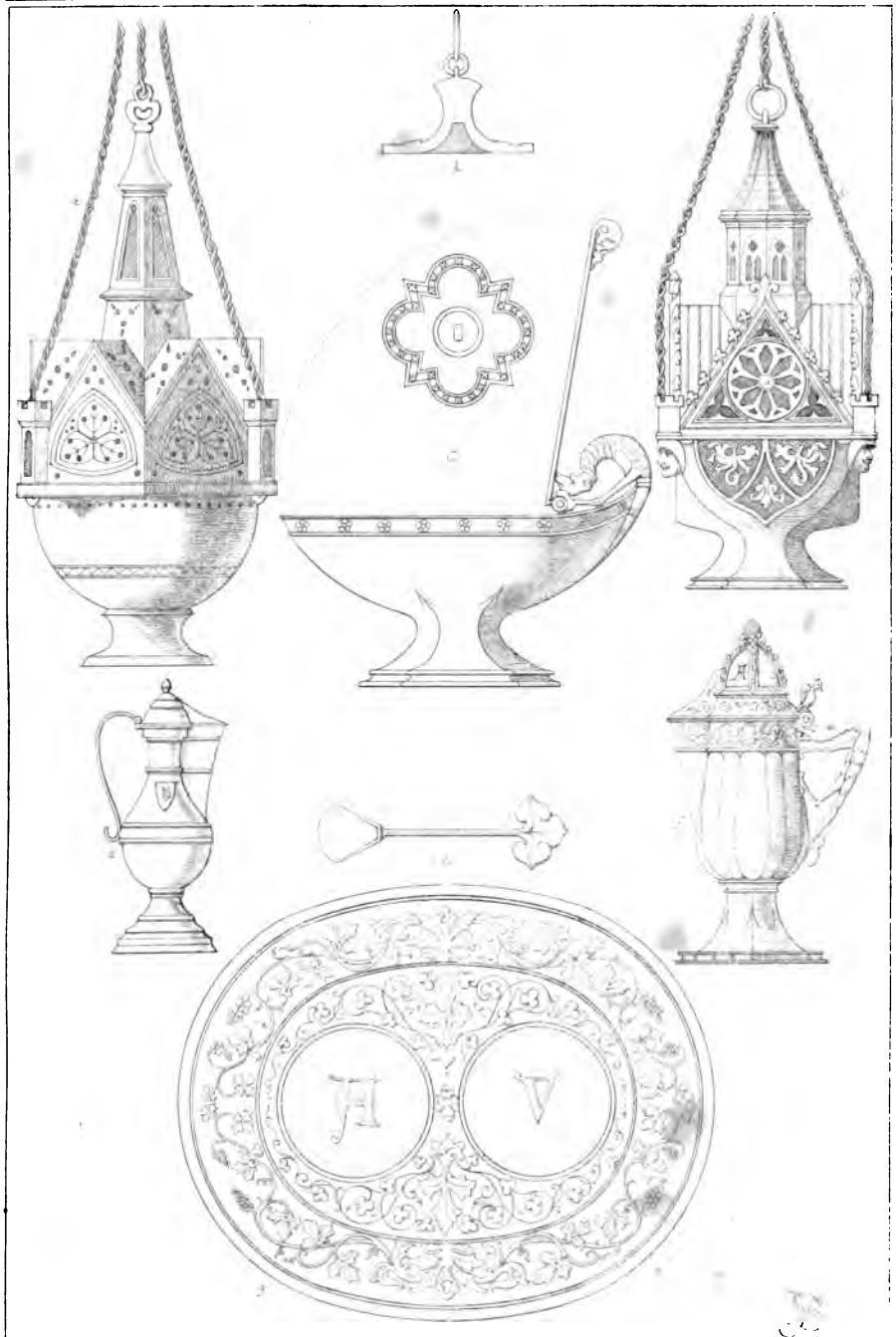




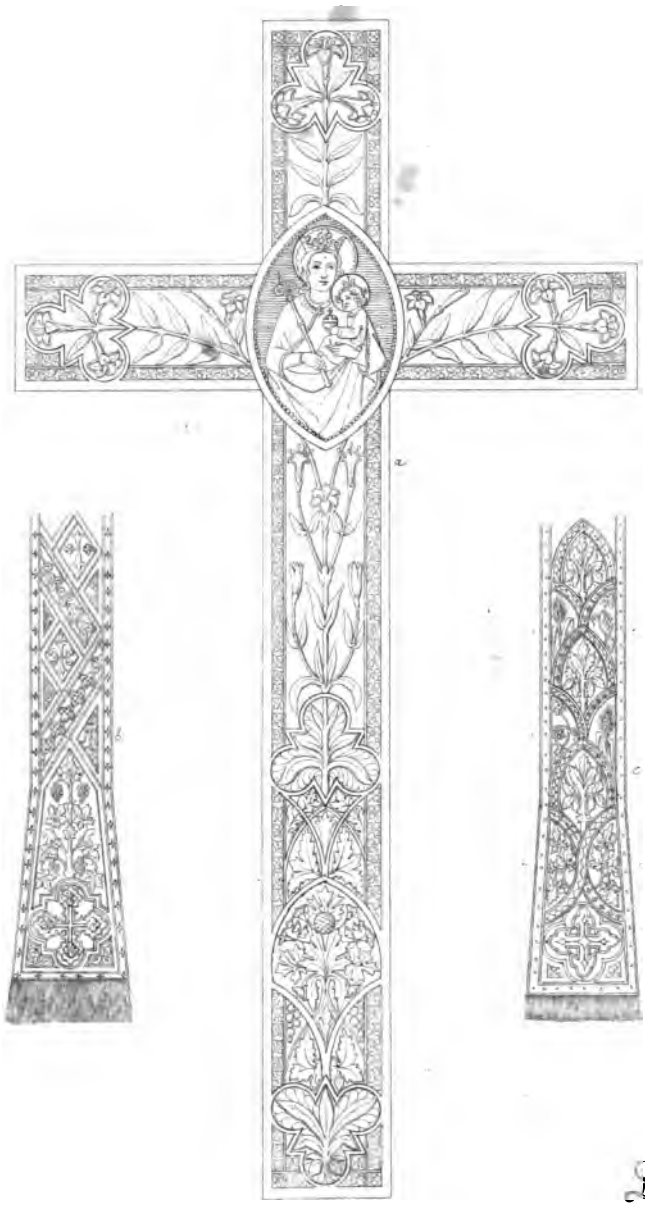




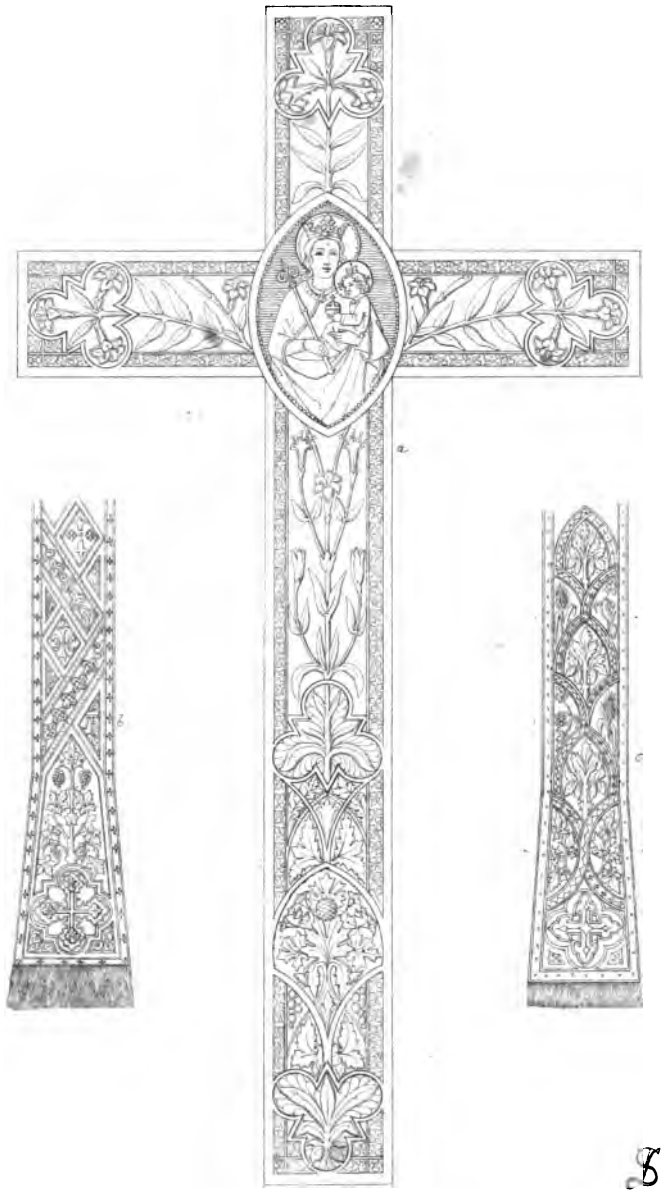
Walter & Lechner



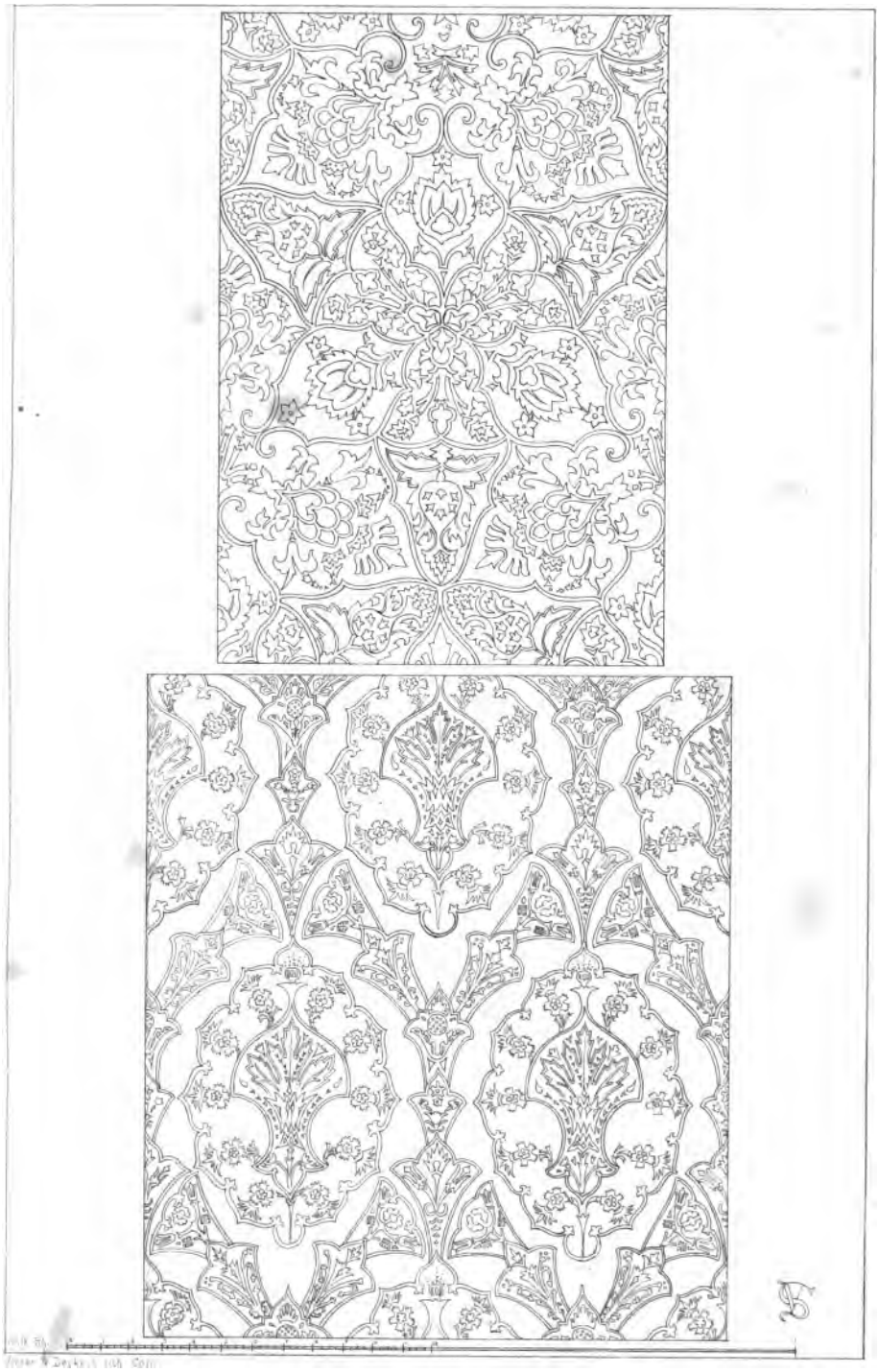
XXXV.

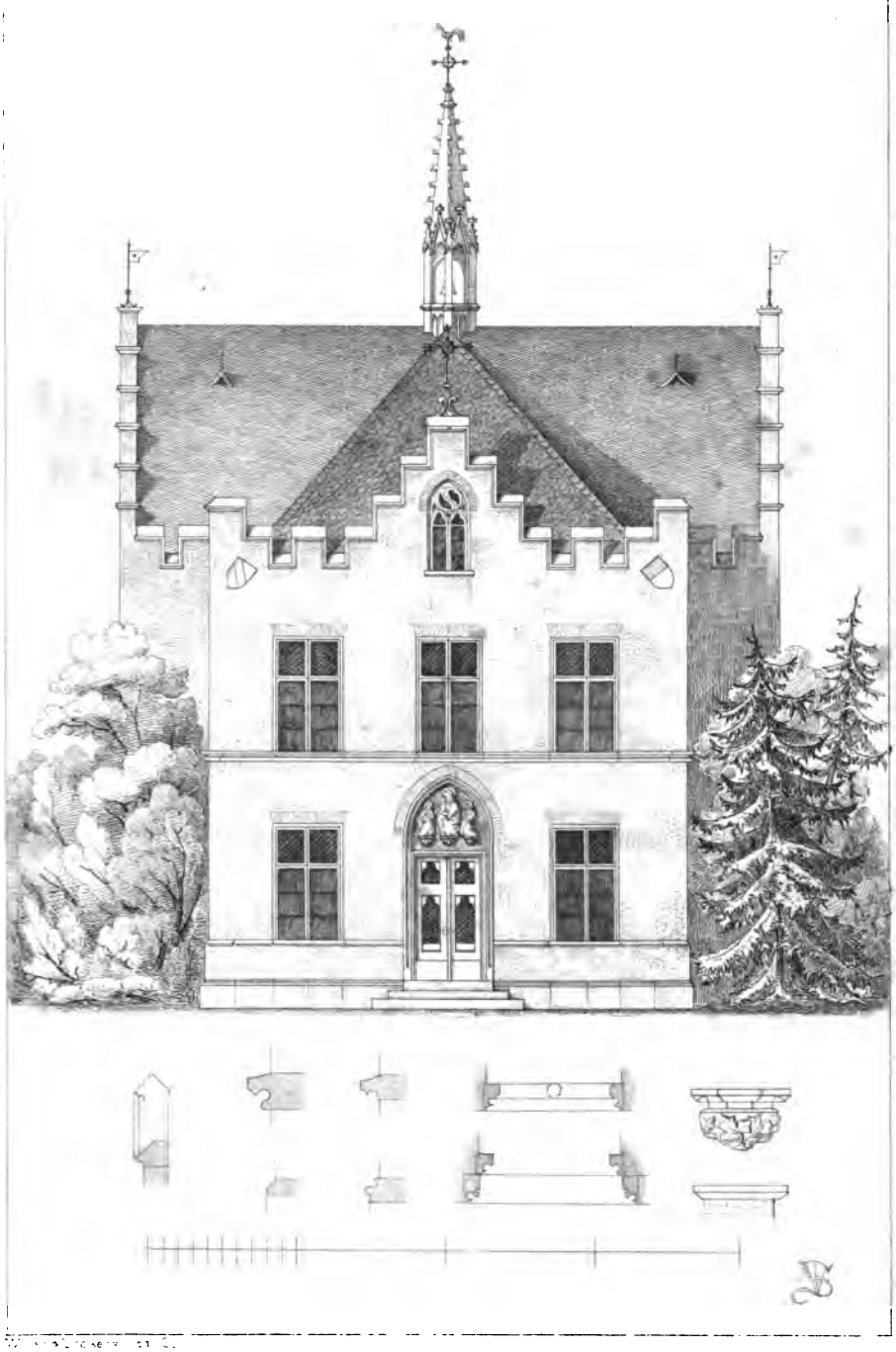


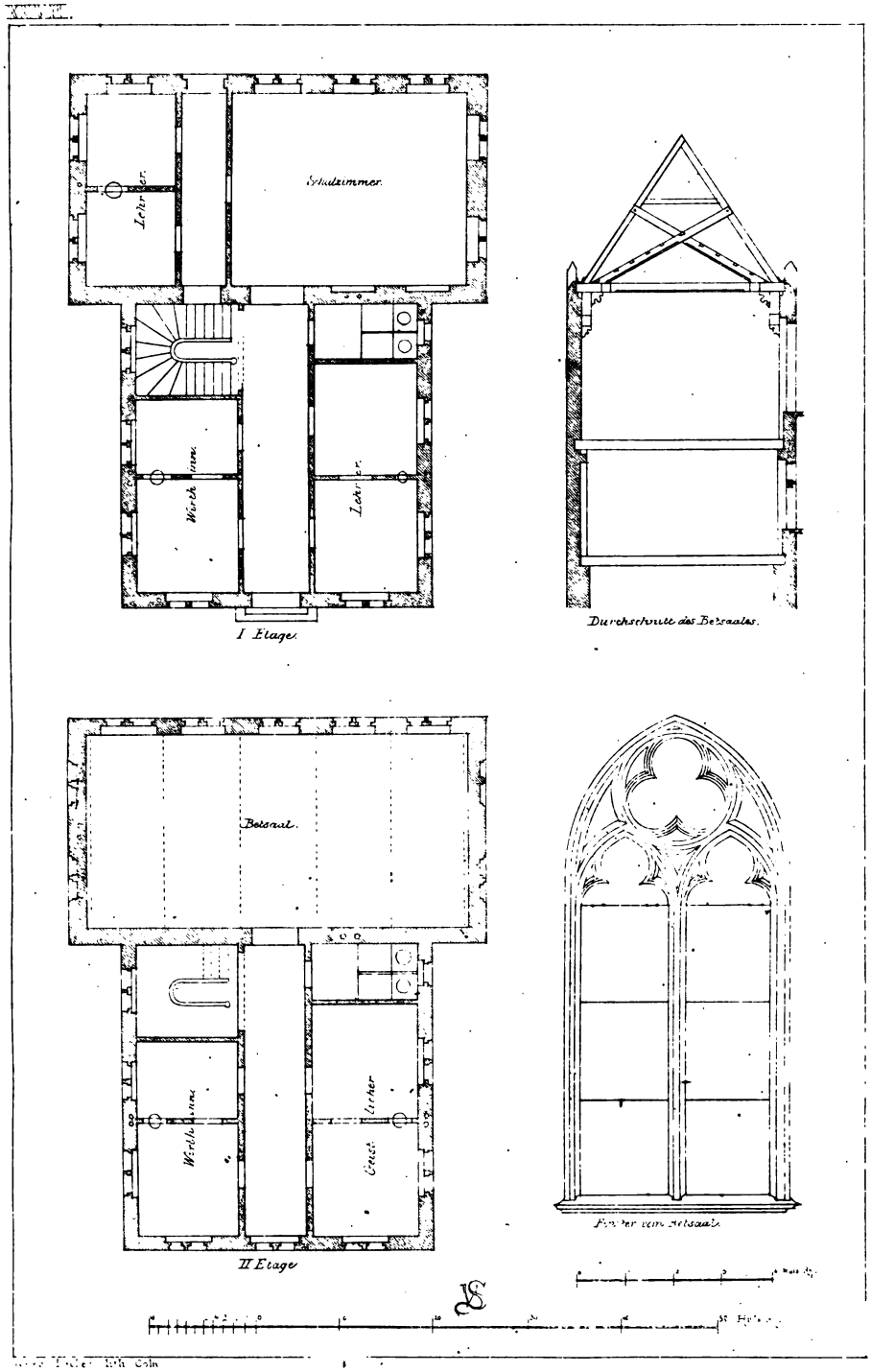
XXIV.



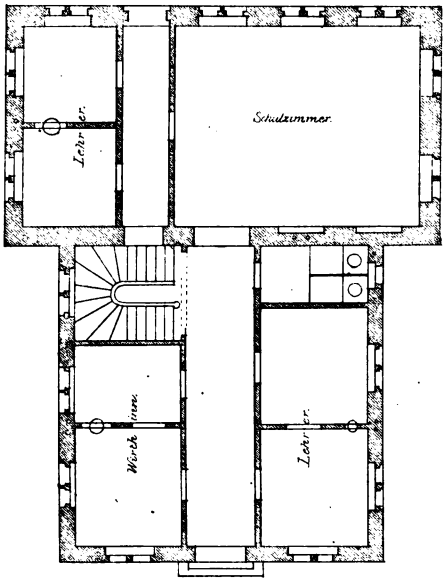
XXV.



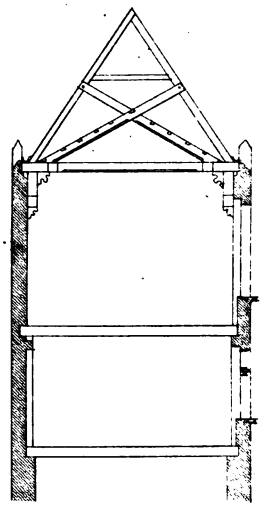



Schulzimmer.
Lehrer.
Wirthinn.
Lehrer.
I Etage.
Durchschnitt des Betsaales.
Betsaal.
Wirthinn.
Geistlicher
II Etage
Fenster vom Betsaal.

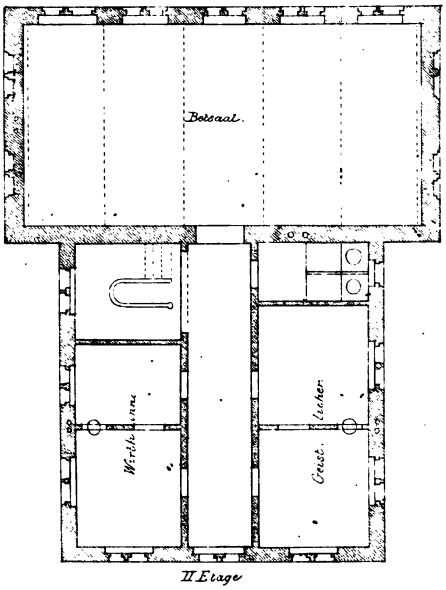
XXVIII.



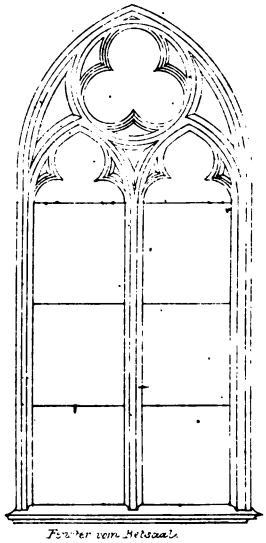
I Etage.



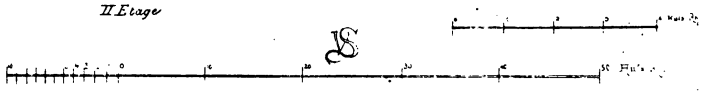
Durchschnitt des Betsaales.



II Etage



Fenster vom Betsaal.



Lichtdruck lith. Cöln.

a.

b.

c.

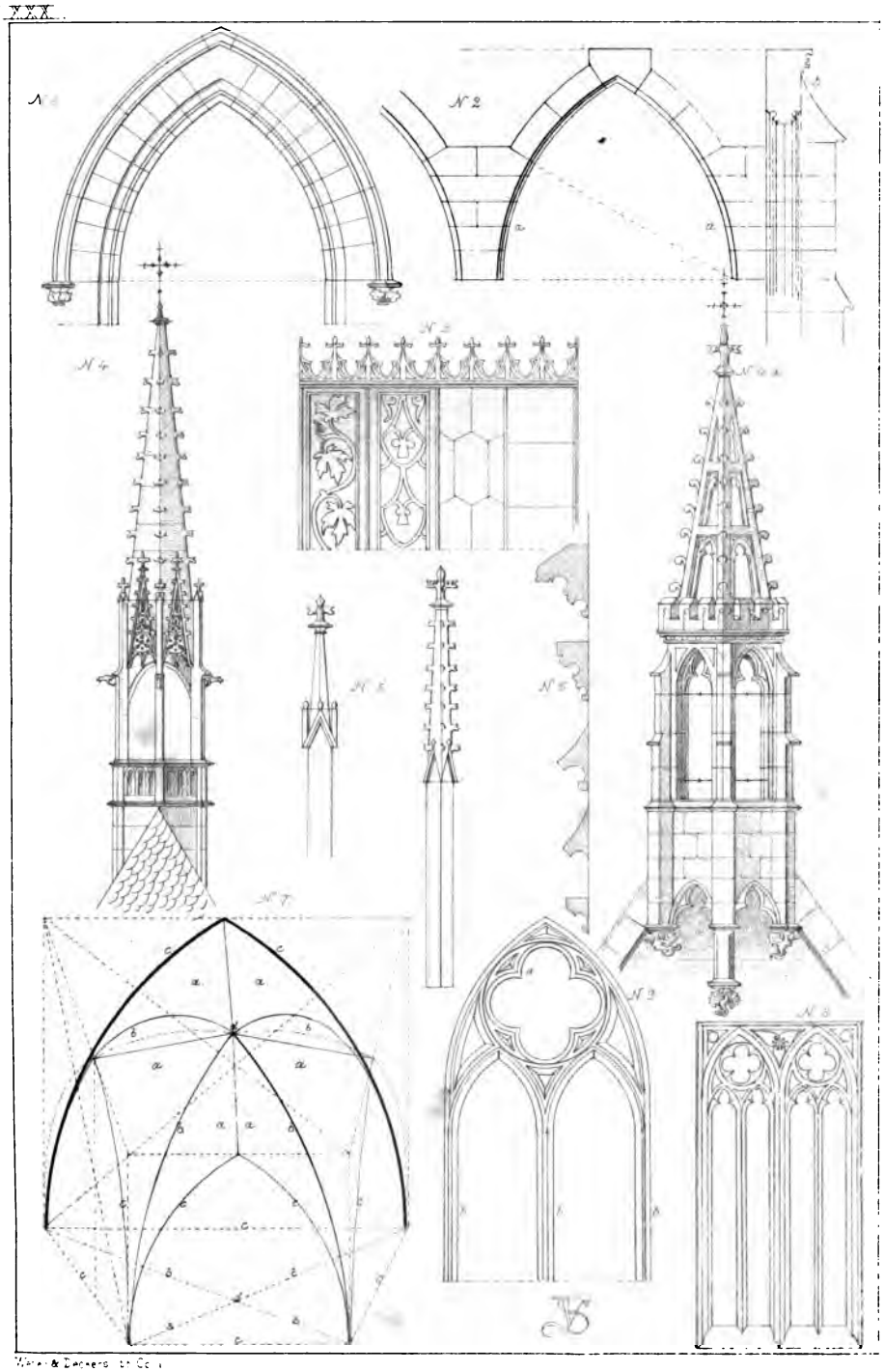
Weber & Berkers lith. Cöln

d

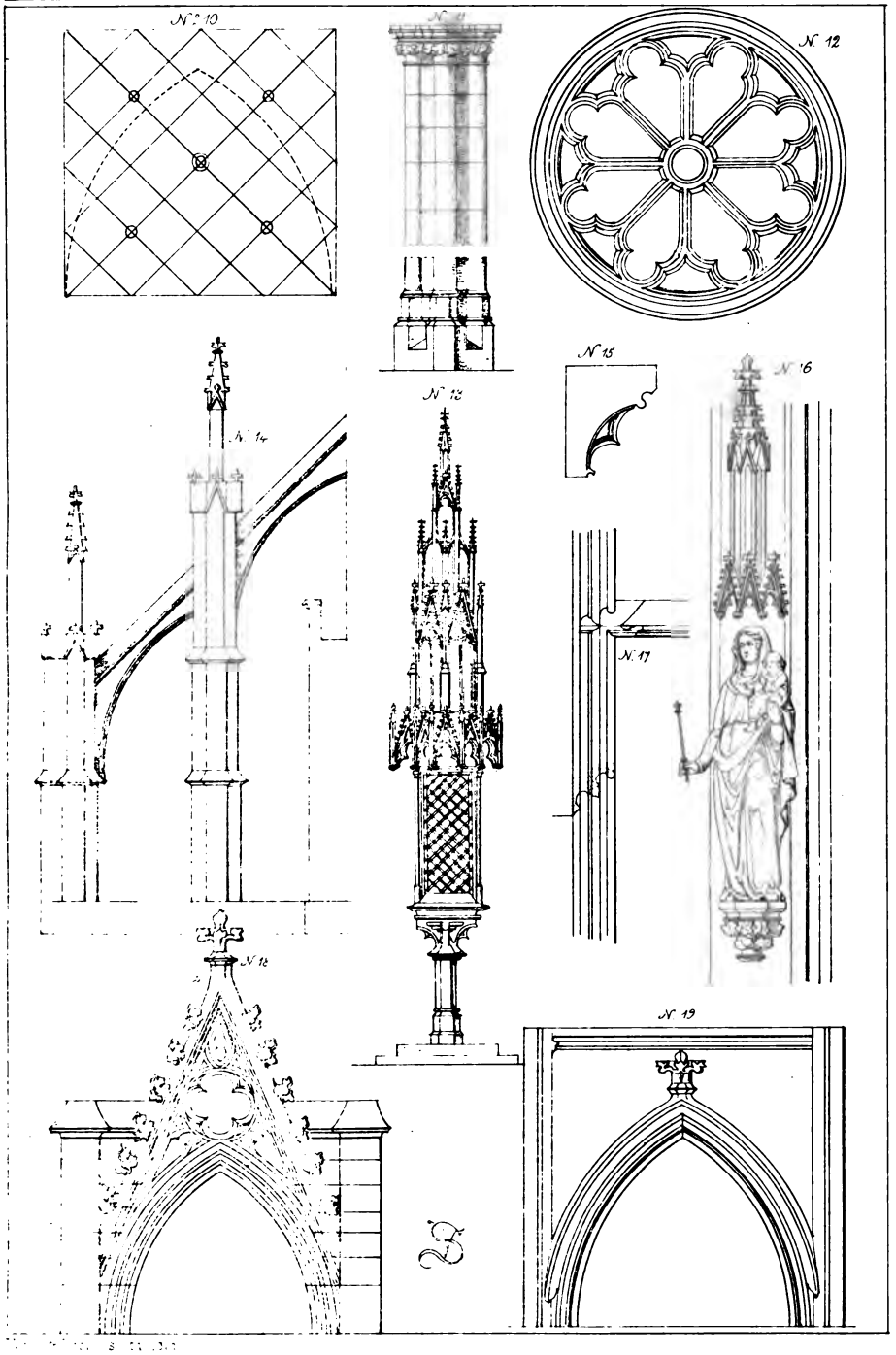
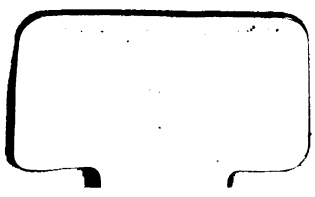
e

f

Weber & Deukers lith. Cöln



Waters & Dickens lith Co.


N.° 10
N. 12
N. 14
N. 15
N. 16
N. 17
N. 18
N. 19